Ruth; Erzählung

Lou Andreas-Salomé

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Bellevue

Digitized by Google

Ruth.

Digitized by Google

Andreas-Salomé, Lou, Ruth. Erzählung.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
Bourget, Paul, Das gelobte Land. Roman.	Geh. M. 3.—	Geb. M. 4.—
Ebner-Eschenbach, M. v., Erzählungen.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
—„— Božena. Erzählung. 2. Auflage.	Geh. M. 3.—	Geb. M. 4.—
—„— Margarete. 3. Auflage.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3.—
Fulda, L., Die Sklavin. Schauspiel. 2. Aufl.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3.—
—„— Das verlorene Paradies. Schauspiel.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3.—
—„— Der Talisman. Dramat. Märchen. 12. Aufl.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3.—
—„— Lebensfragmente. Zwei Novellen.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3.—
—„— Die Kameraden. Lustspiel. 2. Auflage.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3.—
Gött, Emil, Verbotene Früchte. Lustspiel.	Geh. M. 1.50.	Geb. M. 2.50.
Heyse, Paul, Neue Novellen. 7. Auflage.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
Hopfen, Hans, Der letzte Hieb. 2. Auflage.	Geh. M. 2.50.	Geb. M. 3.50.
Junghans, S., Schwertlilie. Roman. 2. Aufl.	Geh. M. 4.—	Geb. M. 5.—
Kirchbach, W., Miniaturen. Fünf Novellen.	Geh. M. 4.—	Geb. M. 5.—
Lindau, Rudolf, Martha. Roman.	Geh. M. 5.—	Geb. M. 6.—
Madách, E., Die Tragödie des Menschen. 3. Aufl.	Geh. M. 3.—	Geb. M. 4.—
Mauthner, Fritz, Hypatia. Roman. 2. Auflage.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
Petri, Julius, Pater peccavi! Roman.	Geh. M. 3.—	Geb. M. 4.—
Pohl, Emil, Vasantasena. Drama. 3. Auflage.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3.—
Schunsui, Tamenaga, Treu bis in den Tod.	Geh. M. 3.—	Geb. M. 4.—
Sudermann, H., Frau Sorge. Roman. 29. Aufl.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
—„— Geschwister. Zwei Novellen. 13. Auflage.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
—„— Der Katzensteg. Roman. 23. Auflage.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
—„— Im Zwielicht. 17. Auflage.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3.—
—„— Iolanthes Hochzeit. Erzählung. 17. Aufl.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3.—
—„— Es war. Roman. 17. Auflage.	Geh. M. 5.—	Geb. M. 6.—
—„— Sodoms Ende. Drama. 16. Auflage.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3.—
—„— Die Ehre. Schauspiel. 15. Auflage.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3.—
—„— Heimat. Schauspiel. 16. Auflage.	Geh. M. 3.—	Geb. M. 4.—
—„— Schmetterlingsschlacht. Komödie. 5. Aufl.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3.—
Telmann, K., Trinacria. Sizilische Geschichten.	Geh. M. 4.—	Geb. M. 5.—
Wereschagin, W., Der Kriegskorrespondent.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3.—
Widmann, J. V., Touristennovellen.	Geh. M. 4.—	Geb. M. 5.—
—„— Jenseits von Gut und Böse. Schauspiel.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3.—
Wilbrandt, A., Der Dornenweg. Roman. 3. Aufl.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
—„— Novellen aus der Heimat. 3. Auflage.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
—„— Hermann Ifinger. Roman. 3. Auflage.	Geh. M. 4.—	Geb. M. 5.—
—„— Meister Amor. Roman. 2. Auflage.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
—„— Die Osterinsel. Roman. 2. Auflage.	Geh. M. 4.—	Geb. M. 5.—
—„— Der Meister von Palmyra. 4. Auflage.	Geh. M. 3.—	Geb. M. 4.—
Wildenbruch, E. v., Schwester-Seele. 8. Aufl.	Geh. M. 4.—	Geb. M. 5.—

→ Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen. ←

Digitized by Google

Ruth.

Erzählung

von

Lou Andreas-Salomé.

Stuttgart 1895.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Digitized by Google

Muschka

gewidmet.

Digitized by Google

I.

In der Morgenstille war nichts vernehmbar als das helle, langgezogene Trillern der kleinen Buchfinken im jungen Birkenlaub. Die breite, ungepflasterte Straße, die sich, nicht weit von der russischen Hauptstadt, in der Richtung der finnländischen Bahnlinie ins flache Land erstreckte, lag einsam im Frühnebel da. Dann holperte ein Leiterwagen, mit einigen Möbelstücken bepackt, schwerfällig des Weges; der Fuhrmann kletterte von seinem Sitz, warf den kurzen Schafspelz von den Schultern, und, im roten Hemde neben seinen beiden magern Gäulen hergehend, stimmte er eine Volksweise an, die schwermütig in den Vogelgesang hineinklang.

Hinter den Birken tauchte hie und da ein Landhaus auf, meist ein Holzbau, mit geschlossenen Fensterläden und bretterverschlagener Balkonthür; oder es schimmerte ein Garten hervor, in dem man eifrig beschäftigt war, das Winterlaub zusammenzukehren und die Beete für den Sommer in stand zu setzen. Aber erst nach Beginn der städtischen Schulferien wurde es in dieser Gegend lebendig.

Der Möbelwagen hielt vor einem Hause, das ganz abseits, weit entfernt von jeder Nachbarschaft, zwischen niedrigem Weidengebüsch und etwas feuchtem Wiesengrund

lag. Es war nicht ſonderlich groß, beſaß aber den ſchönſten Garten von allen. Die Frühlingsbäume, die es umſtanden, breiteten einen zarten, bräunlichen Schleier darüber, und rings über den verwitterten Lattenzaun drängte ſich der Flieder in hellgrünen Blattknoſpen.

„Die Pforte von außen aufſtoßen!“ ſchrie eine vergnügte Stimme in gebrochenem Ruſſiſch dem Fuhrmann entgegen, und gleich darauf kam ein halbwüchſiger Knabe durch den Garten gelaufen. Langſam bewegte der Wagen ſich über den Kiesweg bis hinter das Haus, wo einige Stufen zur offenen Terraſſe mit der Eingangsthür emporführten.

Eine ältliche Magd, mit einer ſonderbaren Frieſenhaube auf dem Kopf, wartete ſchon unten, griff kräftig mit an und ließ die abgeladenen Möbelſtücke in dem Wohnzimmer niederſetzen, das mit ſeinem breiten Fenſter auf die Terraſſe hinausſah. Im Wohnzimmer ſtand die Thür zu einem kleinern Nebengemach auf, das bereits vollſtändig eingerichtet zu ſein ſchien. Von den Sachen, die man, beim Auszug aus der Stadtwohnung, im gemieteten Landhauſe vorrätig gefunden hatte, war offenbar alles Beſte und Bequemſte hier zuſammengetragen worden, um Ordnung und Gemütlichkeit zu ſchaffen.

An der Thür, auf einem deckenumhangenen Ruhebett, lag eine bleiche, nicht mehr junge Frau, deren feine Geſichtszüge jedoch Spuren ungewöhnlicher einſtiger Schönheit zeigten. Unter halbgeſenkten Augenlidern folgte ſie aufmerkſam jeder Bewegung der Kommenden und Gehenden.

Da vernahm ſie von der Terraſſe her eine Stimme, bei der ein Lächeln durch die großen blauen Augen ging.

„Erik!“ rief ſie bittend, „komm doch her zu mir. Komm doch her.“

Er ſtand vor dem Terraſſenfenſter, in dunkler Morgenjoppe, die Hände in deren Seitentaſchen verſenkt, zwiſchen den Zähnen eine Cigarette. Auf den Zuruf ſeiner Frau wandte er ſich um und ging über den Flur in das Zimmer.

Ihr ſchien immer: ein Strom von Leben käme mit ihm, wenn er ſo zu ihr trat.

„Nun, Bel,“ ſagte er heiter, „du ſollſt ſehen, jetzt bricht die Sonne durch den Nebel, und dann trage ich dich in den Garten hinaus. Deinen großen Liegeſtuhl haben wir ſchon dort hinten am Springbrunnen aufgeſtellt.“

Sie ſchüttelte den Kopf.

„Ich habe keine Ruhe draußen, ſolange hier alles noch in ſolcher Verwirrung iſt. Wie mag es nur in deinen Zimmern ausſehen, Erik? Seitdem wir geſtern herkamen, habt ihr nur für mich geſorgt. Ach, weißt du, das iſt das Schlimmſte: im ganzen Leben wird nichts mehr recht ordentlich werden. Alles wird herumliegen.“

„Aber, Bel!“ verſetzte er ſpottend, „welchen Sinn hätte es auch ſonſt, aufzuräumen? Was ſind das für Sorgen und Schmerzen!“

Doch Klare-Bel ſtimmte in den ſcherzenden Ton nicht mit ein, ſondern ſah betrübt vor ſich hin. Da fügte er ungeduldig hinzu: „Damit mußt du dich ernſtlich abfinden. Nicht immer wieder davon anfangen. Sicherlich biſt du dazu geſchaffen, als die peinlichſte aller Hausfrauen hinter der blitzendſten aller Theemaſchinen zu ſitzen, und mußt nun ſtatt deſſen, jahraus, jahrein, daliegen

und es unthätig mit anſehen, wie deine beiden männlichen Hausfrauen, Jonas und ich, es ſorglos treiben. Das iſt ſchwer, ich weiß. Es iſt ſchwer, ſein Talent zu unterdrücken. Aber es kann dir nicht erſpart werden, du mußt es endlich überwinden."

„Jonas könnte mir darin faſt wie eine Tochter ſein, Erik, wenn du nur wollteſt."

„Daß er wie eine Tochter iſt? Nein, natürlich will ich das nicht. Wie kannſt du nur ſolchen Unſinn ſagen, Bel."

„Es iſt kein Unſinn, Erik. Du biſt ſo ſtreng gegen ihn, und daher iſt er gegen dich oft ſchüchtern, geht nicht recht aus ſich heraus. Aber mir zu dienen macht ihm Freude, — auch in den häuslichen Dingen. Kannſt du mir dieſe Freude nicht laſſen?"

„Nein," ſagte er kurz, „nicht ſo, wie du es meinſt. Ich wünſche nicht, daß er verweiblicht wird. An mir iſt es, dir zu dienen —"

Er brach ab, weil die Magd hereintrat; ſie wollte den Fuhrmann ablohnen.

Erik legte Geld auf den Tiſch, der, noch ſtaubig, in die Mitte der Stube geſetzt worden war.

„Dies iſt das Trinkgeld, Gonne. Nein, es iſt nichts darauf herauszugeben. Wenig genug für viel Arbeit."

Als ſie hinausgegangen war, blickte er mit einem unterdrückten Lächeln in den Geldbeutel und dann zu ſeiner Frau hinüber.

„Wir haben entſetzlich viel Geld, Bel. Natürlich. Wer ſollte es uns auch in dieſem Winkel abnehmen. Nicht wahr?"

„Ach, Erik, das kann doch gar nicht ſein. In dieſem ‚Winkel' haben wir uns eins der teuerſten Landhäuſer

ausgeſucht. Ich habe ja nichts dagegen zu ſagen gewagt. Aber wenn du wüßteſt, wie es mich im ſtillen drückt. Denn du biſt es ja, der ſeine ganze Kraft aufwenden muß, um das viele Geld zu verdienen.“

„Meine ganze Kraft aufwenden!“ wiederholte er langſam, „wie ſchade iſt es doch, Bel, daß es nicht wahr iſt. Ich glaube faſt, das wäre ſo ſchön, daß ich's ſogar umſonſt thäte! Es dürfte dann freilich nicht bei den paar armſeligen Schulſtunden bleiben. — Nein, du, in dieſem heiligen Lande vergeſſe ich bald, daß ich überhaupt Kraft aufzuwenden habe. Und da wollen wir uns doch wenigſtens des Lebens freuen, wenn — ich Geld habe. Sind wir nicht ganz eigens dazu vor einem halben Jahr hierher gepilgert?“

Sie hörte nicht die Ironie aus ſeinem Ton heraus.

„Nun ja, Erik, es iſt nur gut, daß dir immer alles zu leicht und zu wenig ſcheint,“ ſagte ſie, „du haſt eine ſolche merkwürdige Friſche. Aber ich wüßte doch wahrhaftig nicht, wo du beim beſten Willen noch mehr Schulſtunden hineinſtopfen könnteſt?“

Ein Zug von Pein ging über ſein Geſicht. Er antwortete nicht, ſondern kehrte ſich ab und lehnte ſich in das breite Fenſter des Wohnzimmers. Jonas war aus dem Garten hereingekommen, blieb neben dem Vater ſtehen und blickte hinaus.

Draußen kämpfte der letzte Nebel gegen die Maiſonne; man konnte in der Tiefe des Gartens einzelne Obſtbaumgruppen unterſcheiden, in deren Mitte ein zuſammengebrochener Springbrunnen ſtand. Im Hintergrunde ſchloß ein kleines Gehölz von Birken, Pappeln und Weiden, an denen noch die Kätzchen niederhingen,

die Aussicht ab. Näher zum Hause streckten ein paar mächtige Ulmen ihre Zweige bis über das Dach.

Süß und laut schlug den beiden am Fenster die erste Nachtigall des Jahres entgegen. Einen Augenblick lauschten sie stumm.

Wie die Gesichter von Vater und Sohn einander so nahe gerückt waren, fiel die Aehnlichkeit zwischen ihnen auf; sie trat noch stärker dadurch hervor, daß Erik sich bartlos trug. Derselbe blonde Kopf, breit ausgebaut in Stirn und Schädelform, dieselbe ein wenig stumpf abschließende Nase und derselbe große, im Sprechen und Lachen sehr ausdrucksfähige Mund. Aber diese ein wenig groben Züge bedurften sichtlich mancher Jahrzehnte, um durchgeistigt und fesselnd zu wirken. Eriks Züge waren beredt geworden in all jenen feinen Linien und Schatten, die ihnen erst seelischen Reiz verliehen, als die Jugend von ihm ging. Jonas dagegen besaß noch ein frisches Apfelgesicht, das in seiner vollendeten Harmlosigkeit ihn oft minder geweckt erscheinen ließ, als er wirklich war. Schön konnte man an ihm nur die großen Blauaugen der Mutter finden, und deren blendende Haut, die nur das Krankenlager an ihr entfärbt hatte.

Klare-Bel lag still und blickte auf ihre beiden liebsten Menschen. In ihren Gedanken sah sie Jonas schon herangereift zu der hochgewachsenen Gestalt ihres Mannes; sie glaubte im Knaben ihn wiederzuerkennen, so wie er damals war, als sie ihn kennen lernte und er um sie warb. Es war ja auch gar keine so bedeutende Anzahl von Jahren, die ihn damals von Jonas' Alter unterschied — einundzwanzig Jahre zählte Erik erst, als sein Knabe ihm geboren wurde. Sie fühlte jedesmal eine kleine Regung

von Stolz, wenn ſie daran dachte. Hatte er ſich doch toll genug in ſie verliebt, um ſie, mitten in ſeiner leichtlebigen Pariſer Studentenzeit, friſchweg vom Fleck zu heiraten! Er, der begabte, ehrgeizige, früh weltmänniſch geſchulte Mann band ſich an ſie, das einfache Kinderfräulein, das nur der Glücksfall einer günſtigen Stellung aus ihrer kleinen holländiſchen Vaterſtadt Haarlem in die vornehmen Geſellſchaftskreiſe von Paris geführt hatte. Die fremden Kinder an der Hand, hatte ſie bewundernd in den Salon gelugt, in dem er verkehrte. Später gingen ſie von Paris nach Deutſchland und nach England und lebten ein paar Jahre von dem ganz geringen Vermögen, das ſchnell verbraucht war. Eriks Studien waren breit angelegt geweſen, ſie ſollten Geiſtes- und Naturwiſſenſchaften gleichmäßig umfaſſen, aber als Jonas zwei Jahre alt wurde, da galt es, ſich mit eiſernem Fleiß zu konzentrieren und abzuſchließen, um Brot zu erwerben. Eine kleine Lehrſtelle bot ſich ihm, ganz aus der Welt, weit draußen im Meer, auf einer frieſiſchen Inſel. Klare-Bel freute ſich im Grunde, daß ihre verrückte, glückliche Studentenehe in ſo ſtille, geordnete Verhältniſſe mündete, aber für Erik that es ihr leid. Denn erſtens war er ſicherlich zu viel Größerem berufen, als zu dieſem abhängigen Stillleben für Weib und Kind, und dann konnte ſie ihn ſich auch gar nicht anders vorſtellen, als im ungeheuren Rahmen einer Weltſtadt und im vollen Verkehr mit einer gebildeten, raffinierten Geſellſchaft, die ihn fortriß, und die er fortriß. Wie ſie ihn zuerſt unter den einfachen Menſchen des Volkes daſtehen ſah, kam er ihr vor wie ein verzauberter Prinz. Aber ſie kannte ihn und zweifelte nicht: irgendwie werde er auch ſchon die Leute ver-

zaubern, bis ſie ſeinen prinzlichen Anſprüchen beſſer entſprächen.

Zu ihrer Verwunderung kam es jedoch ganz anders. Erik lehrte niemand ſeine Art, wohl aber nahm er die der Leute an. Bald ſah man ihn ebenſo oft im Schifferwams und in Lederhoſen, wie in ſeiner frühern Kleidung. Seine Umgebung färbte ſo ſtark auf ihn ab, daß er geradezu echt in der Farbe erſchien. Aber die Folge war, daß er ſeine Umgebung beherrſchte. Er gab ſich nicht, wie Bel gefürchtet, Grübeleien über ſeine weitausſchauenden, ehrgeizigen Wünſche hin, vielleicht war er eine zu aktive Natur dazu.

Was es nur gab, raffte er zuſammen, um ſich in der Gegenwart voll zu bethätigen, und an die Zukunft, — an die glaubte er ſo feſt, wie ein Kind an Gott.

Klare-Bel richtete ſich ein wenig höher auf in ihren Kiſſen und ſtützte den Kopf in die Hand. Weiter als bis hierher dachte ſie niemals.

Ein Glanz froher Erinnerung lag auf ihrem Geſicht, der es verjüngte. Die kunſtvoll geordneten Locken, die, ſtatt jeder feſten Friſur, dies Geſicht umrahmten, trugen noch dieſelbe wunderhübſche Goldfarbe wie damals. Nur am Hinterkopf waren ſie durch das lange Liegen dünn geworden, ja, dort hatte ſich ſogar eine ganz kleine, verheimlichte Glatze gebildet.

„Jetzt müſſen wir in die Schule wandern, Jonas,“ bemerkte Erik und wandte ſich vom Fenſter.

„Gehſt du heute zu den Mädchen, Papa?“ fragte der intereſſiert.

„Ja. Aber deshalb brauchſt du mich nicht wieder am Thorweg der Mädchenſchule abzuwarten und dort

herumzulungern," verſetzte Erik mit einem Seitenblick, der Jonas verlegen machte. Ohne ein Wort zu erwidern, trollte dieſer ſich aus der Stube.

„Jonas fängt früh an! Er artet dir nach, Erik!" ſagte Klare-Bel lächelnd, und als ſtände es mit ihren Worten in irgend einer Gedankenverbindung, griff ſie zwiſchen allerlei Sachen, die auf einem niedrigen Tiſchchen neben ihrem Ruhebett ſtanden, einen geöffneten Brief heraus. „Hier liegt noch die Einladung. Wenn du wirklich abſagen willſt, vergiß es nicht heute in der Stadt, oder gehſt du perſönlich vor?"

Er ſtreckte die Hand nach dem Brief aus und überflog ihn flüchtig. Es war eine kurze Einladung, unterſchrieben: Warwara Michailowna. Erik kniff das Papier zerſtreut in kleine Falten und warf es auf den Tiſch.

„Ich möchte dich wohl was fragen, Erik."

„Ja, Bel?"

„Sage mir: gehſt du vielleicht nur deshalb nicht mehr in dieſen ganzen Kreis, weil ſie dir gefährlich geworden iſt?"

Er fing an zu lachen.

„Nein, Bel, darüber kannſt du ruhig ſein."

„Aber hat ſie dich nicht doch einen Augenblick recht ſtark gefeſſelt?"

„Das hat ſie wohl. Das gelingt doch wohl jeder ſo reizenden koketten Frau."

„Junge Witwen hält man immer für kokett. Von Warwara würde ich es nicht denken. Glaubſt du das von ihr?"

Er ſah ſeine Frau verwundert an.

„Ja, natürlich. Alle ſchönen Frauen ſind es. Auch

iſt ihr nicht der geringſte Vorwurf daraus zu machen. Das gehört zu ihnen, wie die Schönheit. Das Gegenteil wäre faſt ſtilwidrig. — Und es iſt gut, — vielleicht ein Grund, warum die Schönheit keinen tiefern Schaden anſtiftet. Adieu, Bel: es iſt Zeit für uns zum Bahnhof."

Sie hielt ihm das Geſicht zum Kuſſe hin. Wie er ſich aber zu ihr niederbeugte, umfing ſie ſeinen Hals mit beiden Händen und hielt ihn einen Augenblick, zu ihm aufſchauend, feſt.

Er hielt geduldig ſtill.

„Du!" ſagte ſie lachenden Mundes, ließ ſich küſſen, und ließ ihn los.

Erik und Jonas waren ſchon fortgegangen, und Gonne räumte eifrig und geräuſchvoll in den Stuben auf, als Klare-Bel noch über das letzte Geſpräch nachſann. Sie war wahrhaftig nicht grüblerisch und verſonnen angelegt; alles andre eher. Aber wenn man ewig ſo ſtilliegen mußte, immer auf dem Rücken, und die Augen an der geweißten Zimmerdecke, ſo geriet man zuletzt auf alles mögliche, und auch auf das Nachdenken. An ſich ſelbſt dachte nun Klare-Bel eigentlich nie, ſtets nur indirekt. Sie kannte im Grunde nur drei ernſtliche, ſozuſagen hauptſächliche Gedanken, die Sammlung heiſchten: Erik, Jonas, und die gefürchtete Unordnung im Haushalt. Aber es war merkwürdig, wie viel man aus den dreien machen konnte, wenn man ſie geſchickt kombinierte. Man hätte meinen können, es ſeien tauſend.

Erik hatte vorhin alſo geſagt: die Schönheit ſtifte keinen tiefern Schaden an. Ja, das war gewiß ein rechtes Glück. Denn Erik war ſehr empfänglich für die Schönheit. Schon, als ſie noch geſund herumging, beunruhigte

es ſie. Sie ſelbſt war glücklicherweiſe ſehr ſchön, aber ſie war blond, und ihr ſchien es, als ob die Braunen ihn ebenfalls intereſſierten. Gewiß hatte er ſich ungezähltemal etwas verliebt. Aber nur ein einziges Mal erſchrak ſie, — ſchrak förmlich auf aus aller bisherigen Freude. Während des zweiten Jahres auf der Inſel. Da fing er an, ſie ſo viel allein zu laſſen; manchmal war es ihr, als ob ſie ihm nicht mehr wie ſonſt genüge. Er wurde auch wortkarger. Und endlich — ja endlich that ſie dann, was er nie im Leben erfahren durfte: ſie ging ihm heimlich nach.

An einem weichen, dunkeln Aprilabend war's. Das Meer lag regungslos, und am Himmel ſtand das erſte Frühlingsgewitter. Sie ſah ihn aus einem kleinen Hauſe, hart an der Düne, heraustreten und an ihr vorbei, in Gedanken verloren, heimgehen. In dem Häuschen wohnte die merkwürdigſte Frau auf der ganzen Inſel. Bei allen ſtand ſie in hohem Anſehen, wegen ihres Verſtandes, wegen ihrer Haltung in ſchweren und wechſelvollen Schickſalen, wegen eines ſeltenen Schatzes von Weisheit und Erfahrung, aus deſſen Fülle ſie ſchöpfte, wenn ein feiner, liebevoller Menſchenkenner ſie zum Sprechen brachte.

Es war Frau Larſen, eine lahme, ſechzigjährige Frau.

Seit dieſem Abend hegte Klare-Bel ein unbegrenztes Vertrauen zu ihrem Mann. —

Erik verbrachte die erſten Morgenſtunden mit Jonas in deſſen Gymnaſium; gegen Mittag begab er ſich in die große Hauptſchule für Mädchen, die ziemlich entfernt lag.

Er war in eine vorüberfahrende Pferdebahn eingeſtiegen, und an einer der letzten Halteſtellen ſprang ein Kollege zu ihm ein. Dieſer ſah erhitzt aus, behielt nach der

Begrüßung den Hut in den Händen und fächelte ſich mit dem Taſchentuch.

„Wie geht es, Herr Matthieur?“ fragte er Erik, haſtig atmend, „hier in der Stadt iſt der Mai ſchon unerträglich, — wirklich, — wenigſtens im Gehen. Und dabei wagt man nicht, den Sommerüberzieher abzulegen; jeden Augenblick erwartet man wieder von der Newa her einen eiſigen Windſtoß. Ohne Uebergänge, ohne Normaltemperatur. Ein mörderiſches Klima.“

Er begleitete ſeine Worte mit ſo vielen Geſtikulationen, daß man den Eindruck empfing, er werde ſich nie im Leben wieder abkühlen. Erik betrachtete mit raſchem Blick den ihm gegenüberſitzenden, ungefähr gleichalterigen Mann, auf deſſen entblößtes, bereits ſtark gelichtetes Haupthaar die grelle Maiſonne wie ſpöttiſch von draußen hereinſah.

„Ob das meine Zukunft hier iſt? — der Mai unerträglich!“ dachte er, und ſagte laut: „Ich muß geſtehen, ich habe eine Schwäche für dieſen ruſſiſchen Frühling. Er mag unartig ſein, vielleicht launiſcher und gefährlicher wie jeder andre, aber dafür iſt er ein Wunder. Er zögert ſo lange und kommt dann ſo unerwartet und ſo unwahrſcheinlich ſchön, daß man ſeinen Augen nicht traut.“

„Ja, ja. Wenn man Augen dafür behalten kann. Ich reiſe nach Schulſchluß immer nach Deutſchland zurück und erhole mich von den ruſſiſchen Windſtößen und Verhältniſſen. Ich ſchreibe an einem Werk, — immer in den Ferien in Deutſchland. Das iſt meine Erholung. Da bleibt für den Sommer wenig übrig. So geht es uns eben allen — allen, die wir uns geiſtig überarbeiten müſſen.“

Erik ſchwieg einen Moment, dann erwiderte er, wie wenn er einen ſtummen Gedanken beende, ruhig: „Ich weiß mich freilich nur ſehr zum Teil als ‚Geiſtesarbeiter‘.“

„Ach, Sie meinen doch nicht, weil Sie da drüben, — weil Sie etwas lange in ländlichen Verhältniſſen —? aber ich bitte Sie, bei Ihrem Wiſſen und Ihrer Begabung! Warum ſollten Sie nicht auch noch ein Werk ſchreiben?“

Erik lachte.

„Nein, ſo meinte ich es nicht. Nicht daß ich drüben vielleicht ein wenig verbauert ſein könnte. Nicht den Mangel an Büchern. Denn wir — der Lehrer vor allen Dingen, — arbeitet doch vorwiegend mit Menſchenmaterial. Wir gehören ſchon einigermaßen außerhalb der Gelehrtenſtube, ſcheint mir. Mitten in das Leben hinein.“

„Hm!“ machte der Kollege, „ich finde, an die Menſchen kommt man doch nur ſehr oberflächlich heran. Es bleibt wirklich nur die Schreibtiſcharbeit. Aber ſagen Sie doch mal: man ſprach davon, daß Sie vor ein paar Monaten eine Reihe von Vorträgen haben eröffnen wollen? Was war es damit?“

Eriks Augen verdunkelten ſich.

„Nichts war es damit!“ ſagte er kurz, „man hat mir den Saal verweigert.“

„Sehen Sie, — ſehen Sie! das kommt von Ihrer unbequemen Auffaſſung des Lehrerberufs außerhalb der Arbeitsſtube. Man fürchtet, daß Sie ein wenig lebhaft werden könnten. Wir gehen hier ja eben alle mit gebundenen Händen, — Sie wiſſen's doch! Aber mit Einem ſollten Sie ſich wirklich tröſten: es gibt hier ja gar keine Menſchen, unter denen irgend etwas zünden und wirken

kann. Es gibt nur das Volk, zu dem wir weder ſprechen dürfen noch können, — und ein Publikum, das ſich amüſieren will.“

Er hatte ſich in Eifer geſprochen. Erik antwortete nicht. Die Pferdebahn hielt und beide ſtiegen aus.

„Nun haben Sie noch neue Stunden an der Mädchenſchule übernommen?“ nahm ſein Begleiter das Geſpräch wieder auf, und wie er jetzt langſam einherſchritt und das Straßenpflaſter durch ſeine Brille fixierte, ſah er ebenſo ſchwerfällig und verſonnen aus, wie vorhin haſtig und zerfahren, „ja, da möchte man Sie am liebſten für alles ausnutzen! Sie hatten dieſe Klaſſe ja erſt im Herbſt anzutreten.“

„Es war aber Not am Mann. Auch wollte ich die Mädchen kennen lernen, Fühlung gewinnen, ehe ich ſie im Herbſt ganz übernehme.“

„Nun, Sie werden es ſatt kriegen. Wiſſen Sie, dieſes Geſchlecht iſt entſetzlich! Und nicht das geringſte Talent für Mathematik unter ihnen. Auch nicht das geringſte. Rechnen können ſie alle nicht.“

„Gott ſei Dank!“ ſagte Erik.

„Nein, nehmen Sie es nicht humoriſtiſch. Als Mädchenlehrer verlernt man das Lachen. Unmöglich gefallen Ihnen die Backfiſche in Ihrer Klaſſe?“

„Hübſche Mädels!“ entfuhr es Erik beinahe; als er aber die faſt bekümmerte Miene ſeines Begleiters gewahrte, verſchluckte er es noch rechtzeitig und erwiderte nur: „Sie bringen doch Anregung, Abwechslung. Sehen Sie, hier in meiner Lederrolle: ein ganzer Stoß Aufſatzhefte. Das kurioſeſte Zeug. Sie gehen noch auf meinen Vorgänger zurück; ich ließ ſie mir nur geben, um mich zu

orientieren. Auch habe ich eine wirkliche Merkwürdigkeit darunter gefunden.“

„Da bin ich nicht neugierig!“ versicherte der Kollege von der Mathematik und kniff die Augen zu, „wahrhaftig nicht. Aber Sie sind ein beneidenswerter Mensch. Von Ihrem Vorgänger weiß ich, daß diese blauen Aufsatzhefte ihm bisweilen noch des Nachts Alpdrücken verursachten.“

„Das war nur gerechte Strafe!“ meinte Erik lachend, während sie einen hohen Thorbogen durchschritten und in das Schulgebäude eintraten, „warum gab er auch Aufsatzthemata, wie zum Beispiel das letzte hier: ‚Ueber das Glück‘. Arme Mädels, die da in schönem Deutsch beschreiben sollen, was sie doch noch gar nicht genossen haben.“

Sie blieben vor dem breiten steinernen Treppenhaus stehen, das von der Flurhalle zu den Klassen emporführte.

„Deutsch schreiben lernen könnten sie doch jedenfalls daran, und das ist ja wohl der Zweck,“ bemerkte der Kollege steif, denn die letzte Bemerkung hatte ihm höchlich mißfallen, „Ihr Vorgänger hat gewiß an kein Glück gedacht, zu dem man die Schule verlassen haben muß. — Aber hier trennen sich wohl unsre Wege. Ich meine: wörtlich.“

„Also auf Wiedersehen!“

„Wünsche beste ‚Anregung‘.“

Erik stieg hinauf und ging durch den hohen Hallengang, an welchem die Klassenzimmer lagen. Er öffnete eines derselben und blickte auf seine Uhr. Noch war die Frühstückspause nicht vorüber. Die meisten Mädchen hatte der Maisonnenschein in den großen Schulhof gelockt; man konnte sie durch das offene Fenster unten paarweise herum-

gehen und ſpielen ſehen. Dicht unter dem Fenſter, an das er ſich ſetzte, ſtand der Brunnen mit einer Holzbank; dort machte es ſich eine Gruppe halberwachſener Mädchen bequem, — das Kichern und Schwatzen drang deutlich bis zu Erik herauf.

In den umliegenden Klaſſen und auf dem Gang war es ganz ſtill; ſelten nur klappte eine Thür oder wurde ein Ruf laut. Auf den zur Hälfte niedergelaſſenen Fenſterrouleaux brütete die Sonne und einzelne Brummfliegen ſurrten um ein paar Brotkrumen auf den ſtaubigen Pulten.

Erik hatte die blauen Hefte hervorgezogen und blätterte darin, wobei er jedoch von Zeit zu Zeit einen Seufzer ausſtieß. Im Grunde waren dies wirklich recht langweilige Schulhefte. Solch ein Backfiſch iſt intereſſant, ohne Zweifel, er iſt als Menſch, als Weib, als Backfiſch intereſſant, und eine Welt für ſich; aber von alledem kommt in den Schulaufſatz nichts hinein. Kein Wunder! Iſt es nicht ſchließlich ebenſo mit allen geſchriebenen Büchern der Welt? Iſt nicht der kleinſte Ausſchnitt des wirklichen Lebens tauſendmal reicher, aufſchlußgebender?

Er ſtand auf und warf einen Blick auf die lachende, ſchwatzende Mädchengruppe am Brunnen. Diejenigen, welche er von ſeinem Standort ſehen konnte, gehörten ſicher ſeiner neuen Klaſſe an, hatten alſo die langweiligen Aufſätze auf dem Gewiſſen. Er verzieh ſie ihnen, während er ſie ſo anblickte, — dieſe friſchen Geſchöpfe, die noch das Vorrecht beſaßen, ohne Schönheit ſchön zu ſein. Es waren ganz beſtimmte Typen unter ihnen leicht zu unterſcheiden, obgleich ſie verſchiedenen Nationalitäten angehörten. Drei Sprachen ſchwirrten durcheinander. Er

unterſchied am deutlichſten den mehr hausfraulichen und den mehr weltlichen Typus. Beide beſaßen etwas Anziehendes, — ſowohl dieſer ſchelmiſche Blick, der ſo weiblich ahnungsvoll unter den ſorgfältig gekrauſten Stirnlöckchen hervorlugte, als auch der ſanfte, ſittſam ſtille Augenaufſchlag unter dem Madonnenſcheitel. Das eigentlich kindliche Genre war unter dieſen Backfiſchen faſt gar nicht mehr vertreten. Und vielleicht deshalb auch ſo wenig Urtypiſches im ganzen, wenig Individuelles, — man konnte ſie ſchon klaſſifizieren, ſie waren ſchon feſt geprägt durch ihre Umgebung, in der ſie erzogen wurden, in der es aber keine geborenen Erzieher und Menſchenfiſcher nach Eriks Ideal gab, ſondern nur gewöhnliche Amts- und Standesperſonen.

Unwillkürlich ſuchte ſeine Hand zwiſchen den Heften, als wünſche er ſich ſelbſt Lügen zu ſtrafen. Ja, hier ſtand die „Merkwürdigkeit“ unter den Aufſätzen, — etwas höchſt Individuelles jedenfalls.

Anſtatt des vorgeſchriebenen Titels „Ueber das Glück“ trug er die Ueberſchrift „Seligkeit!“ — und wie ein Sehnen und Jauchzen klang dem Leſenden etwas von dieſer Ueberſchrift aus jeder Zeile entgegen. Er war nicht in vernünftiger, oder doch wenigſtens korrigierbarer Proſa geſchrieben, ſondern in Verſen, — in gänzlich unkorrigierbaren und wilden Verſen, in denen die Sprache Reißaus genommen hatte. Trotzdem wirkten dieſe Verſe, ſo fehlerhaft ſie hingeſchrieben waren. Oder vielmehr: hingeträumt. Denn im Grunde glich dieſes einem unklaren Traum, einem bloßen Gedankenſtammeln, einem Sichauflehnen gegen Wort und Logik, aber es ſteckte eine mit ſich fortreißende Gefühlsmacht darin. Man wurde im höchſten

Grade ungeduldig bei der Lektüre, aber man wurde auch vom ungeduldig drängenden Wunsche überfallen, dem, der hier träumte und stammelte, mit Gewalt die Zunge zu lösen, daß er Aufschluß gäbe über seine Seele. Solche Verse mochte die heilige Therese als Kind gedichtet haben, ehe sie ihre Visionen auf Gott bezog, dachte Erik. Welche von denen im Hof mochte das sein?

Einzelne Worte tönten laut und erregt zu ihm herauf und rissen ihn aus dem Lesen auf. Er hörte eine von den Mädchenstimmen mit größter Energie sagen: „Er muß unglücklich sein. Ich will es so. So unglücklich wie nur möglich. Sonst thue ich es nicht."

„Nein, nein, dagegen bin ich ganz!" rief eine andre in mitleidigem Ton.

„O, ich wäre schon dafür," suchte eine dritte zu vermitteln, „wenn es nur für eine Weile ist. Denn später, da heiratet sie ihn ja dafür."

„Heiratet?" fragte die erste Stimme erstaunt, „nein, ich denke nicht daran! Er ist und bleibt unglücklich, sage ich euch. Ein für allemal. Aber heiraten werde ich ihn nicht."

Erik fiel das Heft aus der Hand. Er stützte sich auf das Fensterbrett und sah vorsichtig hinab. Er hätte gern gewußt, wie das grausame Geschöpf aussah, das den Unglücklichen lebenslang gemartert wissen wollte und ihn nicht einmal heiratete.

Aber sie saß offenbar dicht an der Hausmauer und war von den andern so umstellt, daß Erik sich nicht tiefer hinabbeugen konnte, ohne von unten her gesehen zu werden. Er erblickte nur zwei schmale, weit vorgestreckte Füße in ausgeschnittenen Schuhen und dunkeln Strümpfen.

Jetzt zwitscherten alle so durcheinander, daß man nichts verstand.

Dann sagte ein bildhübscher, dunkelhaariger Backfisch, während er herzhaft in einen Apfel hineinbiß: „Ich finde es wirklich komisch von dir. Denn wozu haben wir ihn sonst mit so vielen und besondern Eigenschaften ausgestopft, wenn du ihn doch nicht nimmst? Er hat doch das Allerbeste abbekommen. Wenn er nur edel und unglücklich sein soll, so hätte er auch gewöhnlicher bleiben können, — meint ihr nicht?"

„Laß sie doch, Wjera, du sollst sehen, sie hat im stillen schon wieder etwas Neues vor, — vielleicht was viel Schöneres," meinte ein kleines, blondes Mädchen in zierlich gestickter Latzschürze, „und wenn ihr sie nicht in Ruhe laßt, so sagt sie es uns am Ende nicht."

„Hast du was? Hast du was? Ist es schön?" schrieen sie erwartungsvoll.

„Es ist nichts für euch! Aber von allen die allerschönste Märchengeschichte!" erklärte die Angeredete an der Hausmauer, „kennt ihr die Verse von Uhland?" Und sie begann mit einer weichen Stimme zu deklamieren:

„In Liebesarmen ruht ihr trunken,
Des Lebens Früchte winken euch;
Ein Blick nur ist auf mich gesunken,
Doch bin ich vor euch allen reich.

Das Glück der Erde miss' ich gerne,
Und blick', ein Märtyrer, hinan,
Denn über mir, in goldner Ferne,
Hat sich der Himmel aufgethan."

Sie lauschten mit ganz feierlichen Gesichtern, bis die letzten Worte, gedämpft, in einer Art von schwärmerischer Andacht, verklangen.

„Huh!“ ſagte die hübſche dunkle Wjera, ordentlich ergriffen, und eine zweite fügte beſiegt hinzu: „Ja, dann freilich —“

Aber die, welche deklamiert hatte, lachte nur. Sie lachte ſo von innen heraus, ſo friſch und mit ſo überzeugenden Trillern in der Kehle, daß Erik oben an ſeinem Fenſter beinahe angefangen hätte, mitzulachen, und ſich plötzlich mit ihr wie im Bunde fühlte. Auch von den Mädchen begannen einige zu kichern. Aber die meiſten verſtimmte es.

„Du haſt gar keinen Lebensernſt!“ ſagte die Erſte der Klaſſe ſtrafend, eine andre aber behauptete ſogar: „Sie hat kein Herz. Sie verlacht ihre eigene Sache, und uns mit.“

Nur das blonde niedliche Mädchen ſchien ſich zärtlich an die Lachende zu ſchmiegen und erinnerte ſie: „Du haſt doch verſprochen, uns den ‚Unglücklichen‘ endlich zu zeigen. Willſt du es heute auf dem Heimweg thun?“

„Ja, das will ich. Denn ich will ihn euch überlaſſen. Macht ihn ſo glücklich, als ihr wollt.“

„Alſo denkſt du an einen andern?“

Die Glocke, die zum Klaſſenbeginn läutete, unterbrach das Geplauder in dieſem kritiſchen Augenblick. Arm in Arm ſchlenderten ſie gemächlich ins Schulgebäude hinein. Die ſchmalen Füße aber lagen noch ausgeſtreckt in der Sonne.

„Jetzt muß ich ſie ſehen können,“ dachte Erik und beugte ſich mit ernſtem Geſicht vor. Das Geſpräch der Mädchen hatte ihn ganz betroffen gemacht.

Und er ſah ſie.

Gegen die grau getünchte Hausmauer nachläſſig zurückgelehnt, die Arme hoch über dem Kopf verſchränkt, ſaß ſie auf einem umgeſtülpten Regenfaß, das, in dieſem beliebten Brunnenwinkel, gelegentlich als Sitzbank benutzt wurde. Sie trug das entſchieden aſchblonde, glanzloſe Haar offen, ſo daß es, weich und lockig, in einiger Verwirrung, ihr über Bruſt und Schultern fiel. Das tiefrote Bändchen, welches es wohl am Hinterkopf zuſammenhalten ſollte, war hinabgeglitten und bewegte ſich leiſe im Luftzug. Es war der einzige bunte Punkt und Schmuck am Bilde. Denn die ganze ſchmächtige Geſtalt ſteckte in einem loſen, graublauen Gewande, das keinerlei Aehnlichkeit mit den hübſch gearbeiteten Kleidern, Miedern, Schleifen und Schürzen der andern aufwies. Ueber den ſchmalen Hüften durch einen einfachen Ledergürtel kittelartig geſchloſſen, ließ es zwiſchen den weichen Falten kaum den zarten Anſatz der Bruſt erkennen und verlieh dem Mädchen etwas ſonderbar Knabenhaftes. Aber darüber erhob ſich ein unregelmäßiges Geſichtchen, das geradezu anſteckend in ſeinem ausgelaſſenen Uebermut wirkte. Wie ſie ſo daſaß, den Oberkörper zurückgebogen, die ziemlich dunkeln Augen leuchtend erhoben, die Lippen, wie in beginnendem Gelächter oder wie in verlangendem Durſt, halb geöffnet, ſo daß unter der zu kurzen und ſtark geſchweiften Oberlippe die weißen Zähne hervorſchauten, — da machte ſie den Eindruck, als bäume ſie ſich auf in überſchäumender Lebensluſt, bereit, jeden Augenblick jauchzend über alle Stränge zu ſchlagen, — faſt unwillkürlich dachte man ſich einen Thyrſusſtab in die hinaufgeſtreckten verſchlungenen Hände, — und der Bacchusknabe war fertig.

Als ſie ſich raſch und unvermittelt aufrichtete und

ins Haus ſprang, erhob ſich Erik aus ſeiner vorgebeugten Stellung am Fenſter und raffte haſtig ſeine Hefte zuſammen. Während er den Weg in ſeine Klaſſe antrat, kam ihm ein Lachen über ſeine eigene Verdutztheit. Zwei Lämmer in ſeiner Herde gehörten jedenfalls nicht dem langweiligen Durchſchnitt an: die heilige Thereſe, und dann dieſer arge Schlingel und Taugenichts.

Im Hallengang war es inzwiſchen von allen Seiten, in allen Ecken lebendig geworden, und einige Minuten lang ſchwirrte es dort durcheinander gleich einem Mückenſchwarm in der Maiſonne. Dann ſchwächte der Lärm ſich ab, die Klaſſenthüren fielen ins Schloß; hie und da eilte noch ein Nachzügler an ſeinen Platz; einzelne Lehrer, ſämtlich in ihrem dunkelblauen Frack, der an dieſen Schulen vorgeſchriebenen Uniform, ſchritten grüßend aneinander vorüber oder blieben, ein paar Worte wechſelnd, im Gange ſtehen. In Eriks Klaſſe war alles ſchon mäuschenſtill und in ſchönſter Ordnung beiſammen, als er mit belebtem Geſichtsausdruck hereintrat. Einen Augenblick lang ließ er, auf dem Katheder ſtehend, ſeinen Blick über die blonden und braunen Mädchenköpfe ſchweifen, die faſt alle mit lebhaften und aufmerkſamen Augen zu ihm aufſchauten. Obgleich er erſt zum zweitenmal auf dieſem Platz und ſeinem jungen Auditorium gegenüberſtand, fühlte er doch ſchon ſehr deutlich die Stimmung der Sympathie, die ihm aus allen dieſen Augen entgegenleuchtete. Er verdankte ſie ſeinem eigenen Entgegenkommen. Denn die da merkten recht wohl das thatſächliche Intereſſe, das er ihnen als Lehrer zubrachte, — den Blonden wie den Braunen, den Klugen wie den Dummen, den Willigen wie den Widerſpenſtigen. Welche Fehler er auch beſitzen mochte, einen

wenigſtens beſaß er nicht: ſeinen Unterricht als eine lebloſe Pflichtmaſchine zu abſolvieren.

Erik ſchob die blauen Hefte an den Rand des Katheder-pultes und ſagte, ſich niederſetzend: „Die Hefte können wieder verteilt werden. Sie ſind zum größern Teil recht bedauerlichen Inhalts. Hoffentlich lautet die Fortſetzung viel beſſer. In Bezug auf einen Aufſatz darin möchte ich aber eine Erkundigung einziehen.“

Er ſchlug den Deckel des oberſten Heftes zurück und fragte, den Namen ableſend: „Wer iſt Ruth Delorme?“

Die Aufgerufene ſchien dieſe Frage erwartet zu haben; ſie hatte ſich bereits erhoben, ehe ihr Name von ſeinen Lippen fiel.

Er richtete einen beſtürzten Blick auf ſie. Es war der Bacchusknabe aus dem Schulhof.

Jetzt freilich machte ſie den kurioſen Eindruck nicht mehr ſo ganz. Das ordentlich zuſammengenommene Haar und der „Klaſſenernſt“ auf ihrem Geſicht ſtörte ihn, — vielleicht auch, daß ſie die Augen niedergeſchlagen hatte. Am liebſten wäre Erik ihr mit der Hand über das Geſicht gefahren, wie um eine Maske abzuſtreifen, damit er darunter die wirkliche Ruth zu ſehen bekäme. Aber das wäre dann der mutwillige, lachende Junge von vorhin geweſen, — und das deckte ſich ſo wenig mit der Vorſtellung, die der Aufſatz von ihr weckte. Das wunderliche Geſchwätz der Mädchen am Brunnen fiel ihm ein.

„Unmöglich!“ entfuhr es ihm.

Sie ſah verwundert auf.

„Doch!“ ſagte ſie.

„Das kann ſie! ſie kann Verſe machen!“ riefen einige Stimmen. Man konnte es ihnen anhören, wie ſtolz ſie

auf dieſe Schwarzkunſt waren, und wie intereſſant ſie das unerwartete Intermezzo fanden.

„Verſe, — das iſt ja möglich,“ gab Erik zurück, „auch ſind ſie keineswegs ſchön. Ganz im Gegenteil. Aber ein Schulmädchen —“

Er brach etwas verlegen ab und ärgerte ſich. Die Bemerkung war auch gar zu einfältig. Schulmädchen waren ſie ja alle, und eine von ihnen mußte es doch geweſen ſein. Mußte? Da kam ihm ein Gedanke: vielleicht iſt es gar kein ſelbſtändiger Aufſatz?

Er blätterte im Heft zurück. „Es iſt noch ein früherer Aufſatz darin. Etwas Litterarhiſtoriſches. Der fällt ſtark dagegen ab. Lauter mühſam nachgezogene Linien — und falſche Linien. Es geht die Sage, daß bei den Aufſätzen nicht immer fremde Hilfe verſchmäht wird. Sollte das nicht die Löſung des Rätſels ſein?“

Während er aber noch ſprach, war er ſchon überzeugt, daß er ſich irrte, und daß ſie ſogleich auftrotzen und mit beleidigtem Stolz behaupten werde, ihr habe niemand geholfen.

Jetzt ſchüttelte ſie auch wirklich den Kopf und ſagte: „Mir hilft niemand.“

Aber wieder ſchaute er betroffen auf. Wie klang das! Gerade ſo, als habe ſie unter Thränen geſagt: „Ich bin ja ſo mutterſeelenallein!“ Ein ſtiller Ton war darin, der ihn rührte, — etwas ſo ganz Neues, Unerwartetes, das er wieder mit dem übrigen nicht zuſammenreimen konnte.

Es litt ihn plötzlich nicht mehr auf dem Katheder, in der ruhigen Haltung des Lehrers. Ein zwingendes Gefühl von Intereſſe fand gleichſam ſeinen Ausdruck

darin, daß er herabstieg und zu ihr hintrat an die Bank, in die Mitte der übrigen.

Als er dicht vor ihr stand, ward er sich einer Uebereilung bewußt und kehrte, wenn nicht zum Platz, so doch zur Rolle des Lehrers zurück.

„In der Aenderung des Titels und der Anwendung von Versen liegt eine auffallende Abweichung vom Vorgeschriebenen; hier galt wohl eine Ausnahme, die mein Vorgänger machte?“ fragte er.

„Er zog sie vor! sie durfte thun, was sie wollte!“ schrieen einige.

„Sie gehört nicht mehr zur Schule! Sie kommt nur zu einigen Stunden!“ riefen andre.

„Ich gehe bald fort,“ sagte Ruth.

„Fort? Vom Ort?“ fragte er, und ein brennendes Bedauern überfiel ihn.

Sie hob die Augen.

„Nein. Nur aus den Stunden.“

Wie beider Blicke sich trafen, sah er ihr Gesicht aufleuchten. Nicht nur die Augen thaten's, das Leuchten ging über Stirn und Augen, wie ein Lächeln, obschon sie ernst blieb. Der „Klassenausdruck“ fiel von ihren Zügen wie ein vorgehaltener Schleier.

Er gab ihr einen Wink, daß sie sich setzen möge.

„Das ist sehr schade,“ meinte er dann, ein paarmal auf und ab gehend, und es war ihm selbst nicht klar, für wen es eigentlich schade sei, ob für den Lehrer, oder für die Schülerin, oder für beide. Doch setzte er rasch hinzu: „Es ist zu früh. Ein Zeichen von Reife ist der Aufsatz nicht.“

Dann richtete er, mit dem Aufnehmen des Unter-

richts, keine Bemerkung mehr an ſie, vermied es auch während der Stunde ihren Namen aufzurufen, obgleich es ihn beſchäftigte, daß ſie fortgehen wollte. Aber er begriff, daß dieſes lebhafte Intereſſe an einem merkwürdigen Kinde, wenn es auch ausſchließlich den Erzieher in ihm reizte, von ihm ſelbſt erſt völlig beherrſcht werden und in ihm ſelbſt ſich erſt völlig geklärt haben mußte, ehe daran zu denken war, ihm vor einigen Dutzend neugieriger Mädchenaugen nachzugeben. Er kannte ſehr wohl die üblichen Schwärmereien für den Lehrer, zweifelte auch nicht daran, daß auch er bereits Gegenſtand ſolcher Schwärmereien ſei, hielt aber doch möglichſt daran feſt, daß ſein eigenes Benehmen ihn nicht verriete, wenn einmal eine kleine Schülerin Eindruck auf ihn machte, — was doch unvermeidlich geſchah unter Menſchen von Fleiſch und Blut.

Ruth ſaß ſtill auf ihrem Platz und folgte ſeinen Worten und Bemerkungen mit verträumten Augen. Sie war eine ziemlich zerſtreute Schülerin, und ſo nahm ſie auch jetzt im Grunde nichts von dem auf, was er vortrug, ſondern merkte ſich nur die Art, *wie* er vortrug, und die ihm eigentümliche Gebärde der Hand dabei. Daß er ſchmale, nervige Hände von edler Form beſaß, daß ſie aber leicht gebräunt waren, wie bei einem, der ſich viel der Luft und Sonne ausgeſetzt hat, merkte ſie, — und es kam ihr wie ein Widerſpruch vor, der ſie beſchäftigte. Die breite, etwas ſteile Linie ſeiner Schultern prägte ſich ihr ein, wie ein Bild, und dann, daß ihm das Haar beim Sprechen in einem ſtraffen, kleinen Büſchel in die Stirn fiel, und er es ſtets mit einem kurzen Ruck zurückwarf, wobei der Kopf ein wenig hochmütig oben

blieb. Es war kurzgehaltenes, ſchlichtes, dichtes Haar, und es ärgerte ſie förmlich, daß es ſich nirgends ein klein bißchen locken wollte, — nur ein bißchen; in Gedanken ließ ſie ihm lange Locken wachſen; die ſahen aber drollig aus, und ſo ſchnitt ſie ſie ihm wieder ab. Darüber mußte ſie lachen; ſie hätte faſt laut aufgelacht, und der Sicherheit halber ſtützte ſie den Mund auf die Hände.

Aber bei alledem ſah ſie nicht aus, als ob ſie ſich in loſem Mutwillen mit ſolchen Aeußerlichkeiten beſchäftige, ſondern als ſinne ſie angeſtrengt und ganz in ſich vertieft einem ſchwierigen Problem nach. So hatte ſie ſchon neulich, in ſeiner erſten Stunde, dageſeſſen, von ihm unbemerkt.

Ruth machte noch immer dasſelbe verträumte, nachdenkliche Geſicht, als nach Beendigung des Unterrichts ein ganzer Schwarm von Mädchen ſich zum Heimgehen um ſie drängte. Sie hatten dieſen Augenblick kaum erwarten können, denn nun ſollte Ruth ihnen ja den „Unglücklichen“ zeigen, der aller Phantaſie beherrſchte. Arm in Arm, hintereinander, und mit den Ranzen ſchlenkernd, gingen ſie lachend und ſchwatzend die Straße hinab und bogen in den Newsky Proſpekt ein, Ruth vorauf und ohne auf ſie zu achten. Einige ſahen ſich vorſichtig um, ob ihnen auch niemand folge, auf den Wegen, die Ruth ſie führen ſollte; aber die Straße war ziemlich menſchenleer, nur ein paar Dienſtmädchen, die den Verwöhnteſten den Schulſack trugen, folgten in beſcheidener Entfernung, und hinter dieſen ſah man Erik herankommen.

„Eigentlich iſt die Ruth doch eine Glückliche!“ ſagte die hübſche Wjera zu ihrer Nachbarin, „daß ſie ſolche

Geſchichten treiben kann. Ich glaube, ihre Verwandten kümmern ſich gar nicht darum. Ja, es iſt ganz anders, wenn man noch Eltern hat.“

„Pfui, ſchäme dich!“ empörte ſich das Mädchen, das neben ihr ging, und ſtieß ſie mit der Frühſtücksbüchſe in die Seite, „es iſt doch ein ſchreckliches Unglück, ſeine Eltern ſo früh zu verlieren. Die arme Ruth! Denke nur, wo ſie von ganz klein auf ſchon alles geweſen iſt, — in Belgien und Deutſchland, und immer unter faſt Fremden.“

„Ja, da kommt man eben auch weit herum,“ beharrte der gemütloſe Backfiſch, „ſogar in einer Schweizer Penſion iſt ſie geweſen. Und gerade da möchte ich ſo gern hin.“

„Sogar in einem Glaspalaſt hat ſie einmal gewohnt,“ behauptete eine von ihnen etwas unſicher.

Ein ſchallendes Gelächter erhob ſich.

„Ja, im Traum! Das iſt doch nur ein Märchen, das ſie erzählt hat. Höre nur, Ruth, das hält ſie für Wirklichkeit!“

„Da kommt er!“ ſagte Ruth mit einemmal.

Das Wort fiel wie ein Schrotkorn in einen Haufen lärmender Spatzen. Im erſten Augenblick ſtoben ſie faſt auseinander, aber dann ſammelten ſie ſich wieder, räuſperten ſich, zupften an ihren Kleidern, reckten die Hälſe, und die meiſten von ihnen wurden rot.

„Hier, der Blonde.“

„Nein! Der Herr im Cylinderhut.“

Es war keiner von beiden. Ruth blickte ernſthaft geradeaus, und einem Herrn ins Geſicht, der auf ſie zuſchritt. Ein junger, brünetter Mann, im hellen Sommer-

überzieher, mit etwas verlebten Zügen, einem kleinen Schnurrbart und mandelförmigen Augen.

Er ſchien wie geſchaffen zum Helden der Tragödie, — darüber waren alle einig. Aber während ſie ihn noch anſtarrten, wie ein Meerwunder, paſſierte vor ihren Augen das Ungeheuerliche, woran ſie eigentlich doch nicht im Ernſt geglaubt hatten: Ruth grüßte ihn; ganz ernſthaft grüßte ſie ihn, ohne eine Miene zu verziehen, aber doch ſo wie einen alten Bekannten.

Ein halbes Lächeln glitt über ſein Geſicht; er hatte ſie feſt fixiert, jetzt griff er eilig an den kleinen runden Filzhut und grüßte wieder. Ziemlich vertraulich that er das.

Die hübſche Wjera ſchrie faſt auf vor Ueberraſchung und Vergnügen; ſie war feuerrot geworden, und um ihrer Herzensbewegung Herr zu werden, mußte ſie ihre Begleiterin unwillkürlich in den Arm kneifen. Ein paar von den andern aber hielten ſich von der Gruppe etwas getrennt, ſie genierten ſich ſichtlich, gingen verlegen neben dem Trottoir auf dem Straßendamm einher und ſchlugen die Augen nieder. Doch fand der heldenhafte Unbekannte noch eine beträchtliche Anzahl unter ihnen, die mit Augen und Mienen das Spiel fortſetzten. Während er mit ganz verlangſamten Schritten an ihnen vorüberging, flogen Blicke und Lächeln zu ihm hinüber, empfingen deutliche Antwort und wurden wiederholt. Ein paar Köpfe drehten ſich auch noch nach ihm um, und auch er wurde nicht müde, zurückzuſehen.

„Nein! Das iſt aber zu arg!“ brach eine von den Sittſamen auf dem Straßendamm los, „es iſt geradezu ſündhaft!“

„Ach, du liebe Tugend! Wir ſind es ja gar nicht geweſen, die angefangen haben. Ruth hat es gethan. Sie hat ihn gegrüßt. Wenn ſie jetzt auch ſo gleichgültig drauf los geht, als ginge es ſie nichts an.“

„Ja, was ſchadet es denn auch?“ verteidigten mehrere ihr Benehmen etwas betreten.

„Gewiß ſchadet es, — abgeſehen davon, daß es ſündhaft iſt,“ behauptete die Sittſame, „haſt du nie gehört, daß man nicht geheiratet wird, wenn man ein Verhältnis gehabt hat?“

„Ja, ſie hat ganz recht; es bringt uns in Verruf,“ half ihr eine zweite, „und der da würde euch gewiß nicht heiraten, bildet euch das ja nicht ein. Er kann euch ja auch gar nicht alle heiraten!“ ſetzte ſie ſchlagend hinzu.

Einzelne ſuchten zwiſchen den Streitenden zu vermitteln.

„Es iſt doch alles nur Unſinn. Eine bloße Phantaſiegeſchichte. Alſo laß doch! Morgen in der Frühſtückspauſe ſpielen wir mit verteilten Rollen weiter, dann iſt wieder eine von uns der edle Unglückliche, und alle Gefahr iſt vorbei.“

„Nein, nun iſt es keine bloße Phantaſiegeſchichte mehr. Du hätteſt ihn uns nicht zeigen ſollen, Ruth.“

Dieſe zuckte ungeduldig die Achſeln.

„Das kann ich nicht ſo trennen. Wenn wir's ſpielen, leben wir's ja auch. Aber macht es doch, wie ihr wollt,“ ſagte ſie zerſtreut.

„Nein, erſt mußt du es weiter ausdenken. Eigentlich iſt es auch ſehr luſtig. Gerade als ob man zweimal lebt: einmal zu Hauſe und in der Schule — und dann noch einmal ganz wo anders, wo alles gerade ſo iſt, wie man

es ſich ausdenkt. — Aber dieſen Weg wollen wir lieber nicht wieder gehen.“

„Ach, ſeid ihr Feiglinge!“ rief Wjera dazwiſchen, die ſich bis jetzt am Streit nicht beteiligt hatte, weil ſie ſich noch mit dem „Unglücklichen“ zu thun gemacht, der irgendwo an einer Straßenecke ſtehen geblieben war, „ich finde dieſe Geſchichte tauſendmal intereſſanter, als all die Phantaſtereien drum herum. Was hat man denn von denen? Sie amüſieren uns nur, weil man uns eingeſperrt hält!“

Ueber ihrem Hin- und Herreden beachteten ſie es gar nicht, daß ſie an Ruths Wohnung am Iſaaksplatz angelangt waren, das heißt, daß die meiſten von ihnen ſich recht beträchtlich von ihrem eigenen Heim entfernt hatten. Sie liefen gewohnheitsmäßig mit, wie eine Hammelherde, Ruth ſelbſt aber war geradeswegs nach Hauſe gegangen. Jetzt blieb ſie zaudernd ſtehen und kämpfte zwiſchen der Luſt, nach einer Seitenſtraße umzubiegen, und der Nötigung, zur gewöhnlichen Stunde bei ihren Verwandten einzutreten. Bis zu Tiſch blieb noch viel Zeit, einen Vorwurf zog ſie ſich nicht zu, und was ihr jetzt vorſchwebte, war ſüß und lockend gleich einem Frühlingsmärchen.

Aber es gab da etwas andres, das ſie zurückhielt: wenn ſie jetzt hineinging, ſo blieb ſie, wie immer, gänzlich unbemerkt und unbeachtet im ganzen Hausweſen; wenn ſie dagegen bis zum ſpäten Mittageſſen fortblieb, ſo wurde ſie vielleicht bemerkt, befragt, beläſtigt. Und das entſchied.

Wie eines jener kleinen Inſekten, welche zum Schutz vor feindlichen Mächten die Farbe des Holzes oder des

Laubes annehmen, auf dem sie sitzen, so verhielt sich, halb unbewußt, auch Ruth gegenüber ihrer Umgebung. Es war ihre Art, sich zu wehren.

Ruth löste sich aus der schwatzenden Mädchengruppe und verschwand hinter den hohen Thürflügeln eines umfangreichen steinernen Gebäudes, vor dem ein Soldat Wache stand. Eine Abteilung des Kriegsministeriums lag darin, nebst mehreren großen Kronswohnungen, von denen Ruths Onkel, der Staatsrat war, eine inne hatte.

Ihr Verschwinden gab das Signal zum allgemeinen Aufbruch. Jetzt erst erschraken manche über die lange Versäumnis und suchten laufend eine Pferdebahnlinie zu erreichen oder unterhandelten mit den Droschkenkutschern, welche sofort, laut schreiend und sich gegenseitig nach Möglichkeit unterbietend, sie umringten.

Bis morgen vermißten sie Ruth nicht mehr; sie hatten sich ausgezeichnet unterhalten, sich ordentlich echauffiert! Morgen, wenn sie nach neuer Nahrung begierig wurden, kam sie wieder.

* * *

Erik war den Mädchen nur einen kleinen Teil des Weges gefolgt, denn er hatte noch in einem Knabengymnasium und in einer Privatschule Stunden zu geben. Dann ging er in seine Stadtwohnung hinauf, die geräumig und freundlich, aber vier Treppen hoch lag: dafür konnte man aus den Fenstern die Newa überschauen, durch deren blaue, mächtige Wogen noch der Ladogasee seine letzten Eisschollen trieb. Sie schimmerten durchsichtig im blendenden Maisonnenschein. Ueber seine Aussicht freute Erik sich täglich von neuem.

Nach Schulſchluß pflegte er hier vorzuſprechen, allerlei zu erledigen und eingelaufene Briefe mitzunehmen, denn die Landpoſt galt als unzuverläſſig. Heute war er kaum eingetreten, als es klingelte.

Er öffnete die Thüre und blieb mit einem Lächeln neben derſelben ſtehen.

„Warwara Michailowna!“ ſagte er.

„Was iſt denn das?“ fragte ſie, raſch um ſich blickend, „ſchon auf dem Lande? umgezogen? allein hier? Ich wußte es nicht! Dann haben Sie alſo meinen Brief — —?“

„Ich habe ihn geſtern hier vorgefunden,“ verſetzte er, ſie in die angrenzende Wohnſtube führend, wo die Polſtermöbel ſchon ihre Sommertoilette empfangen hatten und in ihren weißen Leinwandhülſen gleich Geſpenſtern herumſtanden. Unter dem runden Sofatiſch war der Teppich entfernt worden, und ein leichter Geruch von Kampfer ſchwebte in der Luft.

„Ich wollte mir Ihre Antwort lieber ſelbſt bei Ihnen holen — oder bei Ihrer Frau!“ ſagte Warwara Michailowna und ließ ſich in einen der weißbezogenen Seſſel ſinken, „trotz Staub und Sonne bin ich alſo da. Ich muß wiſſen, weshalb Sie nicht kommen wollen.“

Sie ſah wunderhübſch aus in der gewählten Einfachheit ihrer Frühjahrskleidung, mit ihrem reizenden Mund und mit der Melancholie in den tiefdunkeln Augen, die einen ſo pikanten Gegenſatz zu ihrem munteren Weſen bildete.

„Ich danke Ihnen!“ erwiderte Erik und blickte ſie an, „aber Sie nehmen mir in der That die Antwort ſchon von den Lippen: ich wollte wirklich nicht kommen.

Mich eine Zeit lang ganz auf dem Lande vergraben. — Dort können wir ja, wenn Sie erſt hinausgezogen ſind, ſo poetiſch Fangball ſpielen und Croquet. — Ich bin dieſen Winter gar zu ſtark ins Geſellſchaftstreiben geraten.“

„Und was ſchadet das? Fragen Sie nur Klare-Bel, ob ſie Sie nicht auch im Geſellſchaftsrock am liebſten ſieht? Der Salon iſt Ihr natürliches milieu. Sie ſind nun einmal kein ſolcher deutſcher Bär und Philiſter, wie ſie mitunter mit goldenen Brillen und blonden Vollbärten zu uns kommen! Erſt ſeit einigen Generationen hat ſich Ihre Familie dort niedergelaſſen — an der frieſiſchen Grenze irgendwo, — franzöſiſche Emigranten, — weiß ich's nicht gut?“

„So weit wollen Sie den Beweis herholen, daß ich in Geſellſchaft gehen ſoll?“

Sie lachte und ſtieß beluſtigt den Elfenbeingriff ihres Sonnenſchirms gegen die Tiſchplatte.

„Sie ſind ein Spötter. Ich wollte nur ſagen: bilden Sie ſich nicht ein, daß Sie zum Schulmeiſter geboren ſind. Trotz der blauen Uniform da, die Sie noch anbehalten haben, — die Ihnen übrigens gut ſteht, weil es ein Frack iſt. Sie ſind zum Weltmann geboren. Wenn Sie uns — mondains — meiden, thun Sie ſich ſelbſt weh. — — Ich weiß es. Lachen Sie nicht.“

„Ich lache ja nicht. Sie ſind ſehr ſcharfſichtig, Warwara Michailowna. — Vielleicht zu ſehr.“

Sie ſchüttelte den Kopf.

„Sie würden unſrer verwöhnten Geſellſchaft nicht ſo gut gefallen, wenn Sie nicht ſelbſt ein wenig von ihr berauſcht würden. Habe ich nicht recht?“

„Nun, nehmen wir alſo an, ich will nicht berauſcht werden," ſagte Erik und kreuzte die Arme; „daß gerade Sie als Verſucherin kommen, iſt freilich ſchlimm für mich. Ein Glück, daß die Saiſon zu Ende geht."

Sie machte einen ſchmollenden Mund.

„Ich weiß ſchon. Mich halten Sie für die Inkarnation weltlicher Oberflächlichkeit."

Er widerſprach nicht.

Einige Augenblicke lang ſchwiegen ſie beide, und zwiſchen ihnen lag, unmöglich zu überhören, Warwaras ſtumme Frage: „Bin ich es, die dich berauſcht?"

„Sie ſind ein Egoiſt," ſagte ſie dann aufblickend, „ſonſt hätten Sie bemerken müſſen, daß Sie ſich irren. Wiſſen Sie nicht, weshalb ich Sie ſo gern da habe, mitten unter den Menſchen? Weil ich gerade ebenſogut fühle wie Sie, daß dieſes Treiben im Grunde eitel und hohl iſt, — inhaltleer, — und es mich dennoch berauſcht — wie Sie. Ihre Anweſenheit war alſo die eines Leidensgenoſſen für mich. Hand aufs Herz! ſind wir nicht ſo etwas wie Leidensgenoſſen? Wir haben eine gemeinſame Verſuchung."

Er blickte ſie feſt an. Sie ſprach raſch, ein wenig erregt, mit dem weichen, klingenden Tonfall, den er an den Slaven ſo einſchmeichelnd fand. Ihr ſelbſt war es in dieſem Augenblick nicht ganz klar, ob ſie mit ihm kokettierte, oder ob ſie nicht vielleicht ehrlicher mit ihm ſprach, als je mit ſich allein. Es ſchien ihr wirklich manchmal — und beſonders in den ſeltenen Stunden des Alleinſeins, — als triebe ein verwandter Zug ſie zu einander. Und dann war ihr Erik intereſſant: als Menſch. So, wie unter lauter Satten ein Hungriger intereſſant iſt.

Unter den Geſellſchaftsmenſchen ihrer Umgebung kam er ihr vor wie einer, der ungeduldig auf Beute ausgeht, und, weil er die ihm gemäße dort nicht findet, ſeinen Hunger mit Naſchwerk zu betäuben ſucht.

„Alſo: Kameradſchaft in einer gemeinſamen Verſuchung!“ ſagte Erik wegblickend — „vielleicht ein Wettkampf, wer ihr beſſer erliegt?“

Sie erhob ſich, um zu gehen.

„Sie haben vielleicht recht zu ſpotten, und es würde nur ſentimental klingen, wenn ich antworten wollte: nein! mehr als das, — eine gemeinſame Sehnſucht,“ entgegnete ſie, dicht neben ihm, der ebenfalls aufgeſtanden war, „Sie haben tauſendmal recht. Wir haben ja nie ein ernſtes Wort miteinander geſprochen. Und ein Mann braucht keinen Bundesgenoſſen. Er kann's allein.“

Sie ſprach ganz ernſt, es klang beinahe echt, und was ſie ſprach, ſtimmte ſo eigentümlich zu der Schwermut der dunkeln Augen. Eine Minute, — eine verſchwindende Minute lang, fühlte Erik, wie ſeine Phantaſie ihm etwas vorgaukelte. Eine Sehnſucht brach heiß in ihm auf, über die der Verſtand lachte, — und ein wilder, herriſcher Wunſch, den lachenden Verſtand unter die Füße zu treten und einen ſchönen Selbſtbetrug wahr zu machen.

Ohne genau zu wiſſen, was er that, hatte er die Hand ausgeſtreckt; es war eine faſt befehlende Bewegung, wie ein: „Bleib!“ Er ſah nichts mehr deutlich, er empfand nur die Nähe dieſer ſchmiegſamen Geſtalt, dieſer Augen, von denen Sehnſucht ausging.

Und plötzlich küßte er ſie mit geſchloſſenen Augen auf den Hals und die Wange. Nicht tändelnd, verſuchend. Raſch, heftig, faſt gewaltthätig.

Er murmelte halb unverſtändlich: „Mach es wahr! mach es wahr! laß mich nicht aufwachen! Suchteſt du mich?“

Bei ſeinen bewußtloſen Küſſen überfiel Warwara ein plötzlicher Schreck. Sie war ſelbſt berauſcht geweſen, einen Augenblick lang, aber die Wucht, mit welcher er darauf einging, ernüchterte ſie ebenſo raſch. Durch die momentane Erregung ſeiner Sinne hindurch ſpürte ſie etwas von dem tiefinnerſten Hunger und der Sehnſucht in ihm, an die ſie unvorſichtig gerührt hatte. Nicht wie eine Dreiſtigkeit, die erſtaunt oder verletzt, empfand ſie ſeinen Kuß, ſondern wie eine lähmende Gefahr für Leib und Seele, die zu verſchlingen droht, was ihr zu nahe gekommen iſt.

Mit einer heftigen Bewegung hatte ſie ſich freigemacht.

Ihr Blick lief über ihn hin. Eigentlich ſollte er ihr wie ein Kind vorkommen, das ſo erfüllt iſt von Lebensverlangen und ungeduldiger Erwartung, daß es nicht mehr zu ſpielen vermag. Es zerbricht gewaltſam das dargebotene Spielzeug, um zu ſehen, was dahinter iſt, und bleibt mit enttäuſchtem Geſicht ſtehen.

Das wollte ſie nicht. Lieber noch geſpielt haben, als zu ernſt genommen werden, — ſo ernſt, daß ihr Inneres bloßgelegt und an unmöglichen Illuſionen gemeſſen würde. Sie fürchtete ſich vor dem enttäuſchten Geſicht.

Erik mißverſtand die Heftigkeit ihrer Bewegung. Aber ſie weckte auch ihn. Er hatte ja nur einen Augenblick vergeſſen, daß ſie ſpielte. — Seine Erregung verflog ſofort. Nur etwas Spott blieb in den Augen und um den Mund zurück. Spott über ſich ſelbſt.

Die Luft im Zimmer war zum Erſticken ſchwül. Faſt ungehindert ſchien die Sonne durch die dünnen, weißen

Fenſtervorhänge, und mißtönend klang von der Straße der Lärm der Droſchken und Pferdebahnen herauf.

Warwara war langſam in den Vorflur gegangen, und Erik geleitete ſie an die Hausthür. Sie wechſelten kein Wort miteinander.

Erſt an der Thür wandte ſie ſich um zu ihm und maß ihn mit einem ſonderbaren Blick, den er nicht verſtand. Bedauern lag darin, aber auch Ablehnung, eine kleine Ueberlegenheit über ihn, den Mann, und dann noch etwas, wie ein ganz leiſes Eingeſtändnis: „Ich möchte wohl die ſein, die du brauchſt, und die dich ſättigen könnte, du Wilder. Aber ich bin's nicht.“

„Ich nehme an: Sie kommen nicht,“ bemerkte ſie dabei zerſtreut.

„Mit Ihrer Erlaubnis: nein!“ entgegnete er, und ſann dem Blick nach.

Die Thür fiel ins Schloß. —

* * *

Ruth war pünktlich um vier Uhr, zur feſtgeſetzten Mittagsſtunde, im Speiſeſaal erſchienen, der, hoch und groß, mit dunkeln Mahagonimöbeln ausgeſtattet, in der Mitte einer Flucht von Gemächern lag. Sie hatte ihren äußern Menſchen ſo glatt gebürſtet und geſtriegelt, wie der Onkel, die Tante und die Couſine ſich zu tragen pflegten, und ſaß ſchweigſam auf ihrem Platz am Tiſch, den ein Diener in weißbaumwollenen Handſchuhen geräuſchlos bediente. Während des Eſſens, das die Beteiligten in ausgiebigſter Weiſe beſchäftigte, blieb die Unterhaltung recht einſilbig. Der Onkel liebte keine langen Tiſchgeſpräche, und ſeine Frau hatte genug damit zu thun, ihn mit den richtigen Stücken zu verſorgen.

Erſt als die Mundſpüler von grünem Glas, die kein Menſch benutzte, vor jeden einzelnen niedergeſetzt waren, und vor der Tante die ſilberne Kaffeemaſchine ſtand, auf der ſie den Kaffee immer eigenhändig bereitete, wurde es ein wenig lebhafter bei Tiſch. Darauf ſchien Ruth nur gewartet zu haben. Sie erhob ſich leiſe von ihrem Sitz und wollte verſchwinden.

„Gehſt du ſchon auf dein Zimmer, mein Kind?“ fragte die Tante, „dann ſieh dich mal darin um. So unordentlich, ſo wenig zierlich ſollte es bei keinem jungen Mädchen im Zimmer ausſehen.“

Ruth machte eine Armeſündermiene. „Ich will wunderſchön aufräumen,“ ſagte ſie eilig; „darf ich dann bis zum Thee noch einmal fortgehn?“

„Bis zum Thee? Iſt es denn etwas ſo Dringendes?“

„Es iſt etwas Dringendes,“ ſagte Ruth. Der Onkel ſah auf.

„Zu wem willſt du denn gehn? Es iſt wohl jemand aus der Schule?“

„Ja,“ erklärte Ruth und rieb ungeduldig den Thürgriff, den ſie ſchon in der Hand hielt.

„Sage dem Diener, daß er dich begleitet und dort auf dich wartet.“

Der Onkel blickte ihr nach, wie ſie leiſe die Thür hinter ſich ſchloß.

„Ein merkwürdig bequemes Ding iſt ſie doch,“ meinte er dann, ſeine Cigarette anzündend, „ich kenne niemand, der weniger verlangt und ſich weniger bemerkbar macht als ſie.“

„Weil man ihr alles gewährt,“ ergänzte die Tante mit ihrer etwas hohen Stimme, die den baltiſchen Accent

noch unangenehmer hervortreten ließ. Sie war eine Baroneſſe aus Livland.

„Alles? nun weißt du, ein andres Kind würde nicht ſo zurückhaltend ſein. Sie weiß zum Beiſpiel: dies iſt die Stunde des intimſten, ungeſtörteſten Beiſammenſeins, — und immer geht ſie fort. Aber mit knapp ſechzehn Jahren handelt man doch nicht aus Takt.“

„Nein, das thut ſie auch nicht. Du idealiſierſt Ruth immer. Sie liebt uns einfach nicht genug, um ſich enger an uns zu ſchließen. Manchmal denke ich: ſie iſt vielleicht herzlos.“

„Aber Mathilde! wie kannſt du dem kleinen Ding etwas ſo Böſes nachſagen! Lies mal den letzten Brief aus Belgien, wie ſie ſie da in der Penſion loben und zurückverlangen.“

„Ja, das kennt man, mein Lieber. Sie war ein einträglicher Penſionär. Und dann ſind ſie dort katholiſch. Wie kann man ihnen trauen? Ich bin es gerade, die deswegen für Ruths Ueberſiedlung zu uns geweſen iſt. Wir ſind doch ſchließlich verantwortlich für ſie. Dafür, daß ſie in Zucht und Ordnung aufwächſt. Was hat man davon, daß ihre Verwandten dort von vlämiſchem Adel ſind? Die Anſichten ſind doch die Hauptſache. Und die Leute dort kennt man nach der Richtung gar nicht.“

Der Onkel ſchwieg mit verdrießlichem Geſicht. Er wußte, daß für ſeine Frau alle Menſchen außerhalb der kleinen baltiſchen Provinzen „dieſe Leute“ waren, — während für ihn, gerade umgekehrt, die Welt erſt jenſeits der ruſſiſchen Grenze anfing. Ihm kam nicht nur die beſchränkte provinzielle Exkluſivität ſeiner Frau lächerlich

vor, ſondern ſogar auch ihr baltiſches Heimatsgefühl. Mit ſeinem franzöſiſchen Namen und den ſowohl deutſchen wie ſlaviſchen Elementen in ſeiner Familie fühlte er ſich dermaßen als Kosmopolit, daß er nie eine Gemütsbeziehung zu irgend einem Lande und Volke beſeſſen hatte. Er ſchalt und klagte nur deshalb nicht über Rußland, wie die meiſten ſeinesgleichen, weil er dies für unvornehm hielt.

„Ruth würde jetzt gewiß nicht von hier fortgehen mögen, Mama," bemerkte die Tochter, „jetzt, wo ſie ſo gut wie erwachſen iſt. Nirgends kann man doch ſo gut in die Welt eingeführt werden wie hier."

„Aber mir ſcheint, das will ſie gar nicht," verſetzte der Onkel lächelnd, der ſeine hübſche Tochter ſehr gern in Geſellſchaften begleitete, „ſie hat ja ohnehin ſo viel Welt und Menſchen geſehn und macht ſich nichts daraus. Gott ſei Dank alſo, daß wir mit ihr nicht noch einmal dieſelben Umſtände haben werden, wie ſeit einem Jahre mit dir, Liuba."

„Nun biſt du wahrhaftig im ſtande und ſetzeſt dein eigenes Kind für Ruth herab," ſagte ſeine Frau nervös, die kein Gehör für einen ſcherzenden Ton beſaß, „laß ſie doch nur in Gottes Namen nach Belgien reiſen!"

„Nein!" entgegnete er ärgerlich, drehte ſeinen Stuhl vom Tiſch ab, ergriff eine Zeitung und vergrub ſich hinein. Als eine der unangenehmſten Eigenſchaften an ſeiner Frau war ihm ſtets ihre unleugbare Vortrefflichkeit erſchienen, gegen die es niemals einen Appell gab, aber beinahe noch unangenehmer erſchien ihm dieſer gänzliche Mangel an Humor.

Die Stunde des „intimſten, ungeſtörteſten Beiſammenſeins“ war gründlich verdorben. —

Ruth freilich ahnte nicht, daß ſie von ihrem leeren Platz am Tiſch den unſchuldigen Störenfried ſpielte, ja, ſie hatte im Augenblick vielleicht faſt vergeſſen, in welchem Lande der Erde, ob in Belgien oder Rußland oder Deutſchland oder ſonſtwo ſie ſich befinde. Die Hände auf dem Rücken verſchränkt, den Kopf ein wenig geſenkt, ging ſie raſtlos in ihrer Stube auf und ab, und dabei trug ihr Geſicht den Ausdruck angeſtrengteſten Nachdenkens, wie vorhin auf der Schulbank während des Unterrichts. Ihre Wangen waren heiß und lebhaft gerötet, und von Zeit zu Zeit ſchüttelte ſie den Kopf, als könne ſie mit ihren Gedanken nicht recht ins reine kommen.

Nach einer Weile blieb ſie ſtehen, ſtrich ſich das Haar aus der Stirn und entſann ſich ihres Verſprechens, „wunderſchön aufzuräumen“. Damit ging es außerordentlich raſch. Jedes einzelne Ding, das herumlag, wurde in die ihm zunächſtgelegene Schublade befördert, und als dies gewiſſenhaft geſchehen war, zeigte es ſich, daß im Zimmer verblüffend wenig Gegenſtände übrig geblieben waren, die man nach der Vorſchrift der Tante „zierlich“ hätte ordnen können. Es war ein ganz wohnliches kleines Zimmer, mit hübſchen Möbeln, einem rotſamtenen Eckſofa und ſogar einer Nippesetagère, auf der ein gläſerner Mops ſtand. Aber es trug nicht das Gepräge ſeiner Beſitzerin, ſondern das einer gut eingerichteten Hotelſtube. Weder Arbeiten noch Liebhabereien plauderten etwas über das Weſen derjenigen aus, die hier ſchlief und lernte und träumte. Es hatte den Anſchein, als ſage Ruth täglich

auch zu dieſer Umgebung, wie vorhin in der Schule: „Ich gehe doch bald fort.“

Als Ruth fertig war, griff ſie haſtig nach einem weichen engliſchen Wollbarett von leichter grauer Strickerei, ſetzte es wie eine Knabenmütze auf den Kopf und rief den Diener aus der Dienerſtube neben der Küche. Dieſer ſaß in ſeinem geblümten Zitzhemde, die Meſſer putzend, rittlings auf einer Bank und ſang dazu, ſo daß die Meſſer im Takte flogen. Es war ein junger Tatar, ſehr gewandt und, als Mohammedaner, muſterhaft nüchtern. Beten, ſingen und ſchlafen waren ſeine liebſten Beſchäftigungen. Wie er Ruth rufen hörte, ſchlüpfte er eilig in ſeine dunkle Livree und öffnete ihr die Hausthür.

Sie ließ ſich von ihm bis zum finnländiſchen Bahnhof begleiten; dort entließ ſie ihn.

„Jetzt kannſt du zu deinen Bekannten gehn, Baſil,“ ſagte ſie zu ihm, als er mit gezogenem Hut an der Waggonthür ſtand, „aber um neun Uhr mußt du mich hier wieder erwarten.“

Er nickte verſtändnisvoll mit dem kurzgeſchorenen Kopf, der oben eine kreisrunde, glatt ausraſierte Stelle zeigte, ſah aber dabei ſeine kleine Herrin etwas beſorgt an. Er wollte gern zu „ſeinen Bekannten“ gehn, aber unerhört kam es ihm vor, ſie ſo ſchutzlos in die weite Welt hinausfahren zu laſſen, namentlich gegen Abend, wo es ſo viele Betrunkene auf den Straßen gab.

„Dürfte ich nicht um die Erlaubnis bitten, mitzufahren?“ fragte er und kämpfte mit dem heroiſchen Entſchluß, freiwillig auf ſein Vergnügen zu verzichten.

Ruth lachte über ſein pfiffiges Tatarengeſicht, das eben jetzt faſt treuherzig ausſah, und ſchüttelte den Kopf.

„Wo ich jetzt hingehe, darf niemand mitgehen!“ ſagte ſie feierlich.

Während der Fahrt blickte ſie ungeduldig hinaus, wie eine, die froh iſt, alles hinter ſich zu laſſen; die kurze Strecke kam ihr lang vor, als führe ſie wirklich weit — weit, in eine ganz andre Welt. Aber als ſie dann am kleinen Stationsgebäude ausſtieg und ſich nach dem richtigen Wege durchfragen mußte, da wurde ihr bänglich zu Mut. Was ihr vorgeſchwebt hatte, — zwingend, unwiderſtehlich, — war ein ganz beſtimmtes Traumbild, und ſolange nur ihre Phantaſie daran herummalte, ſchien alles ſich ihr von ſelbſt zu verwirklichen. Das Wirklichkeitsbild aber, das ihr jetzt fremd entgegentrat und in den Traum eingriff, verſchüchterte ſie; es wäre eigentlich ſchöner geweſen, wenn alles ſich auch noch weiter ſo von innen heraus geformt hätte, wie man es ſich eben träumen läßt.

Die bange Empfindung nahm nicht ab, ſondern zu, wie ſie endlich dem Hauſe nahe kam, das ſie ſuchte. Es war ihr, als erwache ſie plötzlich und befinde ſich todesallein in wildfremder Gegend. Eine förmliche Angſt überfiel ſie vor lauter Schüchternheit und wie gelähmt blieb ſie am Gartengitter ſtehen.

Da lag das Haus vor ihr; eine Magd fegte auf dem breiten Kiesweg vorn die Strohhalme zuſammen, die bis auf die Straße verſtreut waren, und daneben ſtand ein Knabe, den Hut im Nacken, und ſah zu. Der mußte ſie ſicher gleich bemerken. Am liebſten wäre ſie wieder umgekehrt.

„Die Augen zumachen — fortlaufen!“ dachte ſie ſehnſüchtig. Aber das durfte ſie nicht. Ihren eigenen

Willen durfte ſie ganz gewiß nicht hinterdrein im Stich laſſen.

Da ſang eine Nachtigall im Fliedergebüſch am Zaun.

Und leiſe — leiſe, mit werbendem Klang, lockte aus der Tiefe des Gartens die zweite.

Ruths Augen ſchweiften am Hauſe vorbei über den Garten und blieben entzückt darauf haften.

„Der Frühling!“ ſagte ſie jauchzend, ganz laut.

Sie hatte ihn noch gar nicht geſehen in dieſem Jahr. Nun erſt ward ſie ſich deſſen bewußt, daß ſie doch ſoeben, auf dem Wege vom Bahnhof, unter grünenden Birken gegangen war, und daß im Graſe am Wegrand weiße Anemonen ſtanden. Jetzt kam es ihr vor, als ſei das nur ſo ein wenig Frühling geweſen, der von den Menſchen, die aus dieſem Garten traten, unterwegs verſtreut wurde. Aber hier war der Frühling zu Haus, von hier mußte er kommen; und nun ſtand ſie dicht am Gitter, hinter welchem er blühte. In dem rotgoldenen Duft, den die Sonne darum wob, ſchaute er mit der eben aufbrechenden Obſtblüte und dem zarten Laub der Bäume wie ein Märchen hinter dem alten Hauſe hervor. Da einzutreten, das war faſt, als ob man aus einem Traum gar nicht herauskam.

Jonas hatte ſich neugierig der Gartenpforte genähert, an der jemand ſtand, von dem er nicht recht wußte, ob es ein Mädchen ſei.

„Ich möchte hier herein!“ ſagte Ruth bittend. —

Erik und Klare-Bel ſaßen an dem noch nicht abgedeckten Mittagstiſch im Wohnzimmer an der Terraſſe, und wie immer erzählte Erik ſeiner Frau lebhaft und mitteilſam von den kleinen Begebenheiten des Tages.

Voll Humor ſchilderte er ihr die Mädchenſchule und Ruth. Warwaras Beſuch in der Stadtwohnung erwähnte er nur flüchtig.

Da kam Jonas atemlos ins Zimmer geſtürzt.

„Papa! da iſt jemand, der dich ſprechen will. Ruth heißt ſie. Ich habe ſie in dein Arbeitszimmer geführt.“

„Aber Jonas!“ rief ſeine Mutter, „wie konnteſt du das nur thun! Da drin muß es ja noch ſchauderhaft ausſehen! Bringe ſie doch herüber, Erik! bitte, bringe ſie lieber herüber! Wenn Gonne nur abräumen möchte!“

Erik hörte es nicht mehr. Er war ſchon fort.

Als er raſchen Schrittes über den Flur in ſein Zimmer trat, ſtand Ruth mitten in demſelben, etwas vornübergeneigt und die Hände feſt gegen die Bruſt gedrückt. Der erſte Eindruck, den er empfing, war wieder der des Scheuen, Vereinſamten, wie in dem Augenblick, wo ſie ſo ſtill geſagt hatte: „Mir hilft niemand!“ Wie er ſie ſo daſtehen ſah und ſie ihm mit großen, bangen Augen entgegenblickte, erinnerte ſie in keinem Zuge mehr an den ausgelaſſenen Jungen im Schulhof.

Erik kam nur undeutlich die Vorſtellung davon, daß man im Fall eines unerwarteten Beſuches zunächſt einen Stuhl anbietet und irgend etwas Freundliches ſagt. All dies Gethue kam ihm wie zu einer andern Welt gehörig vor, — jedes konventionelle Wort vergaß er dieſer ſchüchternen, kindlichen, ſichtlich aufs tiefſte ergriffenen Geſtalt gegenüber. Es war, als ſtände ſie auf einer einſamen Inſel, am weiten Meeresſtrande, ganz allein vor ihm — ein Kind aus dem Volke — und ringsum nichts als ein paar ſchwebende Möwen über ihren Köpfen.

Ganz unwillkürlich, aus dieſem Eindruck heraus, fand er nur das Wort der Freude: „Kommſt du zu mir?“

Das „Du“ wirkte wie eine Erlöſung auf ſie. Es ſchien ihr in dieſer Einfachheit ein Zauberwort, das die fremde, herzbeklemmende Wirklichkeit mit einem Schlage verwandelte, — ſie umwandelte zur traumhaften Verwirklichung deſſen, was Ruth erſehnt und erſonnen hatte.

Sie machte einen Schritt auf Erik zu, ein heller Ausdruck flog über ihr ganzes Geſicht, und die Hände feſter gegen die Bruſt preſſend, deren Herzklopfen ihr den Atem benahm, ſagte ſie kindlich: „Danke!“

Er hatte ſich auf einen der umherſtehenden Stühle geſetzt und faßte ihre Hände in den ſeinen zuſammen. Die Hände zitterten, und es fiel ihm auf, wie blaß und ſchmächtig ſie ausſah, wenn nicht der Ausdruck übermütiger Lebensluſt, den er an ihr geſehen, darüber wegtäuſchte.

„Fürchteſt du dich?“ fragte er, und ſein Blick ruhte auf dem ſchmalen Geſichtchen.

Sie nickte ganz leiſe mit dem Kopfe, und noch immer zitterte ſie, wie ein Vogel, auf den eine fremde Hand ſich legt.

„Du fürchteſt dich doch nicht vor mir, zu dem du kamſt? Sage mir, weshalb du kamſt.“

Sie nahm ihre Mütze vom Kopf und beſann ſich. In Gedanken durchlief ſie die ganze Entſtehungsgeſchichte ihres Entſchluſſes, vom erſten Schuleindruck an, — aber die ließ ſich ja, ſo weitläufig und verworren wie ſie war, ganz gewiß nicht wiedererzählen. Sie verſuchte, die Hauptſache herauszuholen. Aber nun vergaß ſie alles. Es war rein unmöglich.

Und plötzlich brach Ruth in Thränen aus.

„Mein liebes Kind!“ ſagte er ſanft, und ſtrich ihr das loſe, lockige Haar aus der Stirn, das über das geſenkte Geſicht gefallen war. Dann nahm er ihre Hände wieder in die ſeinen.

„Haſt du Vertrauen zu mir?“ fragte er.

„Ja!“ ſagte ſie leiſe.

„Unbedingtes?“

„Ja!“ ſagte ſie wieder.

„Dann darfſt du weder zittern noch dich fürchten. Verſuche jetzt einmal ganz feſt, es zu bezwingen. Ganz feſt, hörſt du? Es wird ſchon gehn.“

Sie machte eine Anſtrengung, das nervöſe Beben, das durch ihren Körper ging, zu unterdrücken. Er wartete ruhig einige Augenblicke, bis es ihr gelungen war. Dann beharrte er auf ſeiner erſten Frage: „So. Und nun ſage mir, weshalb du kamſt. Sage es, ſo gut du kannſt. Verſuche es nur. Ich werde dir helfen.“

Sie ſeufzte und begann unſicher: „Ich komme nun bald nicht mehr in die Schule —“

„Nein. Ich weiß. Und —?“

„Und da mußte ich hierher.“

Sie brach ab, wie um ihre Gedanken zu ordnen, dann fügte ſie ſchüchtern hinzu, mit einem rührenden Ausdruck: „Ich bin ja allein!“

Erik wurde es warm bis ins innerſte Herz. Nie noch meinte er eine ſo tiefe, ſo heilige Zärtlichkeit empfunden zu haben, wie dieſem Kinde gegenüber. Der Wunſch, ſich ihr zu widmen, die Hand auf ſie zu legen, wie auf etwas, das ihm zugehörte, ward plötzlich ſo ſtark in ihm, daß er ihn unwillkürlich als bereits erfüllt nahm und kein Hindernis gelten ließ.

„Möchteſt du hierher gehören, Ruth?“ fragte er.

„Ach ja!“ rief ſie lebhaft, und dann ſagte ſie mit Inbrunſt: „Immer!“

Ihr Geſicht hatte ſich verändert, die Augen ſahen jetzt ganz dunkel aus und lachten aus den naſſen Wimpern. Sie hätte ſo gern wieder geſagt: „Danke!“ Denn es lag der Inbegriff all ihres Denkens und Fühlens in dem Worte ausgeſprochen. Aber ſie ſcheute ſich, es zu wiederholen.

Erik ſah ernſthaft vor ſich nieder, als erwäge er nachdenklich einen Plan.

„Nach dem Verlaſſen der Schule würdeſt du wohl noch mancherlei Unterricht erhalten,“ bemerkte er, ſie zur Wirklichkeit zurückführend, „wenigſtens wäre das in hohem Grade wünſchenswert. Möchteſt du ihn bei mir nehmen?“

Sie nickte eifrig.

„Gut. Wir würden alſo miteinander arbeiten,“ — und in leichtem Tone ſetzte er hinzu: „ſehr viel arbeiten, Ruth! Wirſt du das auch wollen? In dem Aufſatz da, — der hat uns ja zu einander geführt, nicht wahr? — nun, da ſteht faſt ebenſoviel zum Erſchrecken wie zum Freuen. Einen ſo ungeordneten kleinen Kopf, mit ſo krauſen, wilden, unfertigen Einfällen und Vorſtellungen habe ich noch gar nicht geſehen. Glaubſt du das wohl?“

Sie lächelte nur und ſah ihn vertrauensvoll an, als ob ſie dächte: „Du wirſt es ſchon ordnen und entwirren!“

Er blickte ſchweigend auf ſie hin, und wieder erſchien ſie ihm wie ein ſcheuer, kleiner, mattgeflogener Vogel, der ſich hilflos verflattert hat, und ſich mit einemmal in einem weichen Neſte findet.

Draußen zögerte die Maiſonne am Himmel, und

durch den feinen Nebel hindurch, der von den feuchten Wiesen jenseits des Gartens aufstieg, fielen ihre Strahlen beinahe rot, wie flüssiger Purpur. Die beiden noch vorhanglosen Fenster gingen direkt auf den Hintergarten hinaus.

Ein herber, frischer Duft nach Birkenknospen wehte mit dem lauen Abendwind ins Zimmer, und unermüdlich tönte das inbrünstige Locken der Nachtigallen.

Während Erik auf Ruth schaute, kam ihm eine störende Erinnerung.

„Erzähle mir doch," sagte er unerwartet, „was denn das für ein Mann war, den du auf der Straße grüßtest?"

Sie errötete etwas und wurde verlegen, aber um ihre Mundwinkel zuckte es dabei, wie von verhaltenem Mutwillen. Auf den Wangen erschienen verräterisch zwei Schelmengrübchen.

„Ich — — — ach, der! Den kenne ich ja gar nicht."

„Aber er sah dich doch so an, als ob ihr euch recht gut kenntet. Wie kam denn das?"

„Ja, das kam so," begann sie mit einem Seufzer, und überlegte, „— es ist wirklich nicht leicht zu erzählen. Ich habe ihn mir ausgesucht, aber er weiß ja nichts davon."

„Ausgesucht? Aber, liebes Kind, das kann doch kein Mensch verstehen," sagte er ungeduldig, „nimm dich besser zusammen, Ruth! sprich deutlicher. — Nun?"

„Ich will ja!" rief sie eingeschüchtert, „es ist bloß so schwer! Es war eine bloße Geschichte, — die wir untereinander spielten, — im Schulhof, in der Frühstückspause, — und da mußte jemand vorkommen, der ungefähr

ſo ausſah. Und da — habe ich mir dieſen ausgeſucht, weil es ſchöner geht, wenn man dabei an einen lebendigen Menſchen denkt.“

„Aber was ſollte er denn davon denken? Zum Beiſpiel ſchon davon, daß du ihn zuerſt grüßteſt?“

„Das mußte ich ja thun! Wie ſollte er ſonſt wiſſen, was er zu thun hatte? Ob er grüßen durfte?“

„Und wenn er nun auf der Straße mit dir angebunden hätte? Haſt du denn das nicht überlegt?“

Sie ſah erſtaunt auf.

„Das durfte er ja gar nicht. Das hätte gar nicht in ſeine Rolle gepaßt. Er mußte edel und unglücklich ſein.“

Erik entfuhr ein kurzer Laut. Seine Augen blickten ernſt, faſt beſorgt auf ſie.

„In eurem kindiſchen Spiel — ja. Aber in der Wirklichkeit?“ fragte er langſam. „Kannſt du deine Gedanken nicht beſſer in Zucht nehmen? Kannſt du das nicht auseinander halten? Das mußt du können, Ruth! Und nun ſage mir, was du gethan hätteſt, wenn er aus der eingebildeten Rolle gefallen wäre?“

Sie dachte nach.

„Dann hätte ich die Augen zugemacht und wäre fortgelaufen.“

„Wärſt du denn dadurch unſichtbar geworden, daß du die Augen zumachſt?“

„Ich? Nein! aber doch er. Denn dann hätte ich ja einen andern ſuchen müſſen.“

„Einen andern?!“

Sie nickte.

„Es gibt ihrer viele!“ verſicherte ſie treuherzig.

„Und das hätteſt du wirklich gethan? Beſinne dich mal! Wäre es dir wirklich auch dann noch nicht klar geworden, wie kindiſch und dreiſt dein Benehmen war?“

Ruth ſah unglücklich aus. Offenbar machte er ihr einen Vorwurf. Sie dachte nach, was er nur damit meinen könnte? Sie konnte nicht begreifen, was dieſer fremde Mann, außerhalb ſeiner Rolle, ſie kümmern ſollte?

„Ich brauchte ihn, und da nahm ich ihn mir!“ rief ſie mit kläglichem Geſicht.

Erik ſtand auf und ging ein paarmal durchs Zimmer. Dann blieb er vor Ruth ſtehen, die ſich auf die Kante ſeines Stuhles geſetzt hatte.

„Sage mir, gibt es mehr ſolcher fremder Menſchen, die du auf der Straße grüßeſt?“

„Ja. Alle Straßen ſind voll davon.“

„— Männer —?“ fragte er zögernd.

„Auch Männer. Ich brauche immer friſche für die Schule. Auch Frauen, Kinder, alte Leute.“

„Was meinſt du damit, daß du Männer ‚für die Schule‘ brauchſt?“

„In den Geſchichten für die Mädchen muß immer einer vorkommen. Am liebſten einer mit einem kleinen Schnurrbart. Aber ich habe auch andre Geſchichten, — viel, viel ſchönere, — wunderſchöne,“ fügte ſie lebhaft hinzu, — „und die mit Kindern ſind mir die liebſten.“

„Erzählſt du die den Mädchen in der Schule nicht?“

Sie ſchüttelte den Kopf.

„Sie finden ſie nicht ſchön!“ ſagte Ruth traurig.

Er ſetzte ſich zu ihr auf einen Lederſeſſel, der am Fenſter ſtand, und neigte ſich ein wenig vor.

„Willſt du ſie künftig mir erzählen?“ fragte er ernſt,

„aber alle, ohne eine Ausnahme. Und ohne einen Winkel, in den ich nicht hineinsehen könnte. Ich muß alles wissen und hören, was durch diesen phantastischen, unnützen Kopf geht. Wir wollen einen ordentlichen Vertrag machen: du sollst sie auch niemand sonst mehr erzählen. Nur mir. Immer, mit allem hierher kommen. Du wolltest ja hierher gehören. — Wirst du es bedingungslos und gehorsam thun?“

Ihre Augen waren groß und dankerfüllt auf ihn gerichtet; er konnte es an ihrem Gesicht sehen, wie die Gedanken in ihr vergebens nach Ausdruck rangen, aber er hatte dennoch keine Ahnung davon, mit welch einem innern Jubel ein neues Glück ihr aufging. Sie wollte es ihm so gern sagen, aber in ihrem wortarmen Gefühl verstummte sie statt dessen gänzlich, und plötzlich, als müßte sie sich anstatt des Wortes wenigstens durch die Gebärde helfen, glitt sie nieder vom Stuhl und kniete bei Erik hin, — wie auf einen ihr nun zugewiesenen Platz, erwartungsvoll, mit einem Blick wie ein Kind um Weihnachten.

Sie fühlte sich so glücklich. Zu Hause. Geborgen. Von hier aus mußte alles Gute kommen.

Er strich ihr leise über das Haar. „Also höre unsern Vertrag zu Ende,“ sagte er in dem ruhigen Tone, unter dem sie ganz still wurde und lauschte, „wenn du mir deine Geschichten schenkst, dann schenke ich dir auch etwas. Du sollst, soweit es an mir liegt, nicht in deiner eigenen Phantasie stecken bleiben, sondern mit klarem Blick so weit schweifen lernen, wie das Leben — das wirkliche, herrliche Leben — reicht. Und, wenn es auch anfangs Anstrengung von dir verlangen sollte, meinst du nicht, daß ich dich damit etwas

Schöneres lehren werde, als du bisher dir geträumt und zuſammengedichtet haſt?“

„Ach ja!“ rief ſie ſehnſüchtig, als ſtrecke ſie verlangend beide Hände nach etwas Erwartetem aus, — „das iſt ſie ja: von allen die allerſchönſte Märchengeſchichte!“

Ihm fiel der Ausdruck auf, weil ſie ihn ſchon im Schulhof den Mädchen gegenüber gebraucht hatte.

„Gerade das ſagteſt du ja, als du heute morgen den Mädchen erklärteſt, daß du etwas Neues vorhabeſt. Was war es denn?“

Zu ſeinem Erſtaunen fuhr Ruth zuſammen, und ſenkte den Kopf.

Erik ſah betroffen aus.

„Was war es?“ fragte er ſtreng.

„Ich kann es nicht ſagen,“ verſicherte ſie ſcheu, „bitte, bitte nicht.“

Er faßte ihre Hand hart im Gelenk, ſo daß es ſie ſchmerzte.

„Wenn es etwas iſt, was dir ſo ſchwer fällt, auszuſprechen, dann iſt es um ſo notwendiger, daß du es ſagſt. Ich muß es wiſſen, — jetzt gleich, Ruth.“

Sie verſuchte, die ſchmerzende Hand aus der ſeinen zu ziehen, und als es ihr nicht gelang, ſenkte ſie das Geſicht noch tiefer, ſo daß es ſich an ſeinem Rockärmel faſt verſteckte.

Er bog ihren Kopf zurück und ſah ihr in das Geſicht. Es war über und über in Glut getaucht.

„Es hilft nichts, ſich zu verſtecken,“ ſagte er unerwartet ſanft, „du wirſt mir immer nachgeben müſſen, mein Kind. Mach es kurz!“

Ihre Hände ſchlangen ſich nervös auf ſeinen Knieen ineinander, dann hob ſie ſie mit einer bittenden Gebärde zu ihm auf.

„Es war nur, — ich hatte alle dieſe Geſchichten auf einmal ſo ſatt; alles ſtockte auf einmal, — nichts mochte ich mir weiter ausdenken. So ſchön ich es mir auch ausdachte, mit ſo vielen Menſchen drin ich es mir auch ausdachte, — ich blieb immer allein. Die Menſchen grüßten, und gingen vorüber. Und da — da kam eine ſolche Sehnſucht, — ſeit vier Tagen ſolche Sehnſucht. Ich konnte nicht mehr ſpielen. Nie mehr.“

„Sehnſucht — wohin?“ fragte er halblaut.

„Hierher!“ ſagte ſie mit leiſer Stimme und wandte den Kopf hinweg.

Er ließ ihn frei, ließ zu, daß ſie ihn wieder an ſeinem Rockärmel verſteckte.

Beide Arme hatte er um ſie geſchlungen.

II.

Erik ſaß bei Ruths Onkel und Tante im Empfangsſalon, hielt Hut und Handſchuhe auf den Knieen und blickte nachdenklich darauf nieder, während er dem Geſpräch der beiden zuhörte.

„Ich finde, mit deiner Reiſe ſtimmt es gut zuſammen, Mathilde," ſagte der Onkel jetzt, „denn während du mit Liuba in Wiesbaden biſt, iſt Ruth gerade ſo ganz unbeaufſichtigt hier. Ich weiß ohnedies nicht, was die Kleine mit den langen Ferien anfangen ſoll, da in dieſem Jahr die meiſten Bekannten nicht aufs Land, ſondern ins Ausland gehen."

Erik beſaß ein ſcharfes Auge für die Außenſeite von Menſchen und wurde ſtark durch dieſelbe beeinflußt. Der Onkel, mit ſeinem aſchblonden, ſchon etwas graugemiſchten Haar und Bart, mit den ſchmächtigen Schultern ſeiner elegant gebauten Geſtalt und mit ſeinen frauenhaft feinen Händen, gefiel ihm recht gut. In Ton und Haltung erinnerte er ein wenig an Ruth. Dagegen empfand Erik gegen die Tante eine ausgeſprochene Antipathie.

„Solche Beſuche bei allerlei Bekannten auf dem Lande wären jetzt auch durchaus keine geeignete Beſchäftigung für Ruth," bemerkte er aufblickend; „ſie muß zu

thun haben, — wirkliche Arbeit und Anſtrengung muß ſie haben. Selbſt körperliche oder geiſtige Ueberanſtrengung wäre noch beſſer als Mangel an Beſchäftigung. In dieſen Jahren braucht man ſtarke Nahrung, und Ruth braucht ſie am meiſten.“

„Siehſt du; was ſage ich immer?“ fiel die Tante ein, und nickte ihrem Mann bedeutſam zu; „ich ſage immer: man läßt ſie viel zu viel gewähren. Aber du haſt das immer am bequemſten gefunden.“

„Lieber Gott! was wollteſt du denn auch mit ſolchem kleinen Frauenzimmer anfangen,“ verſetzte der Onkel begütigend, „man konnte ſie doch nicht etwa anſtellen, Stuben zu ſcheuern?“

„Nein, weißt du, lieber Louis! das brauchſt du mir wirklich nicht vorzuhalten, — es iſt ja gerade, als ob ich Ruth Dinge verrichten ließe, die ſich nur für den niederſten Dienſtboten ſchicken!“ ſagte ſeine Frau, die ſcherzende Uebertreibung unerbittlich ernſt nehmend, „aber ein wenig ſich im Häuslichen umſehen, — das hätte Ruth ganz wohl können. Liuba wird ja auch dazu angehalten. Es iſt doch nun einmal der Beruf der Frau.“

Erik betrachtete mit ſchlecht verhehltem Spott in den Augen die große, ſtattliche Erſcheinung der Tante, an der es ihm charakteriſtiſch für ihr ganzes Weſen vorkam, daß die ihr gewohnten guten Formen des äußeren Benehmens einen gewiſſen Mangel an natürlicher Grazie nicht verdecken konnten.

„Was das anbetrifft,“ unterbrach er ſie ungeduldig, „ſo brauchen Sie ſich dieſer Verſäumnis wegen nicht weiter anzuklagen. In einem ſo von allen Seiten bedienten Hauſe bleibt die ſogenannte ‚häusliche Hilfe‘, beſtehe ſie

nun im Blumenbegießen oder Kaffeekochen, im beſten Fall eine gleichgültige Spielerei, — im ſchlimmern Fall weckt ſie die Einbildung, man habe etwas geleiſtet. Dagegen hätte ich gegen das Stubenſcheuern nicht viel einzuwenden."

Der Onkel lachte erfreut auf. „Jetzt haben Sie es aber mit meiner Frau gründlich verdorben!" drohte er ſcherzend, „aber ich muß bekennen, daß ich gar nicht begreife, warum ſie alle beide ſo verſeſſen darauf ſind, Ruth ins Joch zu ſpannen. Natürlich habe ich nicht das Geringſte gegen den Unterricht, den Sie vorhin als wünſchenswert vorſchlugen, — im Gegenteil, es freut mich für die Kleine. Aber ich möchte Sie doch bitten, das mit dem Stubenſcheuern auch nicht einmal ſymboliſch auszuführen. Nicht ins Geiſtige zu übertragen. Machen Sie es nur nicht zu ernſthaft. Ruth iſt es ſo gewohnt, umherzulaufen und in ihrer Faulheit vergnügt zu ſein."

„Ich glaube, Sie täuſchen ſich," entgegnete Erik in beſtimmtem Ton, „Ruth iſt weder faul noch vergnügt. Sie iſt es gewohnt, ſich in einem ſelbſtgemachten Traumdaſein vollſtändig zu erſchöpfen. Sie iſt dadurch zum Teil ihrem Alter vorausgeeilt, zum Teil aber auch hinter ihrem Alter zurückgeblieben. Ich habe noch nie eine ſo ungleiche Entwicklung geſehen. Wenn dieſelbe nicht rechtzeitig aufgehalten wird, ſo läuft Ruth Gefahr, an ihrer Phantaſie geiſtig zu erkranken."

Der Onkel ſchüttelte verwundert den Kopf.

„Das iſt doch kurios," ſagte er, „ich habe Ruth ſtets für ein höchſt praktiſches kleines Frauenzimmer gehalten. Von Phantaſie war doch nie eine Spur an ihr zu bemerken. Alles was ſie ſagt, iſt ja ſo direkt und nüchtern. Und am liebſten ſagt ſie gar nichts. Sie ſollten nur wiſſen,

wie nüchtern ſie in allem iſt, wo die jungen Mädchen ſonſt ihre Phantaſie ſitzen haben! Das hat mir ſtets ſo gut gefallen. Da kann Liuba gar nicht mitkommen.“

Seine Frau ſah ihn verletzt an.

„Glücklicherweiſe nicht!“ beſtätigte ſie etwas erregt, „Liuba würde nicht umhergehen, wie in einen grauen Sack gekleidet, bloß weil es ſo am bequemſten iſt. Und überhaupt, — denken Sie nur, neulich höre ich, wie meine Tochter zu Ruth ſagt: ‚paß nur auf; wenn du ein Jahr älter biſt, dann wirſt du ſchon wiſſen, was ſchön und häßlich iſt, und wirſt am Spiegel fragen: Wie gefall' ich ihm?‘ — — Mein Gott, Sie wiſſen ja, wie junge Mädchen ſo untereinander reden! Aber was antwortet Ruth darauf? Sie lacht nur, und dann fragt ſie erſtaunt: ‚Warum nicht lieber: wie gefällt er mir?‘“

In dieſem Augenblick ging die Thür auf, und Ruth trat ein.

Sie kam aus ihrem Zimmer, ohne eine Ahnung, daß ſie Beſuch vorfinden würde. Als ſie ſo unerwartet Erik erblickte, fuhr ſie zurück und wurde glühend rot. Dieſe plötzliche Anweſenheit ſeiner Perſon inmitten der Ihrigen, die ihr ſo fern ſtanden, — die unerwünſchte Vermiſchung eines ſie ganz erfüllenden Bildes mit der Umgebung, die ſie mied und floh, machte einen ganz ſeltſamen Eindruck auf ſie. Etwa ſo, wie wenn eine Traumgeſtalt aus herrlichen Phantaſien ins wirkliche Leben niederſteigt, um ein banales Geſpräch zu führen; — etwa ſo, wie wenn man das Intimſte, was nicht einmal Worte beſitzt, in die Sprache des Pöbels überſetzt findet.

Daß Erik herkommen, daß er ſich überhaupt mit ihren Verwandten auseinanderſetzen mußte, das fiel ihr

nicht im geringsten ein. Er hätte das schon so einrichten müssen, daß es eine Angelegenheit aus einer andern Welt — aus ihrer Welt blieb. Lieber noch wäre sie dann des Nachts, heimlich, und auf bloßen Füßen bis zu ihm hingelaufen.

Entsetzlich rot und linkisch sah sie aus, wie sie sich da, verlegen und mit scheuem Gesicht, in die Thürspalte drückte. Aber nicht Verlegenheit empfand sie, sondern eine unentwirrbare Mischung von Zorn und Scham, — Scham darüber, daß etwas Zartes, ihr Zugehöriges, vor fremden Augen herumgezeigt und besprochen wurde.

„Nun, Ruth, benimmt man sich so?“ bemerkte die Tante verweisend, „kannst du nicht näher kommen?“

Da that sie etwas Wunderliches. Sie hob beide Hände vor die Augen, und so, mit scheuklappenartig verdecktem Gesicht, ging sie, wie ein Kind, das sich vor fremden Gästen fürchtet, durch das Zimmer bis vor den geschnitzten, runden Sofatisch, um den sie saßen.

Der Onkel lachte, seine Frau schüttelte mißbilligend den Kopf und sagte strafend: „Ein so großes Mädchen!“

Erik, der bei Ruths Eintreten den Kopf nach ihr gewandt hatte, blickte sie schweigend und aufmerksam an. Als sie dicht neben ihm stand, hob er die Hand und zog ihr die Hände vom Gesicht fort. „Warum willst du mich heute nicht ansehen, Ruth?“ fragte er sie.

Sie antwortete nicht. Noch war sie sehr rot und hielt die Augen zu Boden gesenkt. Dieses „Du“, das er zu ihr sagte, und das sie gestern so dankbar hingerissen hatte, verletzte sie heute beinahe. Es klang ganz anders — hier, an dieser Stelle, — es klang wie die Anrede, die man einem Kinde gegenüber wählt, das unter lauter Er-

wachſenen daſteht. Ja, ſie ſtand ihm und den andern gegenüber, und ſie verhandelten da über ſie, als wäre ſie verraten und verkauft, — als handle es ſich gar nicht um ihre — ihre eigene, eigenſte Angelegenheit.

Durch Erik fühlte ſie ſich verraten und verkauft.

„Sie lernen ja Ruth von einer liebenswürdigen Seite kennen," meinte der Onkel, noch immer lächelnd, „aber ſie iſt nicht ſo ſchlimm, wie es ausſieht. Was iſt dir nur in die Krone gefahren, Kleine? Verlegen hab' ich dich noch nie geſehen."

Erik, der ſie unverwandt anſah, ſuchte jetzt die Aufmerkſamkeit von ihr abzulenken.

„Wir wollen ſchon mit einander zurechtkommen," ſagte er mit warmer Stimme und wandte ſich an den Onkel mit einer Frage wegen Tag und Stunde des geplanten Unterrichts.

Ruth ſtand teilnahmlos daneben, ohne die Wechſelreden der andern zu beachten. Nur die Röte wich allmählich von ihrem Geſicht und machte einem Ausdruck verhaltener Traurigkeit und Enttäuſchung Platz. Sie blickte nicht auf, ſondern ſtudierte eingehend das glänzende Muſter des Parkettfußbodens.

Da, als Erik ſchon Miene machte, ſich zu verabſchieden, hörte ſie ihren Onkel ſagen: „Alſo, wenn es Ihnen wirklich kein zu großes Opfer iſt, erwarten wir Sie jedesmal hier, am Nachmittag, nach Ihren Schulſtunden!"

„Nein!" warf Ruth plötzlich laut dazwiſchen. Es war, als ob ſie aufwachte. Erſtaunt und blitzend gingen ihre Augen vom einen zum andern; „hierher? das iſt ja ein Irrtum. Ich werde hinauskommen."

Alle ſahen ſie verwundert an, als ſie das ſo kategoriſch, ohne eine Spur von Befangenheit erklärte. Erik aber erhob ſich raſch.

„Das iſt am Ende wirklich das Beſſere," ſtimmte er ihr unwillkürlich bei, „und wenn Ruth den Weg nicht ſcheut und den Abend dann bei uns verbringen will, ſo wäre es in der That während dieſer Sommertage vorzuziehen."

Er ſprach nicht mehr mit ganz der gleichen, überlegenen Sicherheit wie vorhin, ſondern etwas haſtig. Ein ſchwacher Reflex von dem, was Ruth ſo peinigend und ſtörend an der Situation berührt hatte, ſchien jetzt auch auf ihn überzugehen, als ahne oder begriffe er plötzlich ihre zornige Scheu. Als er ihre Augen ſo vorwurfsvoll und mit einem unkindlichen, faſt ſtrengen Blick auf ſich gerichtet ſah, da kam es ihm ſelbſt mit einemmal ſonderbar vor, daß er ſie anderswo um ſich hatte haben wollen, als in ſeinem eigenen, ſtillen Zimmer, — dort, wo ſie zu ihm gekommen war. Beinahe hätte der Zufall es ſo gefügt. Aber ſie ließ keinen Zufall zu. Klar und zwingend wie eine Viſion ſtand vor ihren Augen, was ſie ſich erſehnt und erträumt hatte.

Während Erik mit ihrem Onkel das Zimmer verließ, und die Tante hinausging, blieb Ruth regungslos ſtehen, die Hände auf dem Rücken, den Kopf gebückt, wie immer, wenn etwas ſie ſehr beſchäftigte. Im Flur hörte ſie die Hausthür gehen, dann einen raſchen Schritt auf der ſteinernen Treppe. Darauf wurde es ganz ſtill.

Sie ſah das Zimmer wie durch einen Schleier, überſchüttet von blendendem Sonnenlicht, das durch die hohen Blattgewächſe und Palmengruppen in beiden Fenſterecken

hindurchſchimmerte und an den vergoldeten Rahmen der Gemälde aufblitzte, die ſchon einen dünnen Tüllbezug gegen Staub und Licht erhalten hatten.

Ruth ging langſam auf den Stuhl zu, auf dem Erik vorhin geſeſſen hatte. Sie ſetzte ſich hin, legte beide Arme auf den Tiſch und den Kopf darauf.

Und dann fing ſie an bitterlich zu weinen. —

Bei Tiſch, zu Mittag, beobachtete der Onkel Ruth nachdenklich. Es hatte ihm ſo ſehr imponiert, daß Erik alles zu ergründen ſchien, was in ihr vorging. Da ſaß ſie nun ſo ſchweigſam. Freilich konnte man nicht wiſſen, woran ſie dachte. Aber das konnte dieſer Lehrer doch auch nicht. Er war doch kein Hellſeher.

„Woran denkſt du eigentlich den ganzen Tag?“ fragte Onkel Louis plötzlich ärgerlich.

„Ich? An gar nichts!“ verſicherte ſie mit einem verwunderten Blick.

„Aber an irgend etwas mußt du doch denken. Das thut ja jeder Menſch. Woran dachteſt du zum Beiſpiel jetzt eben?“

„Jetzt eben dachte ich an Großpapa,“ ſagte Ruth.

Darüber freute ſich ihr Onkel und ſah ſie freundlich an. Er hatte ſeinen Vater unendlich lieb gehabt.

„Du warſt erſt fünf Jahre, als deine Eltern ſtarben, und du damals hierher kamſt; erinnerſt du dich denn ſeiner noch?“

Sie nickte, und vor ihrem Blick tauchte die erſte ganz bewußte und deutliche Erinnerung aus ihrer Kindheit auf: eine Generalsuniform, ein ſchneeweißer, großer Schnurrbart, und darüber zwei gütige blaue Augen — Kinderaugen eigentlich.

„Einmal hob er mich aus dem Bett — er ſah ſo ſchön aus, mit Bändern und Sternen, und blitzte über und über, — und da kam ſeine brennende Cigarette an meinen bloßen Arm. Ich ſchrie ſehr. Und da kamen ihm Thränen in die Augen — aber wirkliche, große Thränen, ſo daß die Augen ganz voll davon ſtanden. Und dann drückte er mich an ſich und küßte mich, — auf den Arm und den bloßen Hals und das Geſicht und den ganzen Körper. — So war Großpapa. — Jetzt würde ich mir gern den Arm abbrennen laſſen, wenn er mich nur noch einmal ſo küſſen wollte!“ fügte ſie wild hinzu.

Man ſah, wie es in ihr gärte. Großpapas Zärtlichkeit hatte ſie nie vergeſſen können.

„Haſt du Bilder und Andenken von ihm?“ fragte der Onkel und dachte darüber nach, was er ihr ſchenken könnte.

Sie ſchüttelte den Kopf.

„Keine Bilder. Nur ein Knallbonbon. Das brachte er mir einmal vom Kaiſer mit. Von einem Galadiner. Ich glaubte ſo beſtimmt, es müßten goldene Kleider drin ſein. Aber Großpapa meinte, es wären nur Kleider von dünnem Seidenpapier mit einem kleinen Rand von Flittergold. Da habe ich das Bonbon lieber nicht knallen laſſen. Ich habe es noch. — Und ſo ſind eigentlich noch immer goldene Kleider drin.“

Dem Onkel kam ein Lächeln. Erik imponierte ihm lange nicht mehr ſo ſehr. Großpapas Küſſe, Knallbonbons, goldene Kleider und Kleider aus Seidenpapier — das waren doch ſicherlich normale und harmloſe Phantaſien eines Kinderkopfes. —

Als Ruth am nächsten Nachmittag zu ihrer ersten Unterrichtsstunde fortging, zupfte Onkel Louis sie tröstend am Ohrläppchen und raunte ihr zu: „Du! wenn du ihm weglaufen solltest, so nehme ich dich in Schutz!“ —

Aber als Ruth diesmal am Gartenzaun des Landhauses stand, kam ihr nicht, wie neulich, der Gedanke an Weglaufen. Sie zauderte auch nicht mehr so lange einzutreten, sondern stieß die Pforte auf und ging geradeaus — nicht hinten die Terrasse hinauf und in das Haus, sondern weiter, in die Tiefe des Gartens, der sie das erste Mal so gelockt hatte.

Dort stand Jonas bei den Obstbaumgruppen, emsig beschäftigt, Raupen zwischen den kleinen Blättern herauszusuchen. Eigentlich waren noch gar keine Raupen da. Aber er konnte es nicht erwarten, sie abzulesen.

Als er Ruth herankommen sah, riß er den breitrandigen Strohhut vom Kopf und machte ein verlegenes Gesicht, denn der Sonnenwärme wegen hatte er die Jacke abgeworfen.

„Papa ist im Hause!“ bemerkte er diensteifrig und bückte sich nach seiner Jacke, die auf dem Rasen lag.

„Ja! Er stand am Fenster,“ bestätigte Ruth, und lehnte sich gegen den dicken Stamm einer alten Ulme.

Darauf wußte er nichts zu entgegnen, und so schwiegen sie beide einige Augenblicke.

„Wie wunderschön!“ sagte Ruth dann, ganz in ihren Frühling versunken, und breitete beide Arme nach den mächtigen, leise schwankenden Aesten empor, die über ihr rauschten.

Jonas sah angestrengt in die Höhe, gewahrte aber nichts.

„Wo iſt das ſchöne?“ fragte er verwundert.

„Dieſe kleinen, drolligen Ulmenblätter! Die andern Bäume haben ſchon viel größere Blätter. Aber dieſe ſitzen noch ſo zuſammengedrückt in den Knoſpen — und alle miteinander an den Zweigſpitzen, — als getrauten ſie ſich nicht. Oder als guckten ſie frierend nach den braunen, klebrigen Hülſen, die ſie ſchon heruntergeworfen haben. Sieht es nicht aus, als wären ſie in lauter kleinen Sträußchen auf dem Baum verſtreut? Es ſieht aus, als wären ſie ihm nur ſo angeflogen. Und als könnten ſie wieder wegfliegen.“

„Sie fliegen aber nicht weg,“ verſicherte Jonas und wandte ſich wieder ſeinen vermeintlichen Raupen zu.

„Nein. Nur dieſe hier thun es,“ bemerkte Ruth und ſtreckte ihre Hand gegen den Kirſchbaum aus, von dem unter Jonas' unvorſichtiger Berührung die zarten Blütenblätter auf ihren Arm niederſchwebten.

„Dies hier ſind gute Kirſchen. Hoffentlich von den roten, durchſichtigen,“ meinte Jonas, „denn die eſſe ich am liebſten. Sonſt haben wir faſt nur Apfelbäume und gewöhnliche Holzbirnen.“

„Sie ſehen ebenſo ſchön aus,“ entgegnete Ruth; „wenn man am Gitter ſteht, ſieht es aus wie ein Märchen. Aber ſpäter werden ſie ſo grün und natürlich wie die andern Bäume. Nur kleiner.“

„Das muß ſo ſein,“ erklärte Jonas gleichmütig, „ſonſt würde der Raſenplatz ja niemals rechten Schatten kriegen. Und der iſt das Beſte vom Sommer. Denn gerade hier, am Springbrunnen unter den Obſtbäumen, liegt meine Mutter im Ruheſtuhl. Und ſie kann die viele Sonne nicht vertragen.“

Ruth ſah ihn mit Intereſſe an. Es kam ihr als etwas Beſonderes vor, daß er ſich ſeiner kranken Mutter wegen über die Bäume und den Schatten freute und die grünen Blätter beſſer fand, als all die wunderſchönen weißen Blüten. Die Schulmädchen, die ſie kannte, beſaßen zwar meiſtenteils auch Mütter, aber die pflegten geſund zu ſein, und nie hatte ſie gehört, daß ſie ſich derentwegen auf den Sommer freuten, ſondern immer nur wegen der Ferien. Und dann waren es Mädchen. Dies hier aber war ein Junge.

Sie betrachtete Jonas genauer, und er gefiel ihr ſehr gut. Und auch er ſah jeden Augenblick zu ihr hinüber, und auch ſie gefiel ihm über die Maßen.

„Iſt ſie ſehr krank?“ fragte ſie nach einer Weile zaghaft.

„Nicht ſehr. Sie kann nur nicht aufſtehen, — ſchon viele Jahre nicht;“ belehrte er ſie, „wenn ſie das thun will, dann nimmt Papa ſie in die Arme und trägt ſie. Das kann er ſo prachtvoll. Manchmal hat ſie auch Schmerzen, und weint. Und dann muß Papa immer bei ihr ſein, und das hilft ihr.“

Ruth wandte unwillkürlich den Kopf dem Hauſe zu, wo die kranke Frau lag, und wo er war, der ſie trug, und der ihr half, wenn ſie Schmerzen hatte.

„Hinter dieſem Fenſter,“ ſagte Jonas und wies mit der Hand über die Terraſſe nach dem Wohnzimmer; „da iſt eben ihr Stuhl der Sonne wegen hereingetragen worden.“

Aber im breiten Rahmen des geöffneten Fenſters war nur Eriks Geſtalt zu ſehen, der ihnen den Rücken zukehrte. Und nun wandte er ſich langſam um.

Ruth löſte ſich ein wenig haſtig vom Stamm, an dem ſie lehnte. „Jetzt will ich hineingehen,“ ſagte ſie.

Nachdem Erik von der Straßenſeite her Ruth in den Garten hatte treten ſehen, war er wirklich an das Fenſter des Wohnzimmers gegangen und hatte von Zeit zu Zeit nach der Obſtbaumgruppe hinübergeblickt, wo ſie mit Jonas ſtand und plauderte.

Klare-Bel lag neben dem Fenſter, mit einer mühſamen und kunſtvollen Handarbeit beſchäftigt, die darin beſtand, an einer ſchadhaft gewordenen Damaſtſerviette das Muſter nachzuziehen. Man nannte dieſe Arbeit in Holland „Maazen.“ Und wer es ernſt damit nahm, der wollte das „Maazen“ bis auf das Ausbeſſern der Strümpfe und Unterjacken erſtreckt wiſſen.

„Kommt Ruth noch immer nicht herein?“ fragte ſie nach einer langen Pauſe.

Er zog die Uhr.

„Nein. Noch fehlen einige Minuten an der Zeit,“ bemerkte er einſilbig.

„Das iſt doch eigentlich kein Grund, nicht hereinzukommen, wenn ſie einmal da iſt. Aber vielleicht ſteht ſie viel lieber im Garten und plaudert mit Jonas, als daß ſie im Zimmer ſitzt und lernt, Erik. Das iſt am Ende auch ganz natürlich.“

Er ſchwieg und blickte mit einem Ausdruck von Ungeduld auf ihre Handarbeit nieder. Erik konnte das „Maazen“ nicht leiden. Er behauptete, es verdürbe die Augen, und ſogar den Charakter.

„Bitte, hör' jetzt einen Augenblick mit dem Sticheln auf,“ ſagte er und nahm ihr einfach die Nadel aus der Hand, „ich weiß nicht, — das Zeug macht nervös.“

Dann ſah er aber doch wieder auf die Uhr.

Ihm war die Ahnung gekommen, daß es doch nicht ſo ganz von ſelbſt gelingen werde, beſtimmende Macht über Ruth zu gewinnen, wie er es ſich an jenem wunderſamen Maiabend gedacht. Sie wollte durch keine unerwartete oder unerwünſchte Bewegung ſeinerſeits in ihrem ſelbſtändigen Traumleben geſtört werden, und erhob ſie ihn auch zum Helden ihrer „allerſchönſten Märchengeſchichte“, ſo mußte er ſich dabei doch ganz ſtill verhalten und auf alle ihre Intentionen eingehen, — ſonſt entglitt ſie ihm leiſe wieder, ſo leiſe und traumhaft, wie ſie in ſein Leben gekommen war.

Das durfte nicht ſein; der Erzieher in ihm litt es nicht, daß ihm mißlinge, was er ſich mit Ruth vorgenommen hatte. Er wußte: er würde nicht eher ruhen, als bis er ihren Willen ganz in der Hand hielte. Aber welch eine zarte Hand wollte er dann für ſie haben!

Neben dieſen pädagogiſchen Erwägungen erfüllte ihn eine ungeduldige Freude. Freude über den Kampf, der ihm mit Ruth bevorſtand. Erik, der andre weit beſſer zu erforſchen verſtand, als ſich ſelbſt, ahnte gar nicht, wie ſtark ſich unter dem Deckmantel des Pädagogen ein jugendliches, herrſchſüchtiges Verlangen in ihm regte.

Er wandte ſich dem Garten zu.

„Jetzt kommt ſie!“ ſagte er, und wirklich, es klang wie ein Seufzer der Erleichterung.

Seine Frau unterdrückte ein Lächeln und nahm ihre Arbeit wieder auf. „Nun, viel Erfolg, Erik! Vergiß nur nicht, daß wir um neun Uhr den Thee nehmen. Du wirſt ſie hungrig und durſtig machen, denke ich mir.“

Er war über den Flur in ſeine Arbeitsſtube ge-

gangen und öffnete ſchon von innen her die Thür, als Ruth kam und anklopfen wollte.

„Endlich!“ bemerkte er, während ſie eintrat, „weißt du, Ruth, was meine Frau ſoeben meinte? Sie meinte, du ſeieſt gewiß viel lieber mit Jonas draußen im Garten, als bei mir hier in der Stube. Was ſagſt du dazu?“

Sie blickte ihn unſicher an und ſetzte ſich auf ſeinen Wink in den Lederſeſſel, der am Fenſter ſtand. Dann erwiderte ſie mit niedergeſchlagenen Augen: „Ich bin doch gekommen, weil ich wollte, — nur weil ich's wollte. Daß Jonas auch hier iſt, wußte ich doch gar nicht. Das iſt ja nur Zufall. Den fand ich hier.“

Er wußte nicht gleich, was ihn an der Antwort, die keine war, überraſchte. Sie betonte ausſchließlich, daß ſie ganz aus freien Stücken hier ſei. Auf einen Vergleich ließ ſie ſich vorſichtshalber gar nicht ein.

„Wenn es in der Folge nur nicht umgekehrt kommt, mein liebes Kind,“ ſagte er, an ſeinen Schreibtiſch tretend, und legte einige Hefte und Bücher zurecht, „denn mit Jonas plaudern oder im Garten umhergehen wirſt du ja in der Folge nur, wenn du ‚willſt‘, das heißt, wenn Stimmung und Laune dir zufällig danach ſtehen. Hier hingegen, wo du freiwillig hergekommen biſt, kann es doch nicht ganz ſo bleiben. Hier wird dich notwendigerweiſe etwas feſt Beſtimmtes erwarten, das vom Augenblick und ſeinen Stimmungen unabhängig iſt. Alſo auch etwas, wovon du manchmal denken wirſt: ‚ganz ſo möchte ich's nicht, — ganz ſo meinte ich's nicht, — dies da ſoll anders ſein, — das da ſoll heute nicht da ſein‘. Iſt es nicht ſo?“

Sie ſchwieg hartnäckig und machte ein verſchloſſenes

Geſicht. Es war ihr wirklich ungefähr das durch den Kopf gegangen, was er da ſagte. Aber daß er das wiſſen konnte, kam ihr ſehr unangenehm vor.

Er blieb bei ihr ſtehen und nahm ihr die Wollmütze, die ſie aufbehalten hatte, vom Haar.

„Nun, Ruth, geſtern haſt du mich nicht anſehen wollen, und heute willſt du mich nicht anreden. Hältſt du ſo unſern Vertrag? Und ich hoffte beſtimmt, daß du mir viel erzählen würdeſt. Viel — alles. Alle deine ſchönſten Geſchichten.“

„Nein,“ erklärte Ruth, „nie und nimmer. Ich will nichts erzählen. Ich will alles für mich allein behalten.“

„Du Geizhals!“ ſagte er und lachte, „das iſt ſehr ſchlimm. Iſt es nicht ſchlimm, wenn man einen zu Gaſte geladen hat und dann die Hausthüre vor ihm zuſchlägt? Aber zum Glück kannſt du das gar nicht mehr, Ruth. Haſt du mir nicht deine Geſchichten geſchenkt? Haſt du das vergeſſen? Nun ſind ſie mein Eigentum. Ich kann mit ihnen machen, was ich will. Ich kann ſie dir aus dem Kopf herausnehmen und für mich ganz allein behalten.“

„Ach nein!“ fiel ſie etwas lebhafter ein und griff unwillkürlich nach ihrem Kopf, „das geht ja gar nicht. Es geht nicht, wenn ich nicht will.“

„Du ſprichſt ſo viel von deinem Willen, Ruth. Und daß du nur hier biſt, weil du gerade willſt. Aber weißt du denn eigentlich auch, wozu du es willſt?“

Sie ſtutzte und blickte auf. Als ſie nicht gleich eine Antwort fand, fügte er hinzu: „Ich weiß es für dich: du wollteſt eben dieſen Willen klären und erziehen laſſen von jemand, der dich lieb genug dazu hat. Alles Lernen iſt nur ein Mittel dazu.“

Ruth legte ihre Hände an die Seitenlehnen des Sessels, und ihr Gesicht wurde noch ablehnender. „Wie wenn sie ein Visier vorgelegt hätte!“ dachte Erik, sie betrachtend. Aber hinter diesem Visier arbeitete eine steigende Erregung in ihr. Die passive Stimmung, in der sie heute hergekommen war, hielt unter Eriks Andrängen nicht stand, aber noch weniger vermochte sie den Traum und das seltsame Glück des ersten Abends wieder zu erhaschen. Sie verschloß und verbarg sich daher instinktiv vor ihm, wie vor einer Macht, die man sich erst genau ansehen muß, ehe man sich mit ihr einläßt.

„Alles ist heute anders!“ murmelte sie.

„Es wird immer anders sein, als du es dir willkürlich ausmalst,“ entgegnete er in ruhigem Ton, „und das soll es auch, Ruth! Es soll zu ernst sein für ein bloßes Spiel der Phantasie. Siehst du, auch ich habe mir etwas Schönes ersonnen und geträumt, das ich in dir verwirklicht sehen möchte. Ich versprach dir doch: für die Geschichten, die du mir erzählen wolltest, solltest du eine durch mich erleben. Die Allerschönste — sagtest du nicht so? Mit dem Erzählen mußt du es nun halten, wie du willst, aber mit dem Erleben wirst du es halten, wie ich will. Es war mein Geschenk für dich. Und wenn du heute auch nichts davon wissen willst, so wirst du es doch trotzdem annehmen müssen.“

Ruth wurde unruhig. Sie kannte nur zwei Sorten Menschen, und daß sie Erik in keiner von beiden unterbringen konnte, ängstigte sie. Die eine Sorte bestand aus ihrer jeweiligen täglichen Umgebung, die ihr meistens störend oder gleichgültig war und wirkungslos an ihr abglitt; die andre bestand aus den fremden Menschen,

die ſie, wie Schattenbilder, aus der Ferne betrachtete, und denen ſie die äußere Anregung zu ihren Phantaſtereien entnahm. Zu denen konnte Erik nicht gehören, denn die thaten nur, was ſie wollte, — ſie waren ja nur, was ſie wollte. Er hingegen war eine Wirklichkeit, die auf ſie eindrang. Sie konnte ihn aber auch nicht abwehren, wie ſie die Ihrigen von ſich abwehrte, denn es war etwas da, was ſie mächtiger reizte und anregte, als es alle Schattenbilder zuſammen gethan.

Sie ſah ihn ſcheu an.

„Ich will lieber ein andres Mal kommen," bat ſie leiſe, „ich kann heute nicht lernen. Ich kann's nicht."

„Doch! doch!" entgegnete er beſchwichtigend, „du kannſt es. Und im Grunde willſt du es auch. Aber wir können nicht in jedem Augenblick den Kampf darum von neuem aufnehmen. Der muß ein für allemal entſchieden werden. Du oder ich, Ruth! Einer von uns beiden muß gehorchen."

Da ſprang Ruth plötzlich auf und ſagte undeutlich: „Dann kann ich auch fortbleiben."

Es war ihr ganz ſpontan, wider alle Ueberlegung, entfahren. Aber nun half es nichts. Nun war es heraus.

Erik ſah, wie ſie ganz blaß und über ſich ſelbſt erſchrocken daſtand, und ein heftiges Mitleid mit ihr erfaßte ihn. Ihm kam es vor, als habe er ſie mißhandelt, und ſein Blick wurde ſehr weich.

Aber er dachte nicht daran, dieſer weichen Regung nachzugeben. Er wünſchte, die entſcheidende Situation ſo ſcharf als möglich zum Austrag zu bringen. Am Gelingen zweifelte er nicht. Und voll Freude fühlte er: war es erſt überſtanden, ſo konnte er alle Strenge in die

Rumpelkammer werfen. Dann war er Ruths für alle — alle Zeit ſicher.

„Gewiß kannſt du fortbleiben,“ beſtätigte er ruhig, „wenn es ſich für dich wirklich nicht um mehr gehandelt hat, als um einen ſolchen Zeitvertreib, wie ihr ihn unter euch im Schulhof treibt. Weißt du noch, was du von dem Fremden ſagteſt, den ihr in euer kindiſches Spiel hereingezogen habt? ‚Wenn er mir nicht gepaßt hätte, wenn er aus der Rolle gefallen wäre, die ich ihm zugewieſen, dann hätte ich mir einfach einen andern ſuchen müſſen, — ich hätte die Augen zugemacht und wäre fortgelaufen.‘ Iſt es hiermit ebenſo oder auch nur annähernd ſo, — — dann laufe nur fort.“

Während er ſprach, fühlte er beſtändig das große Mitleid. Sie ſah nur ein einziges Mal auf, und wie ſie ſeinem weichen Blick begegnete, da war es, als ginge ihre paſſive Abwehr in eine Art von Angriff über, — als ſuche ſie nach einer Waffe, nach irgend etwas, was ſie von ihrem Leiden befreien, ihm weh thun und ihr Macht geben könne. Ihm fielen die Worte ein, die ſie vom Fremden gebraucht hatte: „Ich brauchte ihn eben, und da nahm ich ihn mir!“

Ruth langte nach ihrer Wollmütze, die auf dem Schreibtiſch lag, und drückte ſie zwecklos in den Händen zuſammen.

„Ich will nach Hauſe gehen!“ wiederholte ſie, und zitterte am ganzen Leibe.

„Wie du willſt.“

„Alſo adieu,“ ſagte ſie, und ging langſam, wie gelähmt, der Thüre zu.

„Adieu, mein Kind.“

Sie hatte Mühe, den Thürgriff zu finden und niederzudrücken, ihre Hände waren kalt und gehorchten ihr nicht. Als aber die Thür offen ſtand, und ſie in den Flur hinaustrat, da blickte ſie beim Schließen der Thür mit brennenden Augen ins Zimmer zurück.

Erik ſaß auf dem von ihr verlaſſenen Lederſeſſel am Fenſter. Er hatte den rechten Arm auf die Lehne desſelben geſtützt und die Hand über die Augen gelegt.

Und plötzlich überfiel Ruth das Bewußtſein: daß all ſein Herrſchenwollen im Grunde doch nur ein Dienenwollen ſei. Plötzlich überfiel es ſie: daß er eben jetzt leide, — um ſie leide, die ihn verletzt hatte.

Es traf ſie mit einem Schmerzgefühl, aber dieſes Gefühl war ſeltſam und berauſchend: es lag Triumph darin. Es war ein Schmerz, der ſich wie ein Glück anfühlte.

Noch immer zitterte ſie am ganzen Körper, aber nicht mehr in der Angſt der Flucht. Sie hatte mitten in der Angſt ihrer Flucht Halt gemacht, ſich gegen den Feind gekehrt und ihn beſiegt geſehen.

Wer Ruth über den Flur gehen ſah, der konnte meinen, ſie ſei trunken. —

Um neun Uhr — Gonne hatte bereits den Thee und die geröſteten Brotſchnittchen auf den Tiſch gebracht — kam Erik endlich in das Wohnzimmer herüber.

„Es iſt doch nichts vorgefallen?“ fragte ſeine Frau mit einem Blick in ſein Geſicht, „Ruth iſt ja ſchon ſo bald fortgegangen. Und ich dachte doch, daß ſie mit uns bleiben ſollte?“

„Für heute war es beſſer ſo,“ verſetzte er, und Klare-Bel fragte nicht weiter.

Aber Jonas that es ſtatt ihrer.

„Ruth habe ich ganz ungeheuer gern," verſicherte er, „kommt ſie bald wieder her, Papa?"

„Bald!" ſagte dieſer.

„Denke dir nur, ſie wollte es mir nicht ſagen," plauderte Jonas weiter, „ich habe ſie nämlich noch im Garten geſprochen, wie ſie fortging. Da ſah ſie ſo kurios aus, Papa, ihre Augen waren ſo groß und glänzten ſo, — ſie ſah aus, als ob ſie gerade was geſchenkt bekommen hätte."

„Was geſchenkt?" wiederholte Erik, und ſetzte das Theeglas, das er zum Munde führen wollte, hart auf das Tiſchtuch nieder.

„Ja, ganz gewiß, gerade ſo ſah ſie aus. Aber ſie antwortete mir nicht, und dann, am Gitter, da bat ſie mich um ein Glas Waſſer."

„Es iſt ihr doch nicht unwohl geworden?" fragte Klare-Bel beſorgt.

„Nein, aber ſie zitterte ordentlich. Das Waſſer habe ich ihr vom Brunnen geholt. Und dann iſt ſie fortgegangen. — Ich habe ihr aber noch lange nachgeſehen," fügte Jonas hinzu.

„Gewiß warſt du zu ſtreng mit ihr, Erik," ſagte Klare-Bel, „ich konnte es dir ſchon anſehen, wie du hinübergingſt."

„Zu ſtreng? Aber, Bel, dann ſieht man doch nicht aus, als ob man etwas geſchenkt bekommen hätte."

Er ſprach in leichtem Ton, doch beſchäftigte ihn, was Jonas erzählt hatte. Es war etwas Neues, Unerwartetes, worin er ſich nicht gleich zurechtfinden konnte. Daß ſie trotzte und ſelbſt, daß ſie weglief, begriff er ganz

gut und rechnete damit. Aber dies hier begriff er nicht. War es denn möglich, daß ſie gern, — mit Freude, fortging? — — Und daß ſie nicht wiederkam? — —

Während ſie noch beim Thee ſaßen, zog draußen ein ſchweres Gewitter herauf. Klare-Bel blickte ängſtlich nach dem Fenſter, durch das man die dunkle, ſchwarzgelbe Wolkenbank am Himmel ſtehen ſah. Ein Sturmwind fuhr durch die Baumkronen, ſchüttelte und beugte ſie; der Tagesſchein, den die lange Maihelle noch über den Garten gebreitet hatte, verſchwand unvermittelt. Und gleich darauf praſſelte, unter grellzuckenden Blitzen und gewaltigen Donnerſchlägen, ein heftiger Platzregen nieder.

„Bitte, laßt doch die Fenſter ſchließen! bitte, Jonas, iß nicht mehr! Ach, Erik, der Donner!“ ſagte Klare-Bel, die vor jedem Blitz die Augen ſchloß.

Erik ſtand auf, blieb einen Augenblick am Fenſter ſtehen und ſchaute in den Aufruhr hinaus, dann ſchloß er es und kehrte zu ſeiner Frau zurück. Die Gewitterangſt war etwas, das ſie überkommen hatte, ſeitdem ſie hilflos dalag. Als junge Frau kannte ſie dergleichen nicht, und Erik würde es an ihr auch wohl nicht geduldet haben. Jetzt hatte er Geduld damit.

„Wenn man eine Lampe anzünden könnte! Es iſt ſo dunkel geworden auf einmal. Und dann iſt der Blitz ſo furchtbar hell, Erik!“

„Gonne braucht keine Lampe hereinzubringen,“ erwiderte er lächelnd und legte ſeine Hand über ihre Augen; „biſt du nun nicht geborgen, Bel?“

Sie nickte dankbar und drückte ihr Geſicht gegen ſeine Hände.

Es war ein arges Gewitter. Unaufhörlich folgten

ſich Blitz und Schlag. Auf Augenblicke ſah der Garten aus wie unter bengaliſcher Beleuchtung, und im bläulichen Schein konnte man die vom Sturm losgeriſſenen Blätter und Blüten in tollem Wirbel durcheinander fliegen ſehen.

Wenn der Donner beſonders gellend krachte, fuhr Klare-Bel jedesmal zuſammen.

„Ob Ruth wohl ſchon zu Hauſe war, ehe es losging?“ fragte ſie.

„Längſt. Sie muß zu Hauſe geweſen ſein, ehe wir uns zu Tiſch ſetzten,“ beruhigte er ſie, „und der Diener wird ſich freuen, daß er ſie bei dieſem Unwetter nicht zu holen braucht.“

Es währte noch eine ganze Weile, ehe Blitz und Sturm auch nur ein wenig nachließen, und der grobkörnige Regen mit ſchwächerem Ton auf das Dach niedertrommelte.

„Nun, Bel, jetzt wird es beſſer,“ ſagte Erik und nahm ſeine Hand von ihrem Geſicht. Er öffnete wieder das Fenſter, durch das die abgekühlte Abendluft jetzt friſch und gewürzig hereinſtrömte.

Jonas ſtand vor dem Fenſter auf der regenumſprühten Terraſſe und blickte, über deren Brüſtung gebeugt, in den verwüſteten Garten hinaus. Ein großer Ulmenaſt war quer über den Kiesweg geſtürzt, die Obſtblüte hatte den Aufruhr in der Natur mit dem Leben bezahlen müſſen.

„Nun ſind ſie wahrhaftig davongeflogen, alle mit einemmal, die weißen Blüten,“ rief Jonas bedauernd, „ſo wie Ruth es geſagt hat! wie leid wird es ihr thun. Sie fand ſie ſo ſchön. Aber dort oben wird es ſchon wieder blau, Papa.“

„Gott ſei Dank!“ meinte Klare-Bel, „ſolche Auf-

regung und Verwirrung draußen iſt ſchrecklich. Man wird förmlich mit hineingeriſſen.“

„Ja, das iſt nichts mehr für dich, meine Arme,“ ſagte Erik, „es gab aber Zeiten, wo du ſolche Gewitterſtürme und dazu das Brüllen des Meeres aushalten mußteſt, ohne daß ich bei dir war.“

„Das war auch entſetzlich, Erik, ganz entſetzlich war es,“ verſicherte ſie zuſammenſchaudernd, „damals, als du mit den Leuten hinausfuhrſt, wenn ein Schiff in Gefahr war. Und das eine Mal, weißt du, wo du ganz allein es warſt, der den Niels und die andern dazu beredete. Denn die hatten ja auch Frau und Kind. Aber das haſt du immer ſo gut gekonnt: die Leute bereden. ‚Es wird gehen!‘ ſagteſt du ihnen, und da glaubten ſie dir.“

„Du glaubteſt mir ja auch, Bel, wenn du allein zurückbleiben mußteſt, und wenn es dir ſchien, als ginge das nicht.“

„Ja, Erik. Manchmal dachte ich, der Schreck würde mich töten. Aber dann ſagteſt du ſo zuverſichtlich: ‚Wenn ich nach Hauſe komme, naß und müde, Bel, dann muß ich da doch meine Frau finden und den kleinen Jungen, und beide vergnügt und geſund.‘ Nun, und da mußte es wohl ſo ſein.“

Er ſchwieg. Vor ſeinem Blick ſtand eine Sturmnacht, in welcher er, aus wirklicher Lebensgefahr heimkehrend, ſeine Frau gefunden hatte, wie ſie, das Kind neben ſich, mitten in der kleinen Stube auf den Knieen lag und laut betete.

Einen Augenblick lang war er faſt beſtürzt auf der Schwelle ſtehen geblieben, denn noch nie hatte er ſie beten ſehen. Als ſie heirateten, waren ihm unter ihren

Sachen ein paar Andachtsbücher in die Hände gefallen, und wie ſie ihn darin blättern ſah, fragte ſie ihn: „Glaubſt du an das, was darin ſteht?“ Er hatte mit ernſten Augen aufgeblickt und geantwortet: „Nein, Bel.“ Seitdem war dieſer Gegenſtand nur noch ein einziges Mal, nach Jahren, im Geſpräche wieder berührt worden, und da war es ihm mit innerem Staunen aufgegangen, daß ſeine Frau, ohne es auch nur ſelbſt recht zu merken, ihren Glauben gar nicht mehr beſaß. Auf ſeine Frage, wie denn das geſchehen ſei, hatte ſie mit ihrem freundlichen Gleichmut verwundert erwidert: „Ja, Erik, wenn es doch gar nicht ſo iſt, — was kann es dann noch nützen, daran zu glauben?“

Und als er nun in jener Sturmnacht in ſeinen hohen Schifferſtiefeln und ſeinem naſſen Wollwams hereintrat, da hörte ſie auf zu beten und ſtreckte ihm mit einem Freudenſchrei beide Arme entgegen. Er hob ſie von den Knieen auf und küßte ſie. „Thuſt du das, Bel, wenn ich nicht bei dir bin?“ fragte er ſie leiſe.

„Wenn du nicht bei mir biſt, Erik!“ ſagte ſie weinend, „denn dann, ſcheint mir immer, muß ich es thun!“

Damals trug ſie ſich mit dem zweiten Kinde. Kurz darauf that ſie den gefährlichen Sturz, der ihr die Geſundheit koſtete, und das Kindchen wurde tot geboren.

Als Gonne mit einer brennenden Lampe hereinkam, fuhr Erik aus ſeinen Gedanken auf.

„Ich möchte jetzt zu mir hinübergehen,“ bemerkte er und küßte ſeine Frau auf die Stirn, „ich habe noch Schularbeiten für morgen. Sobald du müde wirſt, mußt du mich rufen laſſen.“

Bei Erik im Zimmer war es ſchon faſt dunkel. Nur

von ein paar roſenroten Wölkchen, die ſich von der großen Wolkenmaſſe losgewunden hatten und nun mit heiterm Leuchten ſelbſtändig auf einem breiten Stück Himmelsblau herumſchwammen, fiel ein ſchwacher Schein durch die Fenſter. Man konnte in ihm den Schreibtiſch, den Bücherſchrank, das alte lederbezogene Sofa an der Längswand ziemlich deutlich erkennen.

Erik ſtutzte und blieb auf der Schwelle ſtehen.

Er hatte einen Augenblick klar zu ſehen geglaubt, daß auf dem Lederſeſſel am Fenſter Ruth ſäße. An Halluzinationen konnte er doch nicht leiden.

Mit einem Gefühl des Aergers über ſich ſelbſt ſchloß er hinter ſich die Thür und ergriff von einem Nebentiſch einen Leuchter, um Licht zu machen.

Da fuhr er zuſammen und ſetzte den Leuchter wieder hin. Auf dem Seſſel ſaß wirklich jemand.

„Ich bin es!“ ſagte eine klägliche Stimme.

„Ruth!“ rief er laut.

Sie war es. Durchnäßt bis auf die Haut, in Kleidern, von denen das Waſſer ſchwer auf den Fußboden herabtropfte, und die an einer Seite zerriſſen niederhingen. Ihre Zähne ſchlugen hörbar aneinander.

Erik hatte ſie in ſeine Arme geriſſen und betaſtete ſie beſorgt und erregt, mit liebkoſenden Händen, — Bruſt und Arme und das verworrene Haar, das ſo eng und feucht um ihr kaltes Geſichtchen klebte.

„Wann — wann, — von wo biſt du gekommen? Warſt du denn nicht zu Hauſe?“

„Ich war nicht zu Hauſe,“ ſagte ſie zaghaft und ſchmiegte ſich froſtbebend an ihn; „ich bin vom Stadtbahnhof wieder zurückgefahren. Und hergelaufen. Gerade

als es losging. Ich will nicht nach Hause," fügte sie flehend hinzu, „mich friert so!"

„Mein Liebling, du sollst nicht nach Hause! Du sollst hier bleiben! Aber wie lange mußt du hier schon sitzen? Wie konntest du das nur thun? Und es hat dich doch niemand an der Thür auf der Terrasse läuten hören?"

„Ich habe nicht geläutet. Ich schämte mich. Ich bin hier in das Fenster geklettert. Aber es ging schwer," gestand sie, und Mund und Augen lachten übermütig zu ihm auf.

„Und dann? Wenn ich nun gar nicht mehr hier hereingetreten wäre?"

„Dann hätte ich die ganze Nacht hier sitzen müssen!" erklärte sie schaudernd und rieb den Kopf an seinem Arm wie eine naß gewordene Katze. Und dann sagte sie ganz leise: „Denn vor den andern konnte ich es nicht sagen. Und doch mußte ich es sagen. Deshalb kam ich ja zurück! Ich mußte sagen: Ich will alles thun, was ich soll."

Eine Viertelstunde später war Jonas nach dem Bahnhof geschickt worden, um ein Telegramm an Ruths Onkel aufzugeben, daß sie draußen übernachten müsse. Ruth selbst wurde wohlverpackt in Jonas' Bett gelegt, welches Gonne eilig für sie hergerichtet hatte. Dann bekam sie heißen Thee zu trinken und fiel in einen unruhigen Schlummer.

Jonas fühlte sich sehr stolz, als er bei seiner Rückkehr hörte, daß er Ruth das wichtigste Möbel, das der Mensch besitzt, sein Bett, abgetreten habe. Und voll Begeisterung streckte er sich an diesem Abend in Eriks Arbeitsstube auf dem alten Lederdiwan aus, dessen Polsterwerk

an Härte und unbegreiflichen Beulen nichts zu wünſchen übrig ließ. Auch war Jonas zu aufgeregt, um bald einzuſchlafen, und alle Augenblicke guckte er durch die Thürritze und fragte, was denn Ruth jetzt wohl mache.

Sie fieberte heftig und ſprach im Halbtraum wild und wirr durcheinander.

„Der Sandkuchen," hörte Erik ſie mehrmals ängſtlich ſagen, „er drückt mich ſo. Er iſt immer größer und größer geworden. Ich fürchte mich. Er verſchlingt mich. Und anfangs war er ſo weich und klein und ſo wunderſchön zum Kneten!"

Erik wachte bei ihr, bis der Morgen aufſtieg.

Sie warf ſich ruhelos in den Kiſſen umher, und immer wieder ſprach ſie mit ſich ſelbſt in abgeriſſenen Sätzen. Aber wie ihm ſchien, waren es keine eigentlichen Fieberphantaſien, ſondern ſie enthielten einen deutlichen Zuſammenhang. Es kam ihm der Gedanke, daß ſie vielleicht oft ſo mit ſich ſelbſt ſpräche, ohne daß ein Menſch es hörte, und daß jetzt das Fieber vielleicht nur den gewaltſamen Anſtoß gegeben habe, es unbewußt vor Menſchenohren zu thun.

Er konnte ihren Worten entnehmen, daß ſie ſich fortwährend noch mit dem Gewittergang beſchäftigte. Manchmal erwähnte ſie dieſen in einer Weiſe, als habe ſie ihn gar nicht ſelbſt gemacht, ſondern als ſei ſie gegen ihren Willen des Weges geſchoben worden, — mit Gewalt hinausgetrieben in Sturm und Blitz und Donnerſchläge. Sie ſah ſich auf dem einſamen, dunkeln Weg dahingehen, während Hagel und Wind ihr entgegentoſten, und ihre Füße im tiefen, durchweichten Lehmboden ſtecken blieben.

Und damit vermiſchte ſich dann ein andres Fieber-

bild: der Verſuch vor etwas fortzulaufen, ohne es zu können, wie es wohl im Traume geſchieht.

„Ich laufe und laufe, und bleibe immer am Fleck!“ klagte ſie unruhig, und das Fieber nahm zu, wenn ſie daran dachte.

Am nächſten Morgen war Ruth fieberfrei. Als Erik, zu ſeinem Schulgang fertig angekleidet, zu ihr hereintrat, ſaß ſie aufrecht im Bett, in einem Nachtjäckchen von Klare-Bel, das ihr zu kurz und zu weit war, und blickte ihm mit ſchüchternen Augen entgegen.

Auf der Bettdecke lagen Blumen verſtreut, die Jonas in aller Frühe hereingeſchickt hatte. Sogar ein paar faſt unverſehrte Zweige von ſeinem Kirſchbaum waren dabei. Er hatte ſie mit Todesverachtung abgeriſſen.

„Muß ich nun nach Hauſe?“ fragte Ruth ängſtlich.

„Nein, mein Liebling. Du ſollſt hier doch nicht nur krank liegen, ſondern auch geſund umherſpringen. Meine Stube wartet ja noch auf dich. Wollten wir nicht zuſammen arbeiten?“

„Ja!“ ſagte ſie eifrig und machte eine Anſtrengung, wie um aufzuſtehen, ſo daß die Blumen von der Decke glitten.

„Aber, mein liebes Kind, doch nicht jetzt im Augenblick. Später!“

„Später!“ wiederholte ſie gehorſam, indem ſie ſich zurücklehnte und die Augen ſchloß.

Erik faßte nach ihrem Handgelenk und prüfte den Puls.

„Wenn ich heute von der Stadt nach Hauſe komme,“ bemerkte er dazwiſchen, „dann finde ich dich im Garten, im Sonnenſchein, und ganz geſund. Nicht wahr?“

„Ja,“ ſagte ſie folgſam, ohne die Augen zu öffnen.

Aber auf ihrem Geſicht lag ein Ausdruck von Leiden oder Kummer, der ihn beunruhigte.

Er beugte ſich zu ihr nieder und ſtrich ſanft das Haar aus ihrer Stirn.

„Aber nicht nur geſund, Ruth," fügte er hinzu, „ſondern auch froh! Nicht dieſen in ſich gekehrten, verſchloſſenen Ausdruck! Du darfſt dich nicht wieder ſo ſcheu vor mir zuſchließen, mein Kind. Biſt du denn nicht mehr gern bei mir? Thut es dir nicht wohl, hierher zu gehören?"

Sie ſchlug die Augen auf und blickte ihn voll an.

„Es iſt, als ob ich ins Meer geſtürzt wäre," ſagte ſie. —

Erik ging früher als ſonſt fort, um noch vor Beginn ſeiner Schulſtunden bei Ruths Verwandten vorſprechen zu können. Er traf ſie beim erſten Frühſtück. Baſil ließ ihn erſt auf ſeinen ausdrücklichen Wunſch, etwas zaudernd, in den Speiſeſaal eintreten, wo die Tante, im Morgenhäubchen, ſich noch hinter dem Samowar befand. Sie zeigte ſich ein wenig befremdet über den allzu frühen Beſuch. Der Onkel, ſchon im Begriff, wie allmorgendlich, ins Miniſterium hinunterzugehen, ſaß in Militärbeinkleidern und eleganter geſchloſſener Joppe beim letzten Glaſe Thee. Er ſprang auf und kam Erik mit lebhaften beſorgten Fragen nach Ruth entgegen. Erik erzählte, wie ſie auf dem Heimweg umgekehrt, ins Gewitter geraten und vor Aufregung krank geworden ſei.

„Das kleine Ding!" äußerte der Onkel in zärtlich beſorgtem Ton; er warf ſich im ſtillen vor, daß er Ruth eigentlich dazu aufgemuntert habe, „wegzulaufen". „Wie ſchlimm muß das für ſie geweſen ſein! Schon wenn Ruth einmal unerwartet vom Warmen ins Kalte gerät, da

ſchaudert ihr die ganze Haut, und ſie zittert. Und dann kann ſie ſich auch ſo ganz entſetzlich fürchten.“

Liuba kam herein, begrüßte Erik und ſchenkte ſich mit ſchlafgeröteten Augen Thee ein; ſie war in Geſellſchaft geweſen und ſpät aufgeblieben.

„Ja, Courage hat Ruth mal nicht,“ beſtätigte ſie, „als wir ihr einmal eine Raupe auf den Hals ſetzten, fiel ſie in Krämpfe.“

Erik blickte mit beſtürztem Geſicht auf.

„Hat ſie dazu Anlage gezeigt?“ fragte er langſam.

„Aber nein, ſonſt niemals!“ erwiderte der Onkel ärgerlich, „es iſt ſchon Jahre her. Dreizehn Jahre war ſie wohl alt. Es war irgendwo in der Schweiz. Ruth trug ein dünnes Sommerkleid mit bloßem Halſe. Es war ſehr ſchlecht von euch, ſie ſo zu erſchrecken, Liuba. Du ſollteſt lieber davon ſtill ſein.“

„Wir haben uns doch nichts Böſes dabei gedacht,“ ſagte Liuba, „warum ſaß ſie auch immer ſo ganz verſonnen und vertieft herum, ſo ganz wie ein Stein, der weder ſieht noch hört. Es ſtörte das Spiel der andern. Und da, wie nichts ſie aufwecken wollte, ſetzten wir eine Ligusterraupe auf ihre Halskrauſe. Aber die Raupe kroch in den Halsausſchnitt hinein. Ruth ſchrie nicht einmal auf. Sie fiel um.“

„Die Hauptſache habt ihr vergeſſen,“ bemerkte die Tante, — „das, was die unartigen Mädchen entſchuldigt und Ruths Schreck erklärt. Ruth war nämlich als Kind feſt überzeugt davon, daß in den Raupen, Schlangen und allem Gewürm der leibhaftige Böſe ſitze. Sie ſteckte überhaupt immer voll von gottloſen Ammengeſchichten. Weiß Gott, wo ſie die auflas. In ſolchen Dingen iſt

Ruth immer so merkwürdig kindisch gewesen, und auch geblieben. Sie hat dasselbe Grauen unvermindert noch heute."

„Aber es ist ihr seitdem alles aus den Augen geräumt worden, was sie daran erinnern könnte," sagte der Onkel zu Erik.

„Das hätte es nicht dürfen," entgegnete dieser bestimmt, aber sein Gesicht war sehr nachdenklich geworden. „Man kann mit Ruth nicht behutsam genug, aber gleichzeitig auch nicht fest genug umgehen, wenn man ihr nützen will."

Er erhob sich, um Abschied zu nehmen.

Der Onkel schwieg einen Augenblick, zerdrückte stehend seinen Cigarettenrest auf dem Aschenbecher und sagte dann plötzlich herzlich zu Erik: „Wissen Sie, — ich bin froh, ordentlich froh bin ich, daß die Ruth bei Ihnen ist."

„Ich wünsche nichts lieber, als daß sie mir bleibt!" entgegnete Erik einfach.

„Ja, sehen Sie," fuhr der Onkel fort, indem er dicht an ihn herantrat, „ich glaube, gerade bei Ihnen ist das kleine Ding endlich einmal vor die rechte Schmiede gekommen. Nach all ihren Irrfahrten. Und vor die rechte Schmiede, das heißt fast so viel wie: nach Hause."

„Aber, ich bitte dich," fiel die Tante, unangenehm berührt, ein, „nach deinen Worten muß jeder denken, Ruth sei hier mißhandelt worden."

„Ach, wieso denn mißhandelt," sagte er verdrießlich, „nein, gut behandelt, natürlich, wie sollte es denn anders sein? Aber wozu sollen wir's leugnen: Sie wissen sich besser um sie zu kümmern, als wir es verstehen. Neulich

fühlte ich's ſchon, heute weiß ich's ganz deutlich. Ich freu' mich ja auch an ihr, — ja, das thu' ich, weiß Gott, — aber im übrigen: das Kind hat nichts davon. Das iſt es nur, was ich meine."

„Nun ja," lenkte die Tante ein, „ſicherlich müſſen wir Ihnen dankbar ſein. Aber ſprich nur nicht ſo ſündhaft. Es klingt ja geradezu ſo, als ob du Ruth los ſein wollteſt. Grüßen Sie das liebe Kind von mir. Und wenn ſie erkranken ſollte, komme ich ganz beſtimmt hinaus und pflege ſie."

Erik verſprach, das „liebe Kind" zu grüßen, das er ihr am liebſten nie wiedergegeben hätte. Er ging mit dem Onkel fort und erwog einen Plan, für den er ihn zu gewinnen hoffte. Sie waren beinahe Freunde geworden. —

Als Ruth im Laufe des Vormittags aufſtand, ſah ſie Klare-Bels langen Stuhl ſchon am ſteinernen Springbrunnen aufgeſtellt. Ein Stück geſtreiftes Segeltuch, das man zwiſchen den Obſtbäumen angebracht hatte, ſchützte ſie vor der Morgenſonne.

Nach dem Gewitter ſchien ſich das Laub ringsum wie durch einen Zauber entfaltet zu haben. Der Garten ſtand ordentlich grün da, und die letzten Blätter drängten ſich aus der Knoſpe. Ruth ging langſam durch den Garten hin, und mit Entzücken hefteten ſich ihre Augen auf die friſche, ſonnenwarme Schönheit um ſie her und auf die kranke Frau, die inmitten derſelben ruhte.

„Guten Morgen, Ruth!" rief Klare-Bel ihr entgegen und ſtreckte liebreich die Hand nach ihr aus, „willkommen, mein liebes Kind! Du weißt wohl, wer ich bin? Ich konnte nicht zu dir kommen, als du die Nacht krank

dalagſt. Ich bin froh, daß du wieder geſund biſt, und daß du nun zu mir kommen kannſt."

Ruth ergriff die kleine, weiche Hand, der man es anſehen konnte, wie rund und roſig, mit Grübchen über den Knöcheln, ſie geweſen ſein mochte. Und, einem raſchen Gefühle folgend, beugte ſie ſich nieder und küßte die Hand. Sie blickte Klare-Bel mit einer Art von Ehrfurcht an, wie den koſtbarſten Gegenſtand hier im Hauſe.

„Erik und Jonas ſind in der Stadt," ſagte Klare-Bel, „ich liege jetzt ganz allein hier. Willſt du mir ein wenig Geſellſchaft leiſten, Ruth?"

Ruth nickte, noch immer ohne zu ſprechen; ſie war wie berauſcht vom Frühling und von dem ſtarken, friſchen Duft, den alles um ſie herum ausſtrömte. Am liebſten hätte ſie aufgejauchzt.

„Ich werde hier ſitzen bleiben," erklärte ſie und kauerte ſich mit emporgezogenen Knieen auf den bemooſten Steinrand des Springbrunnens, aus deſſen geborſtener Waſſerurne über ihr ein langes, dünnes Schlinggewächs ſich ſchlangengleich herunterrankte; „denn hier iſt es am allerſchönſten in der ganzen Welt!"

„Sie übertreibt alles!" dachte Klare-Bel, ſie heimlich betrachtend, fühlte ſich aber in dieſem Augenblick doch angenehm berührt. „Am Meer iſt es jetzt noch viel ſchöner, Ruth," ſagte ſie, „da, wo wir früher gewohnt haben, — auf der kleinen Inſel weit draußen. Biſt du ſchon einmal am Meer geweſen?"

„Ja, mehreremale," verſetzte Ruth, „aber viel lieber wäre ich gerade da geweſen, wo Sie gewohnt haben, — auf der kleinen Inſel. Aber ich wußte damals nichts davon. Nein, ich wußte es nicht."

Es kam ihr sichtlich ganz wunderbar und eigentlich unbegreiflich vor, daß sie jemals nichts davon gewußt haben sollte. Klare-Bel fand, sie spräche ganz wie ein Kind: etwas so Selbstverständliches mit einem so ernsten und bewegten Gesicht.

„Und Sie wissen alles darüber!“ setzte Ruth mit demselben Ausdruck hinzu, „alles, ganz so wie es war. War es wunderschön?“

Klare-Bel war nicht redseliger Natur; sie sprach ebenso wenig, wie Erik viel sprach. Aber sie bekam große Lust, sich mit Ruth zu unterhalten.

„Soll ich dir davon erzählen?“ fragte sie und sah sie lächelnd an.

„Ja!“ sagte Ruth dringend, und ein Gefühl, mächtiger als nur Neugier, trat in ihren Blick, „aber alles! wie die Menschen waren, und das Leben, und das Haus, und das Meer, und auch die Schulkinder.“

Klare-Bel fand, daß man mit dem Hause anfangen müsse. Und nachdem sie beschrieben, wie dörflich-klein und doch wie wunderbehaglich es gewesen sei, trotz seiner niedrigen Balkendecke und der schmalen Fensterscheiben, die von der Salzluft immer beschlagen waren, — kam sie auf die Menschen zu sprechen, die dort aus- und eingingen. Viele Menschen waren das, — ein ganzes Volk schien es Ruth, — und immer scharte Klare-Bels Erzählung sie um den einen, den sie in den Mittelpunkt stellte, um den einen, der mit ihnen alles teilte und alles that, und den das jüngste Kind und das älteste Weib mit dem gleichen Lächeln grüßten.

Ruths Augen blitzten. Was Klare-Bel erzählte, das glaubte sie wahrzunehmen, zu schauen, mitzuerleben; sie

ergänzte unbewußt das Bild bis zur greifbarsten Deutlichkeit, indem sie es mit den Goldfarben übermalte, die Klare-Bel selbst ihr auf die Palette rieb. Und um dieses ganze Bild hörte sie unablässig das gewaltige Meer donnern und schäumen.

Sie roch die Salzluft und fühlte den feinen Meersand unter den Füßen knirschen; mit nachdichtender Schnelligkeit folgte ihre Phantasie den Andeutungen der Frau, die gar nicht wußte, wie liebevoll sie idealisierte, was sie Ruth beschrieb.

Als Klare-Bel geendet hatte, atmete Ruth tief auf mit lebhaft geröteten Wangen.

„O wie herrlich Sie erzählen," rief sie dankbar; „ich möchte nichts andres thun, als Ihnen den ganzen Tag zuhören. Den ganzen Tag. Ach, das möchte ich auch erleben! Wie schön muß es gewesen sein!"

„Das war es auch," bestätigte Klare-Bel zufrieden, der es selbst noch nie so schön erschienen war, wie heute während ihrer eigenen Erzählung. Von sich selbst hatte sie bisher noch gar nicht gesprochen, nur von Erik. Aber auf Ruths Ausruf fügte sie mit dem Stolz der Frau, die sich ihr Glück liebend verdient hat, hinzu: „Schön und auch schwer, Ruth. Denn es ist schwer, mit so vielen teilen zu müssen, die alle von demselben Rat und Beistand und Teilnahme wollen und ihn immer in Anspruch nehmen, — ihn immer fortnehmen. Es ist nicht leicht, man muß bescheiden werden. Das würdest du erst lernen müssen."

„Das?" sagte Ruth verdutzt, „nein, das möchte ich lieber nicht. Das hatte ich mir dabei gar nicht ausgewählt. Aber so unter den Menschen stehen und alles

können, als ob man ein Hexenmeister wär' — das muß herrlich sein. Es muß sein, als ob man plötzlich viele Menschen auf einmal wäre — und dann auch noch mehr, als sie alle zusammen."

Klare-Bel schwieg betroffen. Sie fühlte recht wohl die enthusiastische Bewunderung in Ruths Ton heraus, aber sie konnte nicht begreifen, wie dieser Enthusiasmus, weit davon entfernt, dem Bewunderten dienen zu wollen, sich einfach egoistisch an dessen Stelle wünschte.

Ruth vertiefte sich inzwischen ganz in das Bild, das sie sich ausgemalt. Nach einer kurzen Pause hob sie wieder an: „Und das war doch nur ein Dorf. Eine ganz gewöhnliche Insel. Ringsherum Wasser, so daß da alles aufhörte. Es hätte aber etwas noch viel Größeres sein können, nicht wahr? Vielleicht mit noch viel mehr Menschen darauf. Ich weiß nicht recht, wie. Aber ich denke mir: so stark sein, — und dann etwas Gewaltiges thun dürfen. Es braucht nicht beim Dorf zu bleiben."

Klare-Bel berührten diese Worte wunderlich. Sie dachte im stillen, das sei es vielleicht so ungefähr gewesen, was ihr Mann einst gewünscht und erhofft habe. Damals, als alles um sie her noch Zukunft und Hoffnung war.

„Es wäre am Ende auch nicht beim Dorf geblieben," meinte sie und sah Ruth an, „daran waren nur die Verhältnisse schuld. Er hatte früher so große Pläne. Ach, was hatte er alles für Pläne! Aber dann kam das Unglück, daß ich liegen mußte. Und es kamen die Aerzte, die Reisen, die Operationen. Zuletzt kamen die Schulden. Da war es mit den Plänen aus. Das hat alles schrecklich viel Geld gekostet, Ruth. Und ganz umsonst."

Ruth blickte aus weitgeöffneten Augen auf die Frau, die das so ruhig sagen konnte.

„Ich könnt's nicht überleben!“ stieß sie entsetzt wider Willen hervor.

„Ach, mein liebes Kind! Das denkt man, wenn man noch so jung ist wie du. Dann aber lernt man, sich in das Schicksal und seinen Willen fügen. Sogar in das Schwerste: stillzuliegen und nicht mehr mit eigenen Händen sorgen zu dürfen für das Behagen derjenigen, die man liebt. Denn das ist das Allerschwerste, Ruth.“

Es klang so sanft und liebevoll, wie sie das auf Ruths unbesonnenes Wort sagte. Keine einzige Klage hatte sie für sich selbst. Sie beklagte es nur, den andern nicht mehr dienen zu können.

Aber Ruth fand, es sei beinahe gleichgültig, ob man in einem solchen Fall den andern noch dienen konnte. Was sie so entsetzte, war die Vorstellung, durch ein derartiges Unglück die Ursache zu werden, daß ein Andrer, Starker, Gesunder aufhören mußte, seiner Sache zu dienen.

Es verwirrte sie ganz, daß die sanfte kranke Frau ihr gar nicht leid that. Sie hatte das Gefühl: diese würde ihr schon leid thun, wenn sie nur erst Zeit hätte, an sie zu denken. Aber sie mußte immer an Erik denken. Und sie empfand Mitleid mit ihm, stürmisches Mitleid bis zum Weinen.

Klare-Bel lag gerade ausgestreckt und blickte mit ihren ruhigen blauen Augen in den klaren blauen Himmel hinauf. Sie dachte an das Glück, wie sie es hätte behalten mögen, — so klar und blau und ruhig, wie der.

„Das wünschte ich dir,“ sagte sie zu Ruth, die ganz

verſtummt war, „einmal ſo von ganzem Herzen jemand dienen zu dürfen, den du lieb haſt. Dazu geſund zu ſein, und ſchön und gut und klug obendrein! Gleichviel, ob er dann großes oder kleines in der Welt vollbringt, — daran liegt's nicht! Das Lieben und das Dienen iſt doch das Schönere. Namentlich für uns Frauen. Es iſt viel ſchöner, als derjenige zu ſein, dem es gilt. Das brauchen wir nicht zu beneiden."

„Ach nein!" rief Ruth lebhaft, „es kann ja gar nicht möglich ſein, daß es das Schönere iſt. Der, dem's gilt, hat es beſſer. Sonſt hätte Gott es ja ſchlechter als die Menſchen!"

Klare-Bel warf ihr einen erſtaunten Blick aus den blauen Augen zu, — einen tadelnden Blick. Aber ſie wußte nicht, was ſie darauf erwidern ſollte. Man mußte wirklich ziemlich viel Nachſicht haben mit Ruth. Klare-Bel fühlte ſich nur ſicher, ſo lange Ruth zuhörte. Sie hörte ſo hübſch zu. Aber ſobald ſie ſprach, mußte man ſich verwundern und eigentlich auch ärgern. Die war ſicher mehr für Erik geſchaffen als für ſie. Er würde wohl aus ihr klug werden. Denn das war ja ſeine Spezialität.

Inzwiſchen war Jonas, luſtig pfeifend, von der Straßenſeite her in den Garten getreten, und man ſah ihn, den Schulranzen auf dem Rücken, zwiſchen den Bäumen im Hauſe verſchwinden. Als er wieder zum Vorſchein kam, war der Ranzen abgeworfen, und in der Hand hielt er ein mächtiges Butterbrot, in das er hineinbiß.

Er lief auf ſeine Mutter zu, küßte ſie, ſtreckte Ruth die Hand hin und ſagte: „Du, — Sie — haben —," ſtockte und wurde rot.

„Du!“ entſchied Ruth ernſthaft und betrachtete ihn.

„Ja, nicht wahr?“ meinte er fröhlich und nahm neben ihr auf dem Rande des Springbrunnens Platz, „denn jetzt ſind wir ja Hausgenoſſen. Eigentlich Geſchwiſter. Nicht wahr, Mama? Und Altersgenoſſen auch. Wie alt biſt du denn?“

„In elf Monaten ſiebzehn,“ ſagte Ruth.

„Ich bin erſt ſechzehn,“ geſtand er betreten, aber dann klärte ſich ſein Geſicht auf, — „das heißt jetzt. Aber in elf Monaten längſt nicht mehr. Sogar ſchon eher. Jetzt ſollteſt du ein Stück Butterbrot mit mir eſſen, denn es iſt noch eine gute Stunde, bis wir Mittag bekommen,“ fügte er hinzu und brach, im lebhaften Drang ſein Brot mit ihr zu teilen, es in zwei Hälften.

„Ich mag nicht eſſen,“ ſagte Ruth und lachte über ſeinen Eifer.

„Dann biſt du gewiß noch krank!“ behauptete er, „aber das war auch ein rechtes Glück, weißt du, denn ſonſt wärſt du ja gar nicht bei uns geblieben. Es war eine gute Idee von dir, ſo im Gewitter herumzulaufen. Denk nur! wo du ſo bequem gleich bei Papa hätteſt ſitzen bleiben können.“

„Ja. Wenn ich ſitzen geblieben wäre, wäre ich auch fortgegangen,“ bemerkte Ruth tiefſinnig.

Jonas konnte ſich dieſen Fall nicht ganz klar machen, und ſo ſagte er ſchnell: „Komm mit mir in das Gehölz, Ruth. Du kennſt es noch gar nicht. Da ſind ſo viele Neſter. Und mitten hindurch fließt ein kleiner Bach nach dem Wieſengrund zu. Wir können leicht hinüberklettern; der Zaun iſt nur niedrig.“

„Nein," erwiderte sie, „gehe nur hinter das Gehölz. Ich muß jetzt hier bleiben."

„Was willst du denn hier thun?"

„Ich muß nachdenken."

„Nachdenken?"

Jonas sah sie etwas verdutzt an; es schien ihm jedoch eine Beschäftigung zu sein, die Respekt verlangte. So stand er seufzend auf und trollte sich ins Haus, denn er wußte nicht recht, wie er sich daran beteiligen könnte.

Ruth merkte nicht, daß er ging. Sie blieb mit emporgezogenen Knieen sitzen, die Arme auf die Kniee, und das runde Kinn auf die geballten Hände gestützt, wie auf zwei Säulen. So blickte sie angestrengt vor sich auf einen einzigen Fleck im Grase, wo eine weiße Gänseblume stand, und dachte mit Hingebung nach, gleich einem indischen Derwisch. Sie wußte ganz genau, wo sie stehen geblieben war, als Jonas kam und sie aufhören mußte.

Klare-Bel lag still und hatte die Augen geschlossen. Die Mittagssonne strahlte warm über den Bäumen, kein Lüftchen bewegte das duftende Laub. Ein paar gelbe Schmetterlinge flatterten naschend um die Frühlingsbeete, und zu Ruths Füßen zirpten die Heimchen laut und eifrig ihr Lied.

Ruth versank tiefer und tiefer in ihren Mittagssonnentraum. Wie in goldenen Lichtwellen wob er sich um die Gestalt, die Klare-Bels Erzählungen vor ihr heraufbeschworen hatten. Ein unklares Verlangen, halb Demut, halb Forderung, bemächtigte sich ihrer, diese Gestalt so lichtvoll, so schattenlos als möglich zu sehen, —

in einem warmen Glanze, der sie unter allen andern Wesen hervorhob. Warum? das wußte Ruth nicht.

Aber das wußte sie: in diesem Licht sahen die wirklichen Menschen, die sie sonst kannte, noch viel störender und sinnloser aus als bisher, — fast als ob es nur lauter Leiber wären, in denen so gut wie nichts drinsteckte. Und die phantastischen Schattenbilder, die sie sich nach eingebildeten und fremden Menschen so schön entwarf, wie sie wollte, und wieder wegwischte, wann sie wollte, — die sahen viel schattenhafter aus als bisher, ordentlich dünn waren sie geworden, und so durchsichtig, daß man meinen konnte, es seien nur Irrwische von Gedanken.

Ruth durchwanderte ihre ganze Welt wie der Schöpfer am sechsten Tage, fand aber nur das Chaos wieder. Und mitten darin den einzigen, wenn er wollte, alles beseelenden Menschen, den zu gestalten Phantasie und Wirklichkeit zusammenschmolzen. Es war, als stände er ihr ganz allein gegenüber in dieser einsamen, phantastischen Welt ihrer Träume, — der erste Mensch am sechsten Schöpfungstage, unerkannt noch, und ein Wunder. Mit innerm Staunen stand sie still vor ihm, als müsse sie fragen: „Wer bist du? Wie kommst du hierher? Wie darfst du hier herrschen?“ Er beschäftigte ihre Gedanken so stark, er setzte sie so stark in Erstaunen, daß sie darüber sich selbst aus ihren Gedanken verlor und nur ihn anschaute. Es schien ihr notwendig, daß er etwas Besonderes, Merkwürdiges, ganz außer allem Vergleich Stehendes sei, wenn sie ihn da dulden sollte.

Und wieder erhob sich das unruhige Verlangen in ihr, Glanz auf Glanz, Licht auf Licht auf ihn zu häufen.

Nachdem Ruth lange Zeit ſtumm dageſeſſen hatte, richtete ſie ſich aus ihrer zuſammengekauerten Stellung auf und ging langſam an die Gartenpforte. Die Arme über dem Zaun verſchränkt, ſchaute ſie die Straße hinab, die Erik entlang kommen mußte. Er kam bald. Sein erſter Blick fiel auf ihr Geſicht und blieb aufmerkſam und forſchend darauf haften. Sie ſah ziemlich blaß und ſchmal aus nach der Fiebernacht, aber der leidende Ausdruck von heute Morgen war völlig aus ihren Kinderzügen verſchwunden. Ein neuer Ausdruck, offen und verlangend, der Erik wohlgefiel, lag in ihren Augen.

Er nickte ihr mit einem Lächeln zu. Sie ſprachen nicht miteinander, nur Ruths Hand ſchlich ſich leiſe in die ſeine. Hand in Hand ſah Klare-Bel ſie auf ſich zukommen.

„Wie lange haſt du heute in der argen Sonne auf mich warten müſſen, meine Arme!“ ſagte er zu ſeiner Frau, „nun ſollſt du auch keinen Augenblick länger daliegen.“

Damit ſchob er ihren Stuhl in die Nähe der Terraſſe, hob ſie heraus und nahm die kleingewachſene Geſtalt ſo behutſam in die Arme, wie man ein Kind an der Bruſt bettet.

„Du allzuleichte Laſt!“ ſcherzte er und ſah heiter und belebt aus.

Klare-Bel lachte vor lauter Vergnügen und hatte die Arme um ſeinen Nacken geſchlungen.

Ruth griff nach einem herabgeglittenen Kiſſen und folgte ihnen die Stufen hinauf. Am liebſten hätte ſie ihnen den ganzen Stuhl nebſt Zubehör nachgetragen, um dasſelbe zu thun, was Erik that. Das Mitleid, das ſie

während Klare-Bels Erzählungen mit ihm empfunden hatte, war in nichts verflogen, — und an deſſen Stelle blieb die Bewunderung ſtehen. Es kam ihr jetzt ganz natürlich vor, daß die kranke Frau ſich nicht als Laſt und Hindernis auf dem Wege des geſunden Mannes fühlte, ſondern daß ſie lachte und ihre Hände um ſeinen Nacken ſchlang.

Als Ruth ihren Platz bei Tiſch einnahm, vergaß ſie ganz, daß es heute zum erſtenmal geſchah, und daß ſie erſt geſtern hatte weglaufen wollen. Sie fühlte ſich als ein längſt hierher gehöriger Hausgenoſſe, — zufrieden und ohne weiteres eingereiht unter die übrigen.

„Von deinem Onkel bring' ich dir was mit," ſagte Erik, der ſie zu Mittag neben ſich geſetzt hatte, „nämlich die Erlaubnis, ſo lange hier zu bleiben, als du willſt. Ich denke, wir antworten ihm vorläufig: den ganzen Sommer. Was meinſt du?"

Sie nickte nur und ſah glücklich aus. Wenn er aber nicht unabläſſig auf ſie geachtet und ihr ſelbſt vorgelegt hätte, ſo würde ſie lieber keinen Biſſen gegeſſen haben.

Als ſie beim Kaffee waren, und die Kinder hinausliefen, blickte Erik ſeine Frau an und fragte: „Und nun, Bel, wie gefällt ſie dir?"

„O Erik! mir gefällt ſie gut für dich! Denn ſie hat etwas ſo Unverſtändliches, finde ich. Das iſt gerade was für dich. Was zum Raten."

„Sie iſt ein ſcheuer Vogel," ſagte er mit einem Lächeln, „und es iſt noch nicht gewiß, ob ich ſie eingefangen habe. Eine falſche Bewegung, — und ſie fliegt mir fort."

„Ja, Erik, das denke ich mir nun wieder ungeheuer angreifend. Es macht doch unſicher. Förmlich ſchwind-

lich würde es mich machen. Wie ein konfuses Stickmuſter.“

„Unſicher? Nein, Bel, im Gegenteil. Man wird ſich wieder deſſen bewußt, was man vermag, — ob man's vermag. Man ſammelt die Kraft, — die vergeſſene, eingeroſtete. Und ſo kommt man endlich wieder zur großen Sicherheit des Lebens und zum alten Glauben an ſich ſelbſt.“

„Ja, ja, Erik. Wenn nur alles gut geht.“

Er ſtand auf und legte herzlich ſeinen Arm um ihre Schultern: „Sorgenmütterchen! nur ein einziges Mal: laß die Sorgen, die grauen! Mir iſt froh. Du ſollſt es noch ſehen: an dem Mädel wächſt mir mein Meiſterſtück!“

Sie ſeufzte und gab ihm im ſtillen ganz recht. Daß er Ruth zu ſich nahm, das war ungefähr ſo, wie wenn ein Gelehrter eine recht unentzifferbare Handſchrift irgendwo ausgräbt, — meinte ſie; an der lieſt er dann lieber und eifriger herum als am beſtgeſchriebenen Buch. Es war nun einmal nicht anders: darin ſteckte ſein Talent und ſein Beruf.

Erik ging fort; er wollte noch nach dem Bahnhof, um zu veranlaſſen, daß Ruths Gepäckſtücke durch einen Bauernwagen herübergeſchafft würden; der Onkel hatte ſie bereits herausgeſchickt.

Klare-Bel lag und dachte nach. Sie zwang ſich dazu, an die Zeit zu denken, die ſie ſonſt immer in ihrer Erinnerung zurückſchob. Es war doch ſchön, daß Erik wieder ſo froh ſein konnte und ſo voll von ſanguiniſchen Hoffnungen. Das war doch beſſer und natürlicher für ihn, als dieſe langen, langen Leidensjahre, in denen nur der

eine Gedanke ihn erfüllte: wie seine Frau wieder gesund zu machen sei.

Ein einziger jahrelanger Kampf, — ein schmerzensreicher, gräßlicher.

Namenloses hatte Klare-Bel aushalten müssen um seiner Hoffnungszähigkeit willen, die nicht nachließ, nichts unversucht ließ, die noch ans Unmögliche anrannte, und mit unermüdlichem Trotz den alten Kampf immer wieder aufnahm. Es war nicht leicht, denn wegen einer geringen Herzschwäche durfte bei Klare-Bel die Narkose nicht angewendet werden. Aber immer wieder wußte er sie zu neuem Wagnis, neuer Qual zu überreden und mit seinem unbegrenzten Einfluß zu zwingen. Er war in diesem Kampfe zum Arzt geworden; was er früher aus Lust und natürlicher Begabung nebenher betrieben, wurde ihm Beruf. Seine ganze, ungeteilte Kraft warf er hinein: er wollte es nicht glauben, nicht dulden, daß ein einziger blöder und blinder Zufall auf Lebenszeit das Glück verschütten könne.

Und nun, da er's glauben und dulden mußte, war es doch hart, alles das umsonst geopfert zu haben, woran noch seine Hoffnungen gehangen hatten. Und wenn Ruth ihm nur eine davon zurückgab, wollte Klare-Bel sie lieben. Es war ja nicht mehr als eine kleine, späte und unscheinbare Blume für einen ganzen Strauß, den das Leben ihm schuldig geblieben.

Noch nie war das Klare-Bel so klar geworden, wie heute, seit dem Gespräch mit Ruth am Springbrunnen im Garten.

Jonas kam herein und setzte sich an das Fußende ihres Ruhebetts. Er griff nach einem Bund Garn, das

Klare-Bel abzuwickeln begonnen hatte, und hielt es ihr auf den Fingern.

„Wird Ruth nun bei uns bleiben, Mama?“ fragte er.

„Jawohl. Du hörteſt es doch. Freut es dich nicht?“

„Ueber alles freut es mich. Nur werde ich mich jetzt ſo ganz umſonſt anſtrengen.“

„Wie meinſt du das, mein Kind?“

„Ich meine: Papa wird Ruth ganz gewiß viel lieber haben als mich. Ganz gewiß. Sie iſt ſehr klug, — meinſt du nicht?“

„Das kann ich unmöglich wiſſen. Aber was iſt das für ein Unſinn, Jonas. Weil Papa dich lieb hat, will er ja, daß du dich mehr anſtrengſt und beſſer vorwärts kommſt.“

„Ach, Mama, ich ſtrenge mich ſchon an ſo ſehr, wie ich kann. Ich komme ja auch vorwärts. Aber Papa iſt ſo ſchwer zufrieden zu ſtellen. Er iſt der ſtrengſte Lehrer bei uns. Sie fürchten ihn alle. Aber ich am meiſten. Von mir verlangt er am meiſten.“

„Darüber ſollteſt du froh ſein. — Mach nur jetzt keine Eiferſüchteleien, Jonas; hörſt du?“

Da lachte er über das ganze Geſicht, ſcheinbar völlig unmotiviert, ſo daß er wirklich einfältig ausſah.

„Nein, Mama, das thue ich gewiß nicht. Wenigſtens nicht ſo, wie du es meinſt. Aber wenn es Ruth einfallen ſollte, — Papa lieber zu haben als mich — —“

„Aber Jonas!“

Er ließ das Garn vom Finger gleiten, ſo daß es faſt in Verwirrung geriet.

„Verzeih, Mama. Ich bringe es gleich wieder in Ordnung. — Weißt du, du hatteſt eben ganz recht, als

du ſagteſt, ich ſolle nur froh ſein, daß Papa ſo viel verlangt. Das denkt ſich nämlich Ruth angenehmer, als es iſt. Sie wird das noch merken. Und ich werde nie etwas Unangenehmes von ihr verlangen.“

„Du biſt wirklich ein recht dummer und unnützer Junge!“ ſagte Klare-Bel ärgerlich und ſah ſich ihren Sprößling genauer an. Er machte ein ganz treuherziges Geſicht. Das Lachen hatte ſich in die Winkel der Augen verkrochen. „Wenn Papa ſo was hörte. Und da wunderſt du dich noch, wenn Papa Ruth dir vorziehen ſollte.“

„Ich wundere mich ja gar nicht, Mama. Das kann ich ihm doch nie im Leben übelnehmen. Wie ſollte Ruth ihm denn nicht beſſer gefallen als ich?“

„Wo ſteckt Ruth nur eigentlich?“

„Sie iſt oben in die Giebelſtube gelaufen, wo Gonne noch herumwirtſchaftet. Um ſich ihre Wohnung ſelbſt herzurichten, ſagt ſie.“

Als Erik vom Bahnhof zurückkam, und Ruths Kopf oben aus dem offenen Fenſter herausſchaute, ſtieg er zu ihr hinauf. Das kleine, nach hinten zu abgeſchrägte Gemach war ſchon in Ordnung. Außer dem heute beſchafften Bett und einer großen Holzkiſte, die durch zierlich gekrauſte und gefaltete Mullvorhänge beinahe das Ausſehen einer wirklichen Waſchtoilette bekommen hatte, gab es jedoch hier noch nicht viel zu ſehen. Ein Geruch von Seife und friſch aufgenommenem Oelanſtrich machte ſich bemerklich.

Ruth ſaß auf dem ſchmalen Fenſterbrett, zu deſſen Seiten ſchon kleine weiße Gardinen niederhingen; die Leiter lehnte noch daneben. Ein leichter Wind bewegte die Zweige der großen alten Ulme vor der Terraſſe, ſo daß ſie am Fenſter auf und nieder ſchwankten und faſt

Ruths Geſicht berührten. Man ſah von hier oben nur in die Wipfel der Bäume, und das, fand Ruth, ſah luſtig aus: wie ein grünes rauſchendes Gewoge, von dem man ſich einbilden konnte, es ſchwebe in der Luft, ohne Stamm und Wurzel. Wie viele Vögel mochten im Sommer darin niſten! Und unter dem vorſpringenden Dach, gleich über dem Fenſter, klebten zwei vorjährige Schwalbenneſter.

Als Erik auf die Schwelle trat und die Einrichtung des Zimmers bemerkte, fing er an zu lachen.

„Es iſt wahrhaftig ein richtiger Karzer, wie gemacht für böſe Kinder, die eine Strafe abbüßen ſollen," ſagte er und blieb im Rahmen der Thür ſtehen, „oder für Durchgänger, die man mit Gewalt einſperren muß. Meinſt du nicht, Ruth?"

„Nein. Es iſt ſehr ſchön!" verſetzte ſie mit Nachdruck und nahm es faſt übel, daß er ihre Wohnung verſpotten konnte; „es iſt nur noch nicht fertig, und das iſt das ſchönſte. Wenn ich drin bin, wird es von ſelbſt fertig. Es iſt ſehr ſchön. Ganz ſo, wie ich es haben will."

„Das iſt freilich die Hauptſache, meine kleine Königin," gab er lächelnd zu und kam zu ihr ans Fenſter; „als wir zuerſt aus dem Auslande angereiſt kamen, da ſahen die Stuben in unſrer Stadtwohnung auch nicht viel beſſer aus. Und es gefiel mir auch ganz gut. Man konnte ſo ganz von vorn und nach eigenem Ermeſſen anfangen."

Sie wandte ſich halb nach ihm um und ſah ihn mit Intereſſe an.

„Ach ja!" ſagte ſie, „aber außerdem muß es doch ſchrecklich ſchwer geweſen ſein, — da von der kleinen Inſel weg — und hierher; weg vom Meer und von all den vielen Leuten?"

Er hatte seine Hände auf ihre schmächtigen Schultern gelegt und zwang sie mit sanftem Druck nach dem Rücken zu, denn es machte ihm heimlich Sorge, daß sie sich so gern vornüberneigten.

„Warum schwer?“ fragte er dabei mit seiner ruhigen Stimme, „hier gibt es ja auch Buben und Mädchen genug zu unterrichten, — schlimme kleine Mädchen mit ganz schlimmen Aufsätzen, wie du weißt.“

„Ach, — die!“ sagte sie im Tone tiefer Verachtung und zuckte mit den Achseln, „die sind's nicht wert.“

„Auch du?“ fragte er zweifelnd und sah sie aufmerksam von der Seite an.

„Ja, auch ich,“ meinte sie treuherzig.

„Du bist ja ungeheuer demütig heute,“ bemerkte er, „allzu demütig, Ruth. Das ist nicht gut.“

„Warum ist nun das auch wieder nicht gut?“ fragte sie zerstreut.

„Weil es nicht aus dir selbst herauskommt, Mädel. Nicht aus deiner Natur. Es ist, wie wenn jemand eine Stellung festhalten wollte, für die er sich verrenken muß. Das sollst du nicht thun.“

Sie erwiderte nichts darauf, vielleicht hörte sie kaum hin. Ihre Gedanken waren auf etwas andres gerichtet, das sie nicht anzubringen wußte. Nach einer kleinen Pause sagte sie leiser: „Sie sehen so froh aus. In den Augen — und überhaupt. Warum?“

„Weil ich dich wieder habe, mein Kind,“ entgegnete er ernst.

„Mich! aber all die andern?“

„Wen denn, Ruth?“

Nun hielt sie es nicht länger aus.

„Ich meine: bloß Buben und Mädchen zu unterrichten, die es gar nicht wert sind, und sonst nichts! Anstatt etwas ganz andres thun zu dürfen, etwas viel, viel größeres, — so groß wie ein Meer mit allen Schiffen darauf," versuchte sie es auseinanderzusetzen und nestelte dabei, ohne es zu merken, erregt an seiner Uhrkette.

Er sah erstaunt auf sie nieder.

„Phantasierst du, Kind? Du sollst dem nicht so nachgeben," sagte er eindringlich, „was hast du eigentlich zusammengedichtet? Du mußt es klar sagen können. Nun?"

„Es ist ja etwas Wirkliches!" rief sie schüchtern, „es ist gar keine Phantasie. Wir sprachen im Garten darüber, — am Vormittag."

„Mit meiner Frau?"

Ruth nickte.

„Sie hat mir erzählt. Von früher und von jetzt. Sie erzählt so wunderschön! Ganz wunderschön erzählt sie."

„So. Thut sie das? Aber was hat sie dir denn erzählt?" fragte er, und sein Blick war forschend und gespannt.

„Alles. Und da, — ja, da schien es mir so ganz entsetzlich, — so ganz unmöglich schien es mir, daß nichts daraus geworden ist. Aus all den großen Plänen nichts geworden," sagte sie leidenschaftlich, und ihre Finger umklammerten die Uhrkette, als müßte sie irgend etwas zerbrechen, „nichts als eine Schulstube. Und daß es immer so bleiben soll. Es kann ja nicht so bleiben."

Sie sprach beinahe zornig, und in ihren Augen standen große Thränen.

Erik antwortete nicht gleich. Seine Hand hob sich und strich sanft hin über ihr loses weiches Haar, und

als Ruth aufblicken wollte, da glitt die Hand tiefer und legte sich leise über die fragenden Augen. Er schaute über sie weg, hinein in die grünen rauschenden Baumwipfel, und kämpfte eine Erregung nieder. Ihm war seltsam zu Mute. Er wußte, daß das, was Ruth empfand, nicht von seiner Frau kam; weder die leidenschaftliche Auffassung, noch die phantastische Unklarheit des Bedauerten war seiner Frau möglich. Noch nie, seit er sich verheiratet, hatte er zu einem Menschen, hatte ein Mensch zu ihm von den Enttäuschungen seines Lebens gesprochen. Und da stand sie nun, die ihn seit vier Tagen kannte, in Zorn und Gram und Thränen und härmte sich um diese Enttäuschungen, als seien es ihre eigenen.

Als mehrere Minuten in Schweigen verstrichen, bückte Ruth den Kopf tiefer, und ihre Hand sank von seiner Uhrkette.

„Ich will es gewiß nie wieder sagen!“ sagte sie leise, abbittend.

Er griff heftig nach ihrer Hand und preßte sie in der seinen zusammen.

„Du sollst mir immer alles sagen, alles, was dich beschäftigt,“ versetzte er ruhig, aber seine Stimme klang verändert und gedämpft, „niemals sollst du Gedanken, die dich aufregen, vor mir verbergen, — und nun gar Kümmernisse, mein Kind, — solche kindischen und phantastischen Kümmernisse.“

Dann lehnte er sich gegen das Fensterbrett, vom Licht abgekehrt, das Gesicht im Schatten.

„Ich will dir eine Geschichte erzählen, Ruth; soll ich?“

Sie nickte gehorsam, ohne den gesenkten Kopf zu heben; man konnte sehen, daß ihr an dieser Geschichte

nicht allzuviel lag, und daß sie sich als Kind behandelt fühlte.

„Es war einmal ein Mann," begann er, „den gelüstete es sehr, ein großes, weites Feld zu bebauen, — ein Feld, wohl so groß wie ein Meer. Denn er wußte, der Boden war gut, und nur der Arbeiter gab es noch wenige, — viel zu wenige. Aber es kam anders, als er es sich gewünscht hatte, und an dem großen Felde durfte er so gut wie gar nicht mitarbeiten. Nur ganz fern, in einem äußersten Winkel desselben, wies man ihm ein kleines Stückchen Erde an, wo er Kohl pflanzen konnte und Kartoffeln. Nur eben genug, um zu leben."

Sie hatte längst die Augen mit aufblitzendem Verständnis zu ihm aufgeschlagen. Groß, ungeduldig hingen sie an seinen Lippen. Ihre ganze Seele war in diesen Augen.

„Und da —?" fragte sie atemlos.

„Und da," fuhr er fort, „fand er eines Tages unter seinen Kohl- und Kartoffelstauden eine fremdartige kleine Pflanze. Von irgendwoher mochte ihr Samenkörnchen in diesen Boden gefallen sein. Es war nur ein unscheinbarer, zarter Trieb, dem man noch nicht ansehen konnte, was darin steckte. Aber vielleicht konnte er sich einmal zum Bäumchen auswachsen. Und wenn das gelang, — wenn ein guter Gärtner an diesem Bäumchen unabläßig seine Dienste that, und wenn das Bäumchen sich willig behandeln und biegen, pfropfen und beschneiden ließ, -- dann, — ja, dann konnte es am Ende seltnere Früchte tragen, als irgend etwas, was sonst auf dem Feldwinkel wuchs."

„Bin ich das Bäumchen?" fragte sie naiv und glitt leise vom Fensterbrett.

Er antwortete nicht, aber er zog ſie näher an ſich, ſo daß ihr Haar ſeine Schulter berührte. Auf ihrem Geſicht lag ein Ausdruck, der kein Lächeln war und kein Ernſt, und doch wie ein geſteigerter Abglanz von beiden, der einer Ekſtaſe glich. Er erinnerte Erik plötzlich an jenen Aufſatz mit der Ueberſchrift: „Seligkeit!“ Zum erſtenmal erinnerte ihn dieſes ſchmale Kindergeſicht mit den beredten Augen und den geſchweiften Lippen an die Verſe im Schulheft.

„Möchteſt du ein ſolches Bäumchen für den Gärtner werden, Ruth?“ fragte er ſie mit geſenkter Stimme.

Sie atmete tief auf.

„Noch lieber möchte ich der Gärtner werden,“ ſagte ſie unerwartet, „aber es iſt vielleicht faſt dasſelbe.“

III.

Jeden Morgen, ganz früh, noch ehe das Haus wach wurde, fanden Erik und Ruth sich im Studierzimmer zusammen. Sie standen beide ein paar Stunden zeitiger auf als sonst, um es zu können, und jeden Morgen nahm er mit ihr ihre Arbeit für den Tag durch, der er sie dann allein überließ.

Es war immer dasselbe Bild: Ruth war immer schon da, und stand, ihn erwartend, ins offene Fenster gelehnt. Sie horchte auf die kleinen Buchfinken draußen und zugleich, ob sein Schritt nicht über den Flur käme. Gewöhnlich sah sie ein bißchen blaß und bange aus, denn so übermütig froh sie auch tagsüber vor Erik sein konnte, — als Lehrer fürchtete sie ihn. Und auch jetzt noch, wenn sie seinen Schritt im Flur vernahm, überfiel sie, wie am allererſten Abend, das Herzklopfen und die alte Schüchternheit.

Es war immer dasselbe: ohne daß sie sich nach ihm umwandte, trat Erik dicht an sie heran, bis ihr Rücken gegen ihn gelehnt war, dann schloß er ihre beiden Hände in den seinen zusammen, so daß sie wie eingefangen war zwischen seinen Armen. Es lag für sie darin nicht nur eine Liebkosung, sondern auch etwas zugleich Be-

ſchwichtigendes und Zwingendes, unter dem ſie unwillkürlich ſtillhielt und ſich ſammelte. Und dann, ohne Zeitverluſt oder überleitende Geſpräche, nahm er ſie ſofort nüchtern und ernſthaft vor. So ging der Morgengruß unmerklich in die Morgenarbeit über.

Als Erik heute morgen die Thür zu ſeinem Zimmer öffnete, blieb er einen Augenblick überraſcht ſtehen. Vor den Fenſtern waren die weißlackierten Innenläden geſchloſſen worden, ſo daß die graue Regenluft draußen nur durch die Ritzen hereinſchauen konnte; ein einzelnes Licht brannte mit trübem Schein auf dem Schreibtiſch. Vor demſelben ſaß Ruth, umgeben von Heften und Büchern, und ſchrieb, ohne auch nur aufzublicken.

Erik ſagte nichts. Er ſchlug einen Laden zurück und öffnete das Fenſter, ſo daß Luft und Licht in breitem Strom eindrangen, dann kam er an den Schreibtiſch und blies das Licht aus, während Ruth verwirrt emporfuhr.

Er beugte ſich zu ihr nieder, nahm ihr Geſicht zwiſchen ſeine Hände und blickte ſie aufmerkſam an.

„Du haſt geweint. Worüber?“

Sie errötete und zauderte einen Augenblick.

„Ich mag nicht dumm ſein!“ rief ſie dann außer ſich mit ſprühenden Augen.

Er lachte.

„Du biſt nicht dumm. Habe ich das geſagt? Wenigſtens nicht hoffnungslos. Solange ich dich nicht aufgebe, brauchſt du es auch nicht zu thun.“

Er rückte ihren Stuhl vom Tiſch ab und nahm ihr die Feder aus der Hand.

„Aber du darfſt nicht nachts aufſtehen und arbeiten. Nie ohne mein Wiſſen. Das iſt Unfug. Wenn ich

abends deine Arbeiten durchgesehen habe, dann sollst du aufhören."

„Die Sonne hörte auch nicht auf," sagte Ruth, „sie schien hell fast die ganze Nacht durch. Im Gehölz rief ein Kuckuck; die Drosseln vor meinem Fenster unterhielten sich. Da kam ich leise her."

Erik griff über ihre Schulter nach dem Heft, in dem sie geschrieben hatte, aber Ruth hielt es zögernd und schüchtern fest. Man konnte ihr ansehen, daß sie in ihrer Erregung beinahe litt.

„Ruhig!" sagte er eindringlich und entfernte ihre Hand vom Heft.

Schweigend las er darin eine Zeit lang, während Ruth mit gefurchter Stirn dasaß, die Hände im Nacken verschränkt und ganz blaß.

Dann legte er ihre Arbeit vor sie hin.

„Das hast du gut gemacht," bemerkte er, „hat es dir Mühe und Ueberwindung gekostet?"

„Ja," gestand sie ehrlich, ohne ihre Haltung zu verändern, „aber es schadet nichts."

„Nein. Es schadet nichts. Siehst du das nun selbst ein? Es konnte nichts helfen, mit dir zu treiben, was dir lieb und leicht ist; durch das, was deinen kleinen phantastischen Kopf am härtesten anmutet, durch das, was ihm am schwersten fällt, gerade da muß er hindurch."

Er löste ihre im Nacken verschlungenen Hände und behielt sie in den seinen.

„Ich weiß, daß es manchmal ein harter Zwang war," sagte er, „und du dein eigenes Wesen unterdrücken mußtest; es that weh, nicht wahr? Aber es mußte sein. Und nun, — nun bekomme ich dich allmäh-

lich gerade so, wie ich dich haben will, Mädel. Ist es nicht schön?“

„Wunderschön ist es!“ rief sie, mit leuchtenden Augen sich nach ihm zurückwendend, „das denke ich ja immer dabei, wenn es mir schwer fällt! Ich such's zu vergessen und denke mich nur hinein: wie wunderschön muß es sein, jemand, der ganz anders ist, gerade so zurecht zu kriegen, wie man ihn haben will!“

Ein Schatten von Enttäuschung ging durch Eriks Augen.

„Nur daran denkst du dabei, Ruth? Und ich glaubte, dich selbst solle es glücklich machen.“

„Das thut es ja eben!“ erklärte sie erstaunt und stand auf.

„Was willst du nun heute morgen thun? Wir wollen in den Garten gehen. Es regnet nicht mehr. Oder meinst du, daß du schlafen könntest?“

Sie schüttelte lachend den Kopf.

„Ich möchte nicht, daß du später allein bleibst, ohne Beschäftigung und Morgenfrische,“ sagte Erik; „arbeiten sollst du nicht. Vielleicht solltest du mit mir zur Schule kommen. Noch immer warten die Mädchen auf deinen versprochenen Besuch. Und in ein paar Tagen ist Klassenschluß. Es wird dich ablenken und zerstreuen. Und wenn es dich ermüdet, desto besser.“ —

Gonne hatte auf der Terrasse den Frühstückstisch gedeckt, und Klare-Bel lag schon neben demselben in ihrem Stuhl, als Erik, Ruth und Jonas, erst auf wiederholte Rufe, aus dem Garten herankamen. Jonas sah ganz erhitzt aus, und der Strohhut saß ihm im Nacken; in seiner rechten Hand trug er einen hohen Eimer, den er von

Sonne erbeutet hatte und jetzt auf die Stufen, die zur Terrasse führten, niedersetzte. Eine wohl zwei Fuß lange, stahlfarbene, bläulich glänzende Schlange wand sich darin.

„O pfui, Jonas!“ rief Klare-Bel entsetzt, „wie magst du nur ein so greuliches Tier herbringen! Könnte sie uns nicht alle totbeißen, Erik?“

„Das kann sie nicht. Es ist eine Ringelnatter,“ versetzte er lächelnd.

„Aber eine prachtvolle, Mama! ich fand sie hinter dem Gehölz, da wo der kleine Bach sich im Wiesengrund verläuft,“ sagte Jonas voll Stolz und Bewunderung; daß er einen solchen Fund that, war ihm ein ganz unerwartetes Landvergnügen, er hatte eigentlich nur auf Raupen gerechnet, und höchstens auf eine Blindschleiche.

Ruth beteiligte sich nicht an der Unterhaltung über die Schlange, die Jonas gar nicht aufhören konnte zu bewundern, während sie Kaffee tranken. Seitdem sie im Garten Jonas mit dem Eimer in der Hand begegnet waren, verhielt Ruth sich ganz still. Sie hatte heimlich gehofft, Klare-Bel würde gegen die Schlange protestieren, aber die erkundigte sich ja nur danach, ob das Tier wohl jemand totbeißen könnte. Und das war an einer solchen Schlange doch wohl das Geringste, fand Ruth.

Jetzt gelang es der Ringelnatter, nach mehreren vergeblichen Versuchen, sich auf dem Boden des Eimers aufzurichten, sie wiegte rhythmisch ihren Oberkörper und guckte mit ihren kleinen klugen schwarzen Augen die Anwesenden an.

Klare-Bel blickte zufällig auf Ruth, deren Glieder ein Zittern durchlief, und die die halbgefüllte Tasse niedersetzte und erblaßte.

„Wirf das Untier fort, aber ſchnell, Jonas," ſagte ſeine Mutter raſch, „ſiehſt du denn nicht, daß Ruth ſich ängſtigt?"

„Nein, laſſe ſie nur da," fiel Erik ruhig ein, der Ruth die ganze Zeit über beobachtet hatte, „darauf ſoll keinerlei Rückſicht genommen werden."

Dann wandte er ſich in leichtem Ton an ſie: „Liuba hat mir erzählt, daß du einmal wegen einer ähnlichen Kleinigkeit umgefallen biſt. Strafe ſie Lügen."

„Hat Liuba geſagt: wegen einer Kleinigkeit?" fragte Ruth erſtaunt. „Es war keine Kleinigkeit. Es war etwas Fürchterliches, — kalt und grauſig, — was ſo gewaltſam von außen kam, — ſo, wie wenn man einen umbringt."

„Um Gottes willen!" bemerkte Klare-Bel, „was kann denn das nur geweſen ſein?"

„Eine kleine Raupe!" entgegnete Erik ſpottend.

Ruth wollte wahrheitsgemäß verbeſſern: „Eine große Raupe," aber ſicherer erſchien es ihr, nicht noch ausdrücklich zu beſtätigen, daß es nur eine Raupe geweſen war.

„Paß mal auf," rief Jonas, „ich werde das Prachttier zähmen; Ringelnattern ſind zutraulich und verſtändig, man kann ſie gern um den Hals winden. Dann ſpielen wir ‚Schlangenbändiger'. Haſt du je ſchon etwas ſo Schönes gehört? Ich bin der Schlangenbändiger. Da brauchſt du dich gar nicht zu fürchten. Du ſiehſt nur zu und — und bewunderſt mich."

Erik lachte und griff ihm ins kurzgeſchorene Blondhaar.

„Stopf deiner Eitelkeit den loſen Mund," warnte

er, „denn ſchon iſt die Zeit ganz nah, wo Ruth ſich nicht mehr mit der Zuſchauerrolle begnügen wird. Wo ſie ſelbſt, freiwillig, aus eigenem Antriebe, an die Schlange herantritt, ſie in die Hand nimmt und ſich auf den Körper hinaufkriechen läßt.“

Ruth hatte vergeblich verſucht, ihn zu unterbrechen.

„Ich! Wann wird das ſein?“ fragte ſie, ganz außer ſich vor Erſtaunen.

„Wann? vermutlich ſchon bald.“

„Nein! Nie!“ verſicherte Ruth, noch ganz faſſungslos über ſeinen Irrtum, „ich würde mich ja immer fürchten.“

„Das würdeſt du wohl. Aber das iſt noch kein Gegengrund. Es kommt vor, daß man ſtärker iſt als die eigene Furcht, und daß man ſie totſchlägt.“

„Nun, Erik, das iſt ein ſtarkes Stück,“ ſagte Klare-Bel halblaut.

Jonas ſah verdutzt aus, daß ſein Vater ſo etwas im voraus wiſſen konnte, was doch Ruth ſelbſt noch nicht wußte. Aber er begriff, daß Erik ihr etwas Unangenehmes geweisſagt hatte, denn ſie ſchauderte unwillkürlich zuſammen.

„Weißt du was?“ ſchrie Jonas ihr plötzlich zu, und der rettende Einfall verklärte förmlich ſein Geſicht. „Ich weiß einen Ausweg: — thu's eben nicht! Einfach! denke nur: du brauchſt es ja einfach nicht zu thun!“

Er mußte ſich von ſeinen Eltern auslachen laſſen, und das Geſpräch wandte ſich andern Dingen zu.

Ruth ſaß regungslos da und blickte ſcheu nach dem Eimer. Wie gebannt, mußte ſie den länglichen, ſchilderbedeckten, züngelnden Kopf anſehen, der ſich dort herüberreckte. Es war, als grüße er ſie. Es war, als ſchaue

er nur gerade ſie an. Nur ſie ganz allein. Als ſei ſie ganz allein mit der Schlange.

Die kleinen runden ſchwarzen Augen ſchienen ſich mehr und mehr zu erweitern, wie ein grauſiger Höllenabgrund, in dem alles Unheimliche ſein Spiel trieb. Und hinter dem Kopf mit den Augen hing das ekle, ſchlüpfrige Gewürm und wand ſich ungeduldig. Es war ganz gewiß: die Schlange lauerte ſchon auf ſie.

Sie ſah doch wirklich ſo aus, daß man das Schlimmſte von ihr denken konnte.

Ruth und die Ringelnatter maßen ſich mit den Blicken.

Ruth errötete langſam, immer dunkler, ohne ein Wort zu ſprechen.

Da, als Erik ſich vom Frühſtückstiſch erhob, und Jonas wieder in den Garten laufen wollte, ſprang Ruth haſtig auf und ſagte wild: „Dann lieber gleich!“

Die andern verſtanden ſie nicht recht, nur Erik, der ſie unausgeſetzt im Auge behalten hatte, entſchlüpfte ein Laut der Ueberraſchung.

„Jetzt gleich?“ wiederholte er, „nein, mein Kind, das iſt weder gut noch notwendig. Es wäre eine ebenſolche Uebertreibung wie das mit dem Nachtarbeiten. Und nach dieſer Nacht biſt du mir jetzt nicht feſt genug dazu.“

„Ich bin feſt!“ verſicherte ſie faſt flehend, „aber warten kann ich nicht auf etwas ſo Grauſiges! Ich kann es nicht ſo heranſchleichen ſehen, — Tag für Tag, — immer näher, — immer gewiſſer; — mit einer Schlange zuſammenwohnen, vor der ich mich fürchte, — und die mit der ganzen Familie immer intimer wird, — —

und nur auf mich lauert, — nein, das kann ich wirklich nicht!“

Erik lachte, sah aber dabei besorgt aus. Dies kam ihm ganz unerwünscht.

„Aber Ruth!“ sagte er, „hat dich denn deine Phantasie mit Haut und Haar aufgefressen? Eine solche Kleinkinderangst legt man am sichersten in allmählicher Gewöhnung ab. Mir ist es lieber, wenn es allmählich geschieht. Ueberlege es dir! Denn, wenn du darauf bestehst, gibt es kein Zurückweichen mehr! Dann kein Spielen und Versuchen! Das würde ich nicht dulden. Deiner selbst mußt du sicher sein.“

„Ja!“ behauptete Ruth, und die Stirn wurde ihr feucht.

„Willst du es trotzdem? Gut. Dann komm her.“

Erik beobachtete sie mit gespannter Aufmerksamkeit und trat zugleich von hinten an sie heran, damit sie sich mit dem Rücken gegen ihn lehnen mußte, wenn sie etwa „umfiel“.

Sie stand mit herabhängenden Armen da und machte ein entschlossenes, beinahe finsteres Gesicht. Als er sich aber nach dem Eimer bückte, und sie, dicht vor sich, die Schlange in seiner Hand sich winden sah, überfiel sie ein Schwindel.

Unwillkürlich schlossen und ballten sich krampfhaft ihre Hände, denen sie befahl, sich nach dem glatten Wurm auszustrecken; sie machte zuckend die Augen zu, und es fing an, ihr vor den Ohren zu sausen.

Da hörte sie Eriks ruhige Stimme: „Fürchtest du dich sehr?“

Sie nickte fast unmerklich.

„Dann wollen wir es laſſen, mein Kind.“

Ruth öffnete erwartungsvoll und groß die Augen.

„Für immer?“ fragte ſie ſchnell.

Er mußte lächeln.

„Nein. Nicht für immer,“ ſagte er ruhig und freundlich, „aber es eilt nicht.“

Sie nahm ſich zuſammen.

„Dann jetzt gleich!“ murmelte ſie.

Und ſie ſtreckte den Arm aus und nahm ihm die Schlange aus der Hand. Bei der erſten Berührung erſchütterte es ihren ganzen Körper wie ein elektriſcher Schlag, ſie warf den Kopf zurück und drängte ſich hilfeſuchend enger an Erik. Aber ihre Finger hielten dabei den langen, glatten Schlangenleib feſt umſpannt, und, ohne einen Laut über die erblaßten Lippen zu bringen, ſah ſie mit weitgeöffneten Augen zu, wie die Ringelnatter ſich an ihrem Arm hochſtreckte, ſich um denſelben herumſchob und den Kopf mit der feinen geſpaltenen Zunge wiegend zur Seite niederhängen ließ.

Der Arm blieb ausgeſtreckt, als wäre er erſtarrt. Und Ruth machte ein Geſicht dazu, als ob ſie hingerichtet würde.

„Bravo!“ ſagte Erik, der ſeine Hände ſchützend und ermutigend um ſie gelegt hatte, „auch das haſt du gut gemacht, Mädel.“

Als er ſie aber losließ und mit raſchem Griff die Schlange wieder in den Eimer ſchüttelte, da taumelte Ruth.

„Nein, nein!“ rief er heiter, „du mußt nicht denken, daß du jetzt noch ‚umfallen‘ darfſt. Damit iſt es nun nichts mehr.“ Und er ſchob ihr einen Stuhl zu.

Aber Ruth beachtete den Stuhl nicht, ſondern ging, ohne aufzuſehen, mit unſicheren Schritten an Erik vorbei, quer über die Terraſſe und in den Flur hinein. Dort, ſo weit von ihm entfernt wie möglich, ſetzte ſie ſich in eine Ecke, hinter den Mantelſtänder, verſteckte ihr Geſicht in den Mänteln, die dort hingen, und fing an zu weinen.

Erik ſah ihr verwundert zu.

„Aber Ruth, du Narr!“ rief er, und mußte doch lachen, „nun ſollteſt du froh ſein, und ſogar ſtolz. Was kann es nützen, hinterdrein zu weinen?“

Sie guckte hinter dem Mantelſtänder hervor und blickte ihn vorwurfsvoll an.

„Ich thue mir ſo leid!“ ſagte ſie und weinte weiter.

Jonas, der die ganze Zeit mit offenem Munde dageſtanden, aber auf einen Wink ſeiner Mutter ſeine ſteigende Verwunderung für ſich behalten hatte, ſah auf dieſe Worte hin den Vater ebenfalls ſehr vorwurfsvoll an. Er lief in den Flur, um Ruth zu tröſten.

Eine Stunde ſpäter fuhr Ruth aber dennoch mit ihm und Erik zur Stadt.

Die Mädchen in der Schule warteten ſchon lange auf ihren Beſuch. Es intereſſierte ſie außerordentlich, daß Ruth jetzt bei Erik im Hauſe lebte, und in jeder Stunde erkundigten ſie ſich nach ihr bei Erik. Sie fanden, alles ſei plötzlich ſo nüchtern geworden. Nur eine kleine Partei, freilich die beſte, vermißte Ruth nicht. Das waren die Muſterſchülerinnen, die ſich jetzt vor ihren Ausgelaſſenheiten ſicher fühlten und durch keine argen Einfälle mehr in Verſuchung geführt wurden. Aber die Stimmung blieb flau, und als es nun, ſo kurz vor den Ferien,

zu regnen anfing, da verdüsterten sich die Gesichter auch der Fleißigsten.

So gab es doch eine gewaltige Freude, als heute, in der Freistunde, Ruth wieder auf dem Schulhof erschien, mit einem großen Regenschirm, unter dem ihr Gesicht vergnügt hervorschaute. Alle umringten sie, und der Lärm wurde so schlimm, daß im Hinterhause die Leute aus den Fenstern herabschauten, um zu sehen, was es gäbe, und warum die Schulvögel noch lauter zwitscherten als sonst.

Ruth war von ihnen die einzige Stille. Als sie so mitten unter ihnen stand, von allen bedrängt, da kam es ihr vor, wie wenn sie aus einer Weltferne zu ihnen zurückgekehrt sei, und sie wurde fast schüchtern. All das Viele, was sie zu erzählen hatte, all das Viele, worauf jene begierig waren, schmolz zu einem bloßen Blick und Lächeln zusammen, und es blieb nichts, als auf ihrem Gesicht der Ausdruck von Kinderglück, der an ihrer statt erzählte.

Die Schülerinnen schoben sich an der Hauswand aneinander, wo das überragende Dach sie vor dem schwachen Sommerregen schützte, und wie damals, als Erik aus dem Klassenfenster auf sie niederblickte, fand Ruth ihren Platz wieder auf dem umgestülpten Wasserfaß.

Sie erschien den Mädchen verändert, ohne daß diese sagen konnten, wodurch. Denn wie ein Junge im Blusenkittel sah sie noch immer unter ihnen aus, und einen Zopf hatte sie ja auch noch nicht bekommen. Daß sie nicht sprach, entging ihnen vollständig; der in ihnen selbst aufgespeicherte Mitteilungsstoff brannte auf den Zungen, und, anstatt dessen, was sie von ihr erfahren wollten, er-

fuhr Ruth binnen weniger Minuten das Schicksal einer jeden einzelnen, von damals bis heute, nebst dem ganzen Gang der „öffentlichen“ Angelegenheiten.

Das größte Ereignis stellten sie ihr in Person vor. Das war eine Braut. Eine wirkliche Braut aus ihrer Klasse. Ein großes, blondes Mädchen von frauenhafter Gestalt, mit ruhigen, freundlichen Gesichtszügen. Als Legitimation wurde ihr ein Ring von der linken Hand gestreift und seine Inschrift triumphierend vorgezeigt, — der glatte goldene Traureif fiel Ruth in den Schoß.

Die Braut wehrte sich nur schwach dagegen, so als Gemeingut behandelt zu werden. Sie war begreiflicherweise mit ihren Gedanken längst aus der Schule heraus und fühlte sich mit deren Insassen nur noch durch das unendliche Interesse verbunden, welches ihr, ihrem Liebsten und ihrem Glück wahrhaft glühend entgegengetragen wurde. Denn mit ihr betrachtete sich sozusagen die ganze Klasse als mitverlobt und an den Mann gebracht.

„Er ist dunkelhaarig!“ erklärte das kleine blonde Gretchen, die besonders zärtlich an Ruth hing, „ach, Ruth, ein solcher, wirklicher Bräutigam bleibt doch das Allerhöchste. Denke dir nur, was man als Braut alles zu erzählen hat! Wenn wir so zusammensitzen, und sie spricht von ihm und dem Leben und der Ehe und der Zukunft, dann meint man, daß man in einer Stunde mehr erfährt als in all den Schuljahren mit ihrem Kram.“

„Wieso?“ sagte Ruth, „sie weiß ja selbst noch nichts davon.“

Gretchen schwieg etwas betroffen.

„Nun, du bist auch nicht wenig prosaisch geworden!“

fiel eine andre ein und lachte, „sie lieben sich ja doch! Findest du denn das nicht wunderschön?“

„Doch!“ sagte Ruth und betrachtete nachdenklich den schmalen Goldreif in ihrer Hand; „vielleicht ist es wunderschön.“ Dann gab sie ihn der Braut mit einem vollen Blick zurück und fügte hinzu: „Aber das Wunderschöne daran läßt sich ja doch nicht erzählen. Nicht wahr?“

Die Angeredete errötete etwas und sah Ruth erfreut an. Sie fühlte sich zum erstenmal zu dem beglückwünscht, was sie ganz für sich allein besaß, als Braut, — was sie mit den andern nicht gemein haben konnte. „Es wäre eigentlich schöner gewesen, nicht so viel und so ausführlich mit allen darüber zu sprechen,“ dachte sie plötzlich, mit Scham und Stolz. Und während sie den Ring überstreifte und Ruth anblickte, konnte sie dem Gedanken nicht wehren: „Diese hier ist gewiß die nächste Braut.“

„Ja, Ruth, du hast recht: zum Erleben mag es schmecken, zum Erzählen ist es fade!“ rief die hübsche dunkle Wjera dazwischen, die schon immer zu den Kecken gehört hatte und sich jetzt aus allen Kräften gegen das Uebergewicht der „Brautschaft“ in der Klasse sträubte, „was hattest du immer für herrliche Geschichten und Abenteuer für uns auf Lager! Und jetzt: der reine Hausfrauenzettel! Ich bin die einzige, die noch dem ‚Edlen, Unglücklichen‘ nachsteigt.“

„Ist der noch da?“ fragte Ruth.

„Ja, stell dir nur vor,“ klatschte eine an Ruths Ohr, „sie macht förmliche Straßenbekanntschaften. Es hat schon einen Verweis gegeben.“

„Laß dir nichts in die Ohren blasen, Ruth,“ unterbrach die Geschmähte sie, „es ist ja alles deine Schuld

und dein Vermächtnis! Warum bist du auch fortgeblieben mit deinen schönen Freistundengeschichten?“

Ruth hatte ihren Kopf gegen die Hausmauer gelehnt und sah schweigend in den verregneten Hof. Gerade vor ihr erhob sich ein hoher Schornstein, dessen Rauchsäulen jahraus, jahrein die Mauern schwärzten und ihren Ruß auf den Schulhof niederstäubten. Gegenüber sperrte die mächtige gelbe Wand des Hinterhauses jede Aussicht ab. Die Luft war schwül; sie hatte es draußen im blühenden Juni gar nicht bemerkt.

„Wie ein Gefängnis!“ dachte Ruth und sagte laut: „Das mit den Geschichten war ja nur ein Notbehelf. Phantastereien.“

„Wieso ein Notbehelf?“

„Würdest du uns keine mehr erzählen?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Nein. Keine Phantasiegeschichten mehr. Nie mehr. Aber wenn man vor einer großen Mauer sitzt, dann malt man sich natürlich aus, was es hinter der Mauer gibt. Und wir wußten nichts, als daß es dahinter Männer gibt. Und da malten wir sie uns mit lauter Männern aus. Ihr wolltet es ja so.“

„Nun, und was? Was gibt es sonst noch dahinter?“

„Weißt du jetzt etwas davon, was es da gibt?“

„O!“ sagte Ruth nur, aber ihre Augen öffneten sich groß und strahlten alle an, wie zwei unergründlich verheißungsvolle Glücksgeheimnisse, „dahinter gibt es das Leben.“

In ihrem Blick und Ausdruck lag etwas dermaßen Aufstachelndes, die Neugier und das Verlangen Aufreizendes, daß in diesem Augenblick den meisten selbst der

„Bräutigam“ schon etwas schal und abgestanden erschien. In den Gesichtern prägte es sich deutlich aus, daß ein neuer Hunger sich geltend machte.

„Wie kommt man denn über die Mauer?“ fragte die unternehmende Wjera.

Ruth lachte.

„Man klettert eben hinüber,“ sagte sie und lachte noch immer, „und dann geht man geradeaus, und nach rechts und nach links, ringsherum und nach allen Seiten. Bis man alt ist.“

„Nehmt euch in acht!“ rief eine von den Musterschülerinnen warnend, „seht ihr denn nicht, wie sie euch foppt? Gerade so machte sie es immer mit euch. Sie spielt und phantasiert, und dann lacht sie uns aus, weil wir's ernst nehmen.“

„Nehmt's nur für Ernst!“ sagte Ruth und gab sich vergebliche Mühe, den Schalk zu zügeln, der ihr im Nacken saß.

„Da sollen wir wohl zu Herrn Matthieux gehen und ihn bitten, uns auch über die Mauer zu helfen?“

„Das könnt ihr ja thun.“

„Der hätte wohl gerade Lust und Zeit dazu!“

„Die hat er gewiß,“ versicherte Ruth; „und Lust hat er auch. Er hat alles, außer den Menschen, die dazu gehören.“

Sie sahen sich mit unsicheren und lächelnden Blicken untereinander an. Und dann auf Ruth, die gleichmütig dasaß, wie das verkörperte Behagen.

Die Spannung wuchs. Dies hier schien ihnen ihre schönste Geschichte zu sein.

„Sage mal: ist es auch gewiß, daß es dahinter an-

genehm ist? Hast du da auch gewiß nie etwas Unangenehmes vorgefunden?" fragte eine von ihnen vorsichtig.

„Nie!" behauptete Ruth, und es blitzte über ihr Gesicht, als ihr beiläufig einfiel, daß ihre Augen seit gestern noch nicht trocken geworden waren.

Die dünnstimmige Klassenglocke fing an zu bimmeln, und die Mädchen verließen den Platz am Brunnen.

„Du könntest Herrn Matthieux ja mal für uns fragen," meinte die hübsche Wjera, „das kostet nichts."

„Warum?" entgegnete Ruth; „es ist eure Sache. Laßt es euch nur was kosten."

In aufgeregtem Meinungsaustausch drängten sie dem Hause zu. Darüber blieb es unbeachtet, daß Ruth ihnen nicht folgte. Ueber der Spannung, die sie hervorgerufen, war sie selbst vergessen worden. Als die Mädchen sich dann nach ihr umsahen, um einen gemeinsamen Heimweg zu verabreden, war Ruth verschwunden. Das letzte, was sie noch von ihr vernahmen, war ein Gelächter.

Erik brauchte an diesem Vormittag nicht ganz so viele Stunden zu geben wie sonst, denn mehrere Privatschulen hatten schon Ferien gemacht. So kam er bereits früh in seine Stadtwohnung hinauf, wo Ruth ihn erwarten sollte. Noch war nichts von ihr zu erblicken. Erik erledigte, was es hier noch zu thun gab, und kleidete sich um, froh, der heißen Uniform zu entrinnen. Als Ruth sich dann immer noch nicht melden wollte, öffnete er etwas beunruhigt die Thür zum Wohnzimmer und schaute hinein.

Da lag sie und schlief.

Sie hatte ihre kleinen Schuhe ausgezogen und unter einen Stuhl gestellt. Dann hatte sie sich, mit empor-

gezogenen Füßen, auf dem weißen Leinwandbezug des Sofas zuſammengekauert. Den Kopf gegen das Seitenpolſter gedrückt, ſchlummerte ſie, mit ernſtem Geſicht und ſchlafgeröteten Wangen, feſt und eifrig, wie ein Kind.

Die Müdigkeit mußte ſie beim Warten überfallen haben.

Aus dem grauen Regenhimmel ſtahlen ſich durch die niedergelaſſenen Fenſtervorhänge einzelne Strahlenbündel, in denen der Staub in breiten Wellen flimmerte und zitterte, und huſchten über Ruths Geſicht. Ein leiſes Lächeln glitt mit den Sonnenſtrahlen über daſſelbe hin und blieb auf den Lippen ſtehen, wie im Traum. Dann, als die Sonne zudringlicher wurde, zog ſie ein paarmal Stirn und Naſe kraus, und endlich mußte ſie heftig nieſen.

Das Lachen breitete ſich über ihr ganzes Geſicht. Lachend wachte ſie auf und hörte Erik lachen.

„Iſt es Morgen?“ fragte ſie verwundert und ſetzte ſich auf.

„Nein. Es iſt Mittag. Warum biſt du denn den Mädchen ſo raſch weggelaufen? Sie fragten noch nach dir,“ ſagte er.

Ruth rieb ſich die Augen.

„Ach ſo, die Mädchen. Jetzt weiß ich ſchon,“ verſicherte ſie; „ja, mit den Mädchen iſt es nichts. Glaub's nicht. Aber mir iſt eingefallen: wenn man keine lebendigen Menſchen aufbringen kann, — dann gäb's am Ende auch noch ein andres Mittel.“

„Mädel! Schüttle den Schlaf ab. Träumſt du denn noch?“

„Nein, nein. Kein Traum,“ ſagte ſie eifrig, glitt

mit den Füßen vom Sofa herunter, ſtützte die Arme auf den ſtaubigen Tiſch davor und drückte das Kinn auf die geballten Hände; „ich habe es mir nämlich ſo gedacht: wenn man zu den Menſchen ſprechen will, — in ſie hineinwirken, — an ihnen was Großes ſchaffen, — und man findet nicht recht die richtigen Menſchen, die gut dazu paſſen würden, dann muß man es ſo machen: man muß ſich etwas ausdenken, was man ihnen vor Augen ſtellt, — ſo recht überzeugend und gewaltig vor Augen, bis ſie Luſt kriegen. Kann man das nicht? Warum nicht? Zu den Menſchen vom Allerſchönſten reden und nicht müde werden, — bis ſie Luſt kriegen.“

Sie ſprach raſch und belebt, mit wachen, glänzenden Augen, ſichtlich bemüht, ihm etwas deutlich zu machen, das ſie da, wie einen Traum, mitten aus ihrem Schlaf hervorgeholt zu haben ſchien.

„Wer ſoll das thun?“ fragte er langſam, von ihrem Geſichtsausdruck wie gebannt, und trat heran an den Tiſch.

„Sie ſollen es!“ rief ſie hell, „wer denn ſonſt? Sie haben mir immer geſagt: mit den Phantaſtereien iſt es nichts, aber das Leben iſt ſchön und weit. Ich glaub's ja! Aber nun weiß ich, wozu die Phantaſiegeſchichten gut ſind, — denn zu etwas ſind die auch gut. Dazu, daß man ſich ausdenken kann, was noch am Leben fehlt, und es hinzuthun. Am Leben und an den Menſchen. Nicht wahr?“

Während ſie ſprach, ging Erik im Zimmer auf und ab. Ihm ſchien, als lauſche er auf den kindlichen Ausdruck deſſen, was er nur künſtlich in ſich ſelbſt zurückgedrängt hatte. Es kam wieder und redete mit Kinderſtimme zu ihm. Eine Reihe noch unklarer Pläne blitzte

ihm durch den Kopf. Alte und neue durcheinander. Sie hatten immer nach Gestaltung verlangt. Und er, durch die Verhältnisse enttäuscht, hatte versucht, sie von sich abzuschieben, — zu vergessen. Im vergangenen Winter hatte er sich in einen förmlichen Gesellschaftsrausch gestürzt, um sie zu vergessen.

Ruth saß und folgte ihm mit den Augen.

„Jetzt denkt er sich gewiß was aus!“ dachte sie.

Mehrere Minuten vergingen in Schweigen. Beide merkten nichts davon, daß die Luft im Zimmer dick und staubig war, und ungezählte Mücken umherschwirrten.

Dann blieb Erik stehen, nickte zu ihr hinüber und sagte heiter: „Danke dir, Mädel. Erinnerst du dich, daß du mir etwas schenken wolltest, was ich eigentlich nie bekommen habe? Nun hast du mir aus deinen Phantasiegeschichten heraus doch etwas geschenkt. Zur guten Stunde.“

Sie sprang vom Sofa und kam auf ihren Strümpfen lautlos zu ihm.

Ja!“ sagte sie froh, „Sie wollten sie mir aus dem Kopf herausnehmen und alle für sich behalten. In den Kopf sollte nur lauter Vernünftiges hinein. Sie sagten damals: ‚Nun sind alle deine Geschichten mein Eigentum, und ich kann mit ihnen machen, was ich will.‘ Und nun werden Sie etwas Schöneres damit machen, als ich's gekonnt habe.“

Sie hob den Kopf mit einem Ausdruck ungeduldiger Spannung und Erwartung, und dann fügte sie bittend hinzu: „Aber ich muß zuhören dürfen, wenn Sie sich was ausdenken! Darf ich zuhören? Werden Sie es mir erzählen?“

Erik blickte auf sie nieder. So kindhaft kam sie ihm vor, als sie so in Strümpfen neben ihm stand. Da reichte sie ihm noch nicht bis zur Schulter.

Wie heute morgen am Schreibtisch beugte er sich zu ihr, nahm ihr Gesicht in seine Hände und sah hinein in zwei strahlende, glückliche, bittende Kinderaugen.

„Wir werden es uns zusammen ausdenken!“ sagte er. —

Klare-Bel hatte inzwischen Besuch gehabt. Als Erik und Ruth nach Hause kamen, stand eine Equipage vor der Gartenpforte. Der Kutscher wendete den leichten Wagen mit englischem Gespann und ließ die Pferde sich langsam, im Schritt, abkühlen.

Warwara Michailowna saß bei Klare-Bel in deren kleinem, behaglichem Gemach neben der Wohnstube. Sie war von ihrem erst kürzlich bezogenen Landhause, das etwa eine Stunde entfernt lag, herübergekommen.

Es waren meistens nicht nur konventionelle Besuche, die sie der kranken Frau machte. Sie kam gern, wie sie auch gern empfangen wurde. Sie empfand es wohlthuend an Klare-Bel, daß man deutlich fühlte: hier lag eine, der es wirkliches Vergnügen machte, einmal im Plauderton wieder etwas von der Welt draußen, von den Menschen und der Gesellschaft zu hören. Konnte sie auch nie wieder in das gesellige Treiben zurückgelangen, so kannte sie dergleichen doch recht wohl aus den ersten, beglückenden Jahren ihrer Ehe und sah es noch immer ein wenig im Glanze dieser Zeit. Und da war es nun eigentümlich: wenn man zu so einer sprach, dann ließ man unwillkürlich den schlechtesten Klatsch zu Hause.

Klare-Bel selbst erzählte zwar niemals viel. Aber Warwara wußte, daß es auch andern Bekannten gegen-

über nicht geschah. Sie wußte: dies hier war wirklich eine Frau, die mit niemand intim zu sein vermochte, als mit ihrem Mann.

Was Warwara über Ruth und deren Anwesenheit im Hause erfuhr, fesselte sie im höchsten Grade und erregte sie beinahe. Als aber nun Ruth ins Zimmer trat, war sie enttäuscht.

Sie hatte unwillkürlich etwas Auffallendes erwartet.

Vielleicht einen wilden, interessanten Jungen in Mädchenkostüm, vielleicht auch umgekehrt ein rührendes, liebliches Kind, das sich schüchtern zurückzog, — jedenfalls etwas ganz Eigenartiges. Nicht ein blasses, wohlerzogenes Ding, das sich für Warwaras im Salon geübten Blick von andern so jungen Mädchen durch nichts unterschied, als höchstens durch das geradezu Abgeschliffene, Formsichere und Unbefangene ihres Wesens einer Fremden gegenüber.

Nicht minder schnell war Ruth mit Warwara fertig: sie nahm diese ganz als eine von vielen und gab auch sich selbst so, wie eine unter den vielen, aus denen die Gesellschaft besteht.

Warwara zog sie ein wenig ins Gespräch und fragte, wo sie erzogen worden sei.

„Ich war an verschiedenen Orten," sagte Ruth, „aber erzogen bin ich noch nicht."

Man wußte nicht, war es bescheiden oder übermütig gemeint?

„Wenn die nicht durchtrieben ist!" dachte Warwara bei sich und musterte sie schärfer.

Bald trat Erik dazu, eine heitere Unterhaltung in Gang bringend. Warwara erzählte vom Rückgang einer Verlobung, deren Anzeige erst kürzlich auch hier ein-

gelaufen war. Ein ſenſationeller Rückgang, denn die Braut hatte ſich während der kurzen Verlobungszeit ganz eilig in einen andern verliebt.

Erik, der es nicht über ſich vermochte, die humoriſtiſche Seite dieſer Sachlage unbeachtet zu laſſen, lachte laut.

Warwara ſah ſich nach Ruth um. Dieſe war hinausgegangen.

„Zufällig? oder ein Kunſtgriff, um bei dieſem Geſpräch nicht hinausgeſchickt zu werden?“ fragte ſie ſich, „oder iſt ſie wirklich ſo kindlich, daß ſie das gar nicht intereſſiert?“

Nachdem Erik über den betrübten Mienen der beiden Frauen wieder ernſt geworden war, ſagte er: „Ja, die armen Frauen! Wenn ſie ſich binden, haben ſie allen Grund zu beten: Lieber Gott, hilf, daß ich eine gute Frau werde. Denn ihr einziger Schutz gegen ſich ſelbſt liegt in der That im rein gefühlsmäßigen Fortdauern ihrer Liebe, — in der eigentlichen Gefühlstreue. Sie können natürlich auch aus Pflichtſtrenge feſthalten, aber das iſt dann ein verkümmertes Leben.“

„Sie meinen, der Mann bedarf eines ſolchen Gebetes nicht,“ bemerkte Warwara, ohne ihre Ironie zu verbergen.

Er ſah ſie ganz unbefangen an. „Nein,“ ſagte er; „ich glaube, der Mann iſt in dieſem Punkt, wie in ſo vielen andern auch, durch ſeine Natur beſſer geſchützt. Nicht gegen die Untreue der Sinne. Nicht gegen den Wechſel des Liebesgefühls. Aber gegen das bewußte innere Loslaſſen desjenigen Weſens, an das er ſich gebunden, — nein: das er an ſich gebunden hat. Das iſt's!“

„Das iſt originell. Sie vindizieren da dem Manne

eine Kraft des Pflichtbewußtſeins, einen Edelmut des Mitleids, den wir, — die Frauen, — nicht —“

„Ach nein, empören Sie ſich nur nicht. Kein Pflichtbewußtſein: nur ein Glücksbewußtſein mehr, als ihr es habt. Keinen mitleidigen Edelmut: nur einen begehrlichen Hochmut, den ihr nicht beſitzt. Der Mann, der für immer ein Weib an ſich und auf ſich nimmt, genießt neben dem Liebesglück noch ein andres, ſpezifiſch männliches Glück: er legt ſeine Hand bewußt auf dieſes ganze ihm zugehörige Daſein und ſagt dazu: ‚Mein‘. Ihm bedeutet ſein Glück durch das Weib dreierlei: lieben mögen, — verantworten wollen, — herrſchen dürfen.“

Warwara ſchüttelte ſich.

„Gott erhalte Ihnen Ihre Arroganz!“ ſagte ſie; „mir jedoch iſt wahrlich die Vorſtellung lieber, nach welcher die Frau des Mannes Königin iſt.“

„Sie ſehen, — ich ſage noch mehr: ſein Königreich,“ verſetzte er lächelnd, „daher gibt ſie ihn eher preis, als er ſie. Für ſie gibt es eben ihm gegenüber Aufſtand, Empörung, Revolution, — was alles ganz heroiſch ausſehen und ſehr verführeriſch wirken kann. Für den Mann hingegen wäre untreues Preisgeben ſeines eigenſten Reiches etwas, was ihm wider die Scham geht.“

Warwara lachte ihm ins Geſicht.

„Und das ſind Sie, der für alle möglichen modernen Entwickelungskämpfe, und auch für die der Frauen, ſo gern eintritt!“ rief ſie; „es iſt eine ſchauderhafte Inkonſequenz und ein Selbſtbetrug obendrein! Denn wenn Sie ſich nun in eine ſolche entwickelte Zukunftsfrau verliebten, die nicht mehr ſo mittelalterlich denkt, und ſie nicht unterkriegten?“

„Das würde ich doch!“ sagte Erik. „Sonst würde ich mich vielleicht für sie begeistern, sie bewundern, fördern, als meinen Kampfgenossen achten, — aber lieben, — wie sollte ich das? So wenig, als wenn ich ein Weib, oder sie ein geschlechtsloses Wesen wäre. Ich kann mir vorstellen, daß der Mann jede Herrschsucht vollständig ablegt um einer Sache willen, die er über sich stellt. In der Liebe — nie! Und ein Weib, das diesem Instinkt nicht entgegenkommt, — wirkt nicht als Weib.“

„Und dieser Widerspruch sollte in der Natur selbst liegen? Nein, nur in eurem jahrhundertelang großgenährten Dünkel,“ versetzte Warwara entrüstet und wandte sich zu Klare-Bel: „Was sagen Sie nur zu einem solchen Mann? Wir sollten uns für alle Zukunft unter den Mann stellen, wenn wir lieben?“

Klare-Bel antwortete etwas unsicher: „Ich glaube, das thun wir, nicht weil wir unter ihm stehen. Sondern weil wir glücklich sein wollen.“

Alle drei fingen an zu lachen. Warwara erhob sich, um nach Hause zu fahren.

„Nun sollt' ich hiervon eigentlich genug haben,“ bemerkte sie gut gelaunt zu Erik, „aber von meiner kleinen Nichte in der Mädchenschule erfuhr ich, daß diesmal Sie bei dem feierlichen Schulschluß die übliche große Rede halten werden. Da komme ich hin. Damit Sie doch wissen: Eine sitzt da und verspottet Sie. Und hübsch klingen wird es sicher. Ich habe nämlich schon immer Ihre Toaste in Gesellschaften so gern gehabt.“

Erik mußte lachen.

„Sie sollten mich nicht so gewaltsam daran erinnern, daß unsre schönsten Reden für Toaste genommen werden,“

verſetzte er, „und daß faſt die einzigen aufmerkſamen Zuhörer, die wir außer den Schulkindern auftreiben können, die gelangweilten ſchönen Frauen unſrer oberflächlichen Geſellſchaft ſind.“

„Liebſte, jetzt ſind Sie Zeugin, daß ich mich zu rächen habe,“ ſagte Warwara gekränkt zu Klare-Bel; „ich möchte nur wiſſen, ob's ihm nicht weh thäte, wenn die ſchönen Frauen alle wegblieben. Ich glaube, dieſer Barbar würde dann Sie auf den Rücken nehmen und zur Zuhörerſchaft unter ſeine Schulkinder ſetzen, die ihn alle fürchten wie das Feuer.“

„Das wird wohl nie geſchehen,“ meinte Klare-Bel etwas betrübt.

„Doch! doch! Kein Menſch kann in die Zukunft ſehen. Wir werden jetzt, auf Grund einer Konſultation mit dem Profeſſor, eine Behandlung meiner Frau durchführen, die Wunder verſpricht,“ ſagte Erik zu Warwara und geleitete ſie an ihren Wagen.

Jonas war ſpäter nach Hauſe gekommen, als Erik mit Ruth, und kam ſeltſamerweiſe erſt zum Vorſchein, als der Beſuch fortgefahren war, und man ſich ſchon zu Tiſch ſetzte.

Die Zwiſchenzeit hatte er im hinterſten Winkel des Gartens unter den tropfenden Bäumen verbracht, im Kampf mit einem großen Entſchluß. Seine Ringelnatter war mit ihm, ſie hing ihm melancholiſch um den Hals, als wiſſe ſie ſchon, daß ihr etwas ſehr Unangenehmes bevorſtehe. Noch einmal hatte er ſie liebkoſend in die Arme genommen, ſie geſtreichelt und zärtlich an ſich gedrückt, noch einmal in ihrem koſtbaren Beſitze geſchwelgt. Dann hatte er ſie totgeſchlagen.

Um es zu thun, mußte er ſich Mut einſprechen und

ſein Herz verhärten. Er mußte ſich vorſtellen, daß er wie ein neuer Herkules ſei, der die Heſione von einem Meerungeheuer erlöſt, oder noch lieber wie Perſeus, der ſich ſeine Andromeda erobert. Aber dieſe Vorſtellung verfing nicht recht. Seine arme Ringelnatter ſah gar nicht aus wie ein Meerungeheuer; Ruth verkannte ſie nur. Das Tier blickte ihn mit ſeinen ſchwarzen Aeuglein ſo beweglich an, und er hatte es ſo lieb.

Da ging ihm ein altes Märchen tröſtend durch den Sinn, von einer Schlange mit einem Goldkrönlein auf dem Kopf; wer die totſchlug, dem verwandelte ſie ſich in eine liebreizende Prinzeſſin. Er wußte nicht mehr, ob es ſich genau ſo verhielt, aber es gefiel ihm. Und ſeine Prinzeſſin ſaß und wartete gewiß ſchon darauf.

Nachdem Jonas den Mord vollbracht hatte, wandte er ſich mit rotem Geſicht ins Haus. Es war ein ganz ungeheures Opfer, fand er, was ſie da beide Ruth gebracht hatten, er und die Ringelnatter. Denn die Schlange blieb nun tot, und er hatte ſich über ſie faſt ebenſo gefreut, wie über ein Reitpferd.

Und nun ſprach Ruth bei Tiſch immer von den albernen Schulmädchen, die er nicht leiden konnte. Es ärgerte ihn, daß ſie heute in die Freiſtunde gelaufen war, denn bisher beſaß ſie an ihm ihren einzigen Spielgefährten, und in dieſem Punkte verſtand Jonas keinen Spaß.

Noch ſaßen ſie beim Mittag, als ein Eilbote kam und ein Telegramm für Erik überbrachte.

Erik erbrach es und überflog den Inhalt, dann ſchob er ſeinen Teller zurück und trat mit dem Papier ans Fenſter. Man ſah ihm an, daß es eine freudige und ihn bewegende Nachricht war, die er erhalten.

„Fast ein ganzer Brief! An der Grenze aufgegeben," sagte er; „denke dir, Bel, mein alter Freund Bernhard Römer ist hierher unterwegs. Siebzehn Jahre haben wir uns nicht gesehen. Oder noch länger? Damals waren wir beide noch Studenten! Erinnerst du dich seiner?"

„O ja, Erik! Wie sollte ich den vergessen! Denn mit ihm war es ja, daß du immer noch so große Zukunftspläne machtest. Ihr wolltet alles am liebsten auf den Kopf stellen. Ja, so jung wart ihr damals. Was ist Römer denn eigentlich geworden?"

„Er ist Professor der Medizin an der Heidelberger Universität. Schrieb mir noch manchmal in frühern Jahren."

Ruth hatte aufgehört zu essen und sah mit großen Augen zu Erik hinüber. Bei dem Wechsel in seinem Mienenspiel und bei Klare-Bels Worten war es Ruth, als stiege plötzlich eine ganze, fremde und ferne Vergangenheit zwischen ihnen auf. Eine Vergangenheit, bei der sie nicht zugegen gewesen war. Ueberhaupt noch nicht auf der Welt! Es schien ihr ganz unmöglich.

„Wird er hier herauskommen?" fragte sie leise.

„Das wird er leider nicht. Er reist nur durch. Sein Ziel ist Moskau. Dort ist irgend eine Aerzteversammlung. Morgen früh am Bahnhof werde ich Näheres erfahren. Ob er seine Frau wohl mitgebracht hat?"

„Zu einer Aerzteversammlung?" bezweifelte Klare-Bel.

„Warum nicht? Ich glaube, sie sind in ihrem geistigen Leben eng verwachsen. Römer heiratete sehr jung, die Frau machte seine ganze Sturm- und Drangperiode noch mit durch. Das gab ihrer ganzen Ehe den Charakter."

„Haben sie keine Kinder?" fragte Klare-Bel, die dieser Punkt besonders zu interessieren pflegte.

„Ich glaube nicht.“

„Keine Kinder!“ wiederholte Klare-Bel im Tone des Bedauerns. Nichts war ihr an ihrem Leiden ſo hart erſchienen, wie der Umſtand, daß ſie nicht wieder Mutter werden konnte; „das iſt doch eine traurige Ehe, ſo zu zweien.“

„Soviel ich mich erinnere, haben ſie nicht immer zu zweien gelebt. Sie hatten wiederholt ein junges Mädchen bei ſich, das an der Univerſität ſtudierte.“

„An der Univerſität ſtudierte? Können junge Mädchen das?“ erkundigte ſich Ruth erſtaunt.

Erik blickte ſie mit einem Lächeln an.

„Jawohl. Solche junge Mädchen wie du,“ ſagte er; „es ſteht dem ja nichts im Wege, daß du eines der nächſten Hauskinder bei Römers wirſt. Haſt du Luſt dazu?“

Er ſagte es ſcherzend, aber der Blick, mit dem ſie ihm antwortete, war ſo ernſt, daß er ihm im Gedächtnis blieb.

Erik ſetzte ſich an den Tiſch zurück und plauderte mit ſeiner Frau von alten Zeiten. Jonas fand, nun könnte Ruth mit ihm hinausgehen, aber ſie blieb ſitzen und hörte zu.

Draußen hatte es angefangen ſtärker zu regnen; Jonas lehnte in der Hausthür an der Terraſſe und ſchaute prüfend hinaus. Als Ruth endlich vom Mittagstiſch aufſtand und in den Flur trat, bemerkte er: „Wenn wir doch wenigſtens bei Regenwetter ‚Mann und Frau‘ ſpielen wollten. Das paßt ſo gut fürs Haus. Denn wenn die Sonne ſcheint, thuſt du es doch nicht. Und dann iſt es auch etwas, was du bei deinen albernen Mädchen nun einmal nicht haben kannſt.“

„O doch!“ versicherte Ruth und schwang sich auf das Geländer der schmalen Holztreppe, die nach ihrem Giebelstübchen hinaufführte, „das haben wir im Schulhof oft genug miteinander gespielt.“

„Das muß aber eine schöne Wirtschaft gewesen sein, ohne einen wirklichen Jungen!“ meinte Jonas verächtlich. „Und ich möchte doch so viel lieber dein Mann sein, als der Mann in all den Räubergeschichten, bei denen ich mich immer so anstrengen muß.“

„Aber ich möchte nicht deine Frau sein,“ sagte sie kaltherzig und saß und schaukelte mit den Füßen, „und dann wäre das auch noch viel anstrengender für dich. Sei doch froh, daß du bei allem jedesmal die Hauptperson und der Held bist.“

„Nein, das bist du eben immer!“ warf er ihr mißmutig vor.

„Nein, Jonas, das ist bestimmt nicht wahr. Du bist es ganz allein. Warst du nicht erst gestern der Egmont? Und neulich —“

„Ja, im Anfang!“ unterbrach er sie gereizt; „aber wenn du mir alles immer erst vorsagst und womöglich auch noch vormachst, dann bin ich es ja gar nicht in Wirklichkeit, sondern nur du.“

„Ich kann doch nichts dafür, wenn du dumm bist.“

Jonas schwieg gekränkt. Wenn sie wüßte, wem sie das sagte; — wenn sie wüßte, daß er freiwillig darauf verzichtet hatte, ihr seine Ueberlegenheit zu zeigen, sie in Furcht zu versetzen, sie zum Bitten und Schmeicheln zu bewegen! Denn, hätten sie „Schlangenbändiger“ gespielt, da wäre er doch wohl der Herr gewesen. Und sie war so dumm, ihm zu glauben, die Schlange sei wirklich entschlüpft.

Jonas brannte die Zunge, Ruth von ſeinem Opfer zu erzählen. Aber er fand, das verbiete ihm ſein Mannesſtolz. Lieber noch wollte er ſich die Zunge abbeißen, wenn die Schwatzluſt zu groß wurde.

„War ich Egmont, ſo hätteſt du mein Klärchen ſein müſſen," ſagte er; „warſt du es etwa?"

„Nein, natürlich nicht. Dazu kam ich ja gar nicht. Denn allein hätteſt du ihn doch nie herausgebracht. Und er iſt doch das Wichtigſte, wie du dir denken kannſt. Das Klärchen kann man ſtreichen."

„Ich habe aber keine Luſt, mich zu deinem Hampelmann herzugeben! Sei meine Frau!" ſchrie er ärgerlich und ſtampfte mit dem Fuß auf.

Ruth war vom Geländer herabgeglitten. Sie ſtellte ſich ans niedrige Flurfenſter, an dem der Regen herunterrieſelte, und drückte ihr Geſicht platt gegen das Scheibenglas, ſo daß es ſich ſatyrhaft verzog. Wenn Jonas wütend wurde, dann überſchlug ſich jedesmal ſeine Stimme: ſie ſchwankte immer zwiſchen zu hoch und zu tief. Das brachte Ruth immer zum Lachen.

Da riß Jonas ſeine Mütze vom Mantelſtänder und ſtürzte hinaus.

„Lauf nur zu deinen albernen Mädchen!" rief er grimmig, „ich bin ein Junge!"

Am Ende war Ruth gar nicht das Ideal einer Frau, wie er ſie brauchte. Andromeda hatte ſich bereit erklärt, ihrem Erretter als Sklavin durch alle Länder zu folgen. Ruth würde ſo etwas nie thun, es würde ihr gar nicht einfallen, — davon war er feſt überzeugt.

Von der Terraſſe aus ſteckte Jonas ſeinen Kopf durch das offene Fenſter des Wohnzimmers und fragte, ob er

noch bis zum Abendthee einen Kameraden aufſuchen dürfe.

Klare-Bel, die neben dem abgeräumten Tiſch lag und in Lenneps Novellen las, blickte bei ſeinen Worten verwundert auf.

„Es iſt nur gut, daß er noch an ſo was denkt," bemerkte ſie, als ſein Kopf vom Fenſter verſchwunden war, „denn jetzt denkt er Tag und Nacht nur noch an das Mädchen, Erik."

„Strohfeuer!" verſetzte dieſer.

Er ſtand und ſchaute verträumt hinaus. Seine Gedanken weilten noch in der Vergangenheit. Seine Frau nahm den morgenden Tag nur als eine willkommene Zerſtreuung, und darüber freute ſie ſich für ihn. Ihm war es mehr als das.

„Findeſt du, es ſchadet nichts?" fragte Klare-Bel beſorgt: „aber du meinteſt doch ſelbſt, Jonas ſei flüchtig und zerſtreut im Lernen geworden."

„Das iſt er wohl ein wenig. Aber was ihm an Schulweisheit vielleicht dadurch abgeht, erhält er tauſendfach wieder in glücklicher Anregung, die ſeine geiſtigen Kräfte belebt und aufſchüttelt. Das erſetzt ihm keine Schule."

„Er iſt freilich noch wie ein Kind. Aber Jonas iſt anhänglich. Wenn er nun ſein Herz ſo ganz an ſie hängt —?"

„Dann laß ihm dieſe Erinnerung, Ruth begegnet zu ſein. Er kann es an nichts Beſſeres hängen, Bel."

Sie ſchwieg darauf. Das holländiſche Novellenbuch entglitt ihren Händen. Sie faltete ſie im Schoß.

„Wie hoch er ſie ſtellt!" dachte ſie im geheimen erſchrocken.

Es war ein ſtiller Tag, der nächſte. Weil Erik nicht nach Hauſe kam. Wie ausgeſtorben ſchien das Haus, weil man ſeinen Schritt und ſeine Stimme darin nicht hörte.

Er würde wohl erſt mit dem letzten Nachtzug heimkommen, meinte Bel. Nachts ließ er ſie gewiß nicht gern auf dem Lande allein.

Jonas ſchlich übler Laune im Hauſe umher. Nach dem geſtrigen Streit fühlte er einen heftigen Drang nach einer ausgiebigen Verſöhnung nebſt darauf folgendem unzertrennlichem Beiſammenſein. Aber dafür war Ruth heute nicht zu haben. Den Streit hatte ſie rein vergeſſen. Und auf alle ſeine Vorſchläge, etwas Gemeinſames zu unternehmen, entgegnete ſie nur ihr wohlbekanntes ſtereotypes: „Ich muß nachdenken.“

Und Jonas wußte ſchon, daß ſie dann für ihn ſo gut wie verloren war.

Ruth dachte immerfort, unabläſſig über ein und dasſelbe nach. Sie folgte in Gedanken Erik in die Stadt, an den Eiſenbahnzug, der ihm den Freund bringen mußte, und verſuchte, ſich in das Wiederſehen hineinzuverſetzen.

Als Klare-Bel ihm am Morgen beim Weggehen zurief: „Adieu, Erik, amüſiere dich gut!“ da hatte Ruth beinahe betroffen aufgeblickt. Es kam ihr vor, als habe Erik etwas ſo Ernſtes und Herzbewegendes vor. Selbſt ſein Geſicht ſchien ihr ſeit geſtern verändert. Unter allem, hinter allem, was er in gewohnter Weiſe ſprach oder that, fühlte Ruth es heraus, wie eine ganze Welt von aufgeſtörten Erinnerungen unaufhörlich in ihm raunte und redete. Keine Erinnerungen aber, die amüſieren, — ſondern ſolche, die gewaltſam zurückzerren in eine Vergangenheit, von der die Gegenwart verdunkelt wird.

Auf dem Garten lag heute freundlicher Sonnenſchein. Klare-Bels Stuhl war auf die Terraſſe geſchoben worden; unten konnte ſie nicht bleiben, weil Erik fehlte, um ſie wieder heraufzutragen. Ein warmer Sommerduft ſtieg von draußen auf; Flieder und Goldregen waren am Verblühen, und auf den Beeten öffneten ſich die roten Roſen. Baumwipfel und Büſche drängten ſich jetzt ſo dicht ineinander, daß es faſt ſchon zu viel Laub und Schatten ums Haus gab. Der Sommer barg es ganz in ſeinem warmen Dunkel, und von der Straße geſehen nahm ſich der Garten jetzt aus wie ein großer grüner Farbenklecks.

Als der Abendthee auf der Terraſſe getrunken wurde, fiel es Klare-Bel doch auf, daß Ruth wie geiſtesabweſend dabei ſaß.

„Es iſt doch, als könnte ſie es gar nicht mehr ertragen, daß Erik ſich mit andern Menſchen beſchäftigt als mit ihr; am liebſten würde ſie ihm keine Zerſtreuung mehr gönnen, dieſe arge kleine Egoiſtin," dachte ſie und fragte laut: „Aber, Kind, fehlt dir etwas? was machſt du nur für wunderliche Augen? Ich glaube gar, am liebſten wärſt du mit Erik dort?"

Ruth fing mit feinem Ohr den nicht ganz liebreichen Ton auf und ſah ſie ſchüchtern an.

„Ich verſuche es, dort zu ſein!" ſagte ſie zum unausſprechlichen Erſtaunen Klare-Bels.

Dieſe zog ſich nach dem Abendthee bald in ihr kleines Gemach zurück, um ſich zeitig zur Ruhe zu begeben, denn ſie fühlte ſich ein wenig leidend. Vielleicht griff die neue Behandlung ſie an, die Erik ſeit kurzer Zeit mit ihr vornahm, und die er ihr auf viele Monate hinaus in

Aussicht gestellt hatte. Er fing wirklich schon an, wieder neue Hoffnung zu schöpfen.

Gonne entfernte sich, nachdem sie ihre Frau sorgsam gebettet, und Klare-Bel lag in ihrem stillen Zimmer allein, umgeben von all den zierlichen und saubern Sächelchen, die sie bei sich aufzustellen liebte.

Sie lag und lächelte über sich selbst. War es nicht seit kurzem, als ob auch sie, ganz leise — leise, heimlich, die neue Hoffnung hätschele? Ein klein wenig nur. Die Hoffnung, doch noch einmal wieder gesund zu werden, Erik entgegengehen zu können auf ihren zwei gesunden Füßen.

Es war ja gewiß nichts damit. Ein bloßer Wahn. Aber wenn er trog, dann würde Erik sie schon darüber hinwegtragen, wie über die vielen, vielen frühern Enttäuschungen auch. Denn das hatte er gethan, — nicht gerade mit übermäßigem Bemitleiden und Schonen, aber mit seiner unaufhörlichen Gegenwart, mit seiner beständigen energischen Einwirkung auf sie. Und manchmal, da überkam sie ganz deutlich das Gefühl: es war gut so, denn er brauchte das; nur in diesem Bemühen überwand er seine eigenen Enttäuschungen. Seine starke Beeinflussung andrer schien es zu sein, durch die er immer wieder selbst zur alten Sicherheit zurückkehrte. So oft konnte sie es mit Verwunderung beobachten im täglichen Leben unter den Menschen seiner frühern Umgebung, wie belebend es auf ihn wirkte, daß sie von ihm Kraft und Belebung erwarteten. Das Alleinsein vertrug Erik wirklich schlecht.

Die Zeit rückte vor, und immer noch lag Klare-Bel wach und träumte mit offenen Augen. Durch das ge-

öffnete Fenſter ſtrich weich und feucht die Luft, ganze Schwärme von kleinen Mücken mit ſich tragend; von fernher verklang leiſe das Lied der letzten Landarbeiter, die von nächtlicher Arbeit heimkehrten. Mit hellen Sonnenaugen ſchaute die Nacht ins Zimmer herein.

Klare-Bel kamen ketzeriſche und ſogar übermütige Gedanken, ſo daß ſie über ſich ſelbſt erſtaunen mußte. „Wer iſt nun ſtark," dachte ſie, „wenn der Starke wieder der Schwachen bedarf?" Sie war ſicherlich ein ſchwaches Weſen, froh, wenn Erik ſie bei der Hand nehmen und führen wollte. Er aber, brauchte er denn nicht jemand um ſich, den er führen konnte, um ſelber froh und des Weges ſicher zu bleiben? Brauchte Erik alſo nicht ſie, wie ſie ihn?

Klare-Bel lächelte in der Einſamkeit der hellen Nacht, und inbrünſtig ſtreckte ihre Sehnſucht ſich ihm entgegen. —

Wie ſie es vorausgeſehen, befand ſich Erik erſt Stunden ſpäter auf dem Heimweg. Er hatte mit vielen andern dem Freunde das Geleit bis zum Moskauer Bahnhof gegeben, und dann blieb man noch eine Weile zuſammen, — ein ganzer Haufen von Menſchen, von Fremden und Bekannten, mit denen der Abend in angeregter Geſelligkeit verbracht wurde. Erik ließ ſich nicht mehr die Zeit, zu Hauſe vorzufahren, um ſich umzukleiden; er erreichte eben noch den letzten Nachtzug und fuhr aufs Land hinaus.

Der lange Gang von der Station aus that ihm nach den verfloſſenen Stunden und Eindrücken wohl; die freie Nachtluft erfriſchte ihn. Kein Lufthauch bewegte ſich; am faſt taglichten Himmel ſtand blaß und glanzlos

der Vollmond; einzelne Wolken ballten ſich aufeinander, und von Zeit zu Zeit ſprühte ein feiner Regen nieder.

Als er am Hauſe ankam, das unter den regungsloſen Bäumen in der Nachthelle dalag, wich langſam die noch erregte Stimmung einem Gefühl ruhiger Freude, wieder daheim und bei den Seinen zu ſein. Bei dem Seinen! Auch Ruth gehörte jetzt dazu. Gehörte ihm zu.

Er ſtieg leiſe die Stufen zur Terraſſe hinauf und warf einen Blick auf die Giebelſtube, wo ſie jetzt ſchlief und träumte. Da, als er faſt geräuſchlos die Hausthür aufgeſchloſſen hatte, knarrte die ſchmale Holztreppe, die vom Flur nach oben führte, unter einem leichten Fuß. Völlig angekleidet, nur das Haar ein wenig wirr um den Kopf, erſchien Ruth auf dem unterſten Treppenabſatz.

„Aber, Ruth, was fällt dir ein? Wie konnteſt du aufbleiben? Schnell ins Bett!“ ſagte er.

Er ſchalt, doch klang es ſehr herzlich. Empfand er doch ihr liebes Geſicht wie einen Willkommgruß.

„War es ſchön?“ fragte ſie entgegen und blickte ihn mit großen überwachen Augen an, „ſollte ich denn dabei ſchlafen? Nein, das konnte ich nicht! denn ich war auch da, — immer mit da. War es ſchön?“

Er faßte nach der ſich ihm entgegenſtreckenden Hand und hielt ſie feſt. Alle Eindrücke des Tages, alle Erinnerungen, die von ihnen aufgewühlt worden, verflogen; er hatte den ganzen Menſchenſtrom hinter ſich gelaſſen und war nur noch ganz allein mit ihr.

Was bedeutete ihm alle Anregung, ja, was aller ſo erſehnte Beifall oder Erfolg, nach dem er im Leben gegeizt und gerungen, gegenüber dem zarten Lob, wie es aus Ruths kindlicher, gläubiger Hingebung an ihn redete?

Wie ſchal und brutal erſchien ihm daneben alles, was von einer Menge ausging und ſich laut äußerte. Nur weſſen Sinne zu ſtumpf geworden für ſo feinen Duft, der mochte nach ſchärfern Würzen ſuchen.

Dieſer Gedanke flog Erik durch den Kopf und darüber vergaß er zu antworten.

Er ſah gut aus im Geſellſchaftsanzug, den weiten Mantel loſe umgeworfen, regenbeſprüht, und darüber das belebte Geſicht. Wie ſie ſo einander gegenüberſtanden in der ſchweigenden Nacht, während die ganze Welt um ſie her im Schlummer lag, erſchienen ſie beide wie geſättigt mit Leben; und etwas Verwandtes ſchien aus beider Ausdruck zu ſprechen, — verwandt über Alter und Geſchlecht hinaus, — ein Lebenverlangendes, Lebenforderndes. Es war dasſelbe, was Erik ſo verwandt berührt und ergriffen hatte, als er Ruth zuerſt im Schulhof ſah, mit dem Uebermut in den Augen und den erhobenen Armen.

Sie ſtanden und ſchwiegen, und um ſie her träumte die magiſche Helle, in der Abend und Morgen unmerklich ineinanderſchmolzen.

„Hätte ich nicht fortgehen ſollen, Ruth?“ fragte er unwillkürlich und blickte ſie mit einem Lächeln an.

„Doch! aber mich mitnehmen!“ entgegnete ſie, und im Klang ihrer Stimme verriet ſich die ganze Sehnſucht und Selbſtentrückung, in der ſie den Tag über umhergegangen war. Erik verſtand ſie nicht ganz, er nahm die nachträgliche Bitte kindiſcher und thatſächlicher, als Ruth ſie meinte, aber Blick, Ton und Haltung drückten es ſo kindlich aus, daß ſie ſich in ſeiner Abweſenheit wie verloren gefühlt hatte, daß eine tiefe Rührung über ihn kam.

Ihm ſchien, Ruth ſah wie verzaubert aus, — anders, lieblicher als ſonſt.

Im Hauſe blieb es ganz ſtill, und beide ſprachen mit geſenkter Stimme. Nur durch die offen gebliebene Hausthür zog es ganz leiſe wie ein geheimnisvolles Raunen und Rauſchen, — ein Flüſtern, das draußen durch das niedrige Gebüſch ging, — die erſte Ankündigung des neuen Tages.

„Es iſt Zeit!“ ſagte Erik aufſchreckend, „lege dich ſchlafen. Gute Nacht! Guten Morgen! Liebling.“

Und mit einer raſchen Bewegung zog er ſie an ſich, — feſt, ſo daß ſie an ſeiner Bruſt lag, und küßte ſie auf den Mund.

Als er ſie ebenſo raſch wieder losließ, hatte Ruth ſeine Hand ergriffen und drückte ihre warmen Lippen darauf.

Dann flog ſie geſchwind die ſchmalen Stufen zu ihrer Giebelſtube hinauf.

Erik öffnete die Mittelthür im Flur, die in das Zimmer von Jonas führte. Er mußte hindurchgehen, um ſein dahinter gelegenes Schlafzimmer zu erreichen. Dabei wachte Jonas auf.

„Na, Papa, war es ſchön?“ fragte auch der und drehte ſich ſchlaftrunken auf die andre Seite; „hat es denn auch Champagner gegeben?“

Damit ſchlief er weiter.

Erik ſtieß ein Fenſter auf und blickte in die lichte Ferne hinaus. Ein farbloſes, blaſſes, gleichmäßiges Grau breitete ſich in der Stube aus, und der dämmernde Morgen fing an, ſie mit herber Kälte zu erfüllen.

Das leiſe Raunen und Rauſchen ſchlich nicht mehr

flüſternd am Boden hin, es hatte ſich höher erhoben. Es bewegte die Zweige der wilden Akazien, die dicht vor dem Fenſter ſtanden, und dann ſchwoll es machtvoll an, bis es in majeſtätiſchem Brauſen die alten Wipfel durchklang, die vorhin lautlos gegen den hellen Nachthimmel ſtarrten.

Wie ein Morgenchoral klang es, und — ganz leiſe, — verſuchend, wie im Halbſchlafe noch, fiel hie und da ein kleiner froher Vogellaut ein. Und bald darauf, gleich einem Aufjauchzen, ein lang gezogener unermüdlicher Buchfinkentriller.

Erik hatte ſich zur Ruhe gelegt, aber mit wachen, lauſchenden Sinnen nahm er das Nahen des Tages auf, und es kam ihm vor wie eine geeignete Begleitung zu ſeinen Gedanken, die noch an Ruth hingen. Denn auch über ihnen lag eine zarte und halbverhüllte Stimmung, eine Morgentraumſtimmung, ſo ſchien ihm.

Noch nie hatte ihn die Empfindung ſo gepackt wie heute, daß ſie ja unwiderruflich zu einander gehörten, daß ſie im Grunde gleichgeartet, gleichen Weſens ſeien. Und nun erſt meinte er ihre Bitte zu verſtehen: „Mich mitnehmen!“ Was er war, das wollte auch ſie ſein, denn nur in ihm erfaßte und ahnte ſie ſich ſelbſt. Der gleiche Lebensdrang ſchlummerte ſtark und freudig in ihnen beiden. Nur daß in ihr aus unbewußtem, unberührtem Naturgrunde hervorbrach, was in ihm bewußter Entſchluß, Verſtand und Wille geweſen. Und daß in ihr mit reiner Flamme brannte, was in ihm die Berührung mit dem Leben mit Schlacken und Aſche vermengt hatte.

Und über dieſen unklaren Gedanken fing Erik an zu ſchwärmen.

Der erste Jubel der Vögel draußen legte sich, und der Morgenwind schwieg still. Wieder ragten die alten Bäume regungslos gegen den Himmel, durch dessen Blau zerrissene weiße Wolken schwammen. In einem breiten Goldstrom flutete das Sonnenlicht durch das Gemach.

Hinter Eriks geschlossenen Augenlidern malte es lächelnd rosige Farben. Im Sonnenschein war er eingeschlafen.

Er erwachte viel später als sonst und besann sich nicht gleich, weder auf den gestrigen Tag, noch auf die Nachtstunde. Irgend ein Traum, ein wunderbarer, von dessen Vorgängen er aber nichts mehr wußte, hielt ihn noch fest in Bann. Und offenbar aus diesem Traum heraus kam ihm zwingend die seltsame Frage: „Ist sie schön? Ich weiß es nicht; ich glaube eher: nein. Aber sie sieht aus wie — Ruth. Es ist ja Ruth.“

Und ihm schien, es könne nur eine solche geben.

Er fühlte eine Mischung von Glück und schmerzlicher Beklommenheit.

Und blitzähnlich wurde er vollständig wach.

Wie ein Schicksal, groß und schwer, stand vor ihm die Erkenntnis seiner Liebe.

Noch nie hatte er über sein Gefühl für Ruth nachgedacht. Vielleicht, weil es überhaupt wenig seiner Natur entsprach, über sich nachzudenken. Vielleicht aber auch, weil dieses Gefühl einem leidenschaftlichen Interesse am Menschen, nicht am Weibe, entsprungen war.

Plötzlich war das alles anders geworden. —

Auf der Terrasse saßen sie schon lange und warteten am Frühstückstisch auf Erik, als er endlich zu ihnen heraustrat. Klare-Bel bemerkte augenblicklich etwas Ver-

ändertes, Verſchloſſenes in ſeinem Geſicht, und ſie bewies es, indem ſie keine Frage an ihn richtete und von Gleichgültigem zu reden begann.

Erik jedoch erzählte unaufgefordert manches vom Zuſammenſein mit dem Freunde. Die Frau war wirklich auch dabei geweſen; ſie war eine Deutſchruſſin und beſaß Verwandte bei Moskau.

Sie hatte Erik außerordentlich gut gefallen. Heiter, gütig, praktiſch, — ein kluger und reifer Menſch, ſagte er von ihr.

Klare-Bel hörte nur mit halbem Ohre zu. Sie fühlte ſich ſonderbar beunruhigt und fand im ſtillen, daß Erik nach der geſtrigen Zerſtreuung reichlich überwacht und angegriffen ausſähe.

Um ſo friſcher und heller ſah Ruth aus. „Wie angeſteckt von der Morgenſonne," dachte Erik, während ſein Seitenblick ſie ſtreifte. Dabei konnte er ihr anſehen, wie ſie nur mit Mühe einen Witz darüber unterdrückte, daß er verſchlafen habe. Sie hatte nicht verſchlafen. Sie hatte den ganzen Frühmorgen im Garten umhergetollt.

Mit der gemeinſamen Arbeit wurde es heute nun nichts. Haſtiger als ſonſt ſtand Erik auf, um zu gehen. Die Zeit drängte, und Jonas war ſchon fort.

Erik konnte es kaum erwarten, daß das Haus weit hinter ihm lag, und er wieder mit ſich ſelbſt allein blieb. Aber dennoch war ihm weder zum Träumen noch zum Grübeln zu Mute. Nur nach einem verlangte es ihn dringend und ungeduldig, als hinge das Leben davon ab: voll und klar ins Auge zu faſſen, was ſeit wenigen Stunden wie ſein Schickſal vor ihm ſtand. Nur nach einem verlangte ihn: davor ſtillzuſtehen und den Blick

darauf ruhen zu laſſen, feſt und forſchend, wie auf einem fremden Antlitz.

Darüber entſchwand alles andre, was ihn hätte beſchäftigen und beunruhigen können, völlig aus ſeinem Geſichtsfeld. An allem, was bisher ſein Schickſal ausgemacht und zwingend ſein Leben beſtimmt hatte, an allen innern und äußern Verhältniſſen, in denen er lebte, ſah er vorbei, — ganz gerade, ganz unverwandt auf den einen Punkt, ohne nach rechts oder links zu ſchauen. Für etwas andres blieb kein Blick, kein Raum, es blieb nur eine dunkle, trotzige Nebenempfindung: über Hinderniſſe, und wären es Menſchen, geht's hinweg. —

Ehe Erik ſich mit Klare-Bel verlobte, hatte ſie ihm einmal eine Photographie geſchenkt, auf der ſie ſich im Kreiſe ihrer ganzen Familie befand. Er ſteckte das Bild in einen Rahmen und legte zwiſchen Rahmen und Glas ein Blatt Papier, in das er eine nur Bels Geſtalt entſprechende Oeffnung ausgeſchnitten hatte: ſo war er mit ihr allein. Ihre Sippe deckte er zu, weil ſie ihm nicht gefiel.

Erik war es ſich nur halb bewußt, daß er es jetzt ebenſo machte: mit ſeiner eigenen Familie, mit den Menſchen und Pflichten ſeiner täglichen Umgebung, ja, mit der geſamten Welt, die er in ſeinen Gedanken weglöſchte, bis nichts übrig blieb als eine unermeßliche leere Weite, eine Welteneinſamkeit, in der nur Ruths Bild vor ihm ſtand.

Sie und er, allein miteinander, und Auge in Auge.

Aber je länger er auf ſie hinſchaute, deſto ſtiller wurde ſein Blick. Was alle Hinderniſſe und Schranken in ihm wie außer ihm nicht an ſein Bewußtſein heran-

bringen konnten, das ging von dem fröhlichen Kinderbilde selbst aus. Alles harte und leidenschaftliche Fordern in ihm wurde still.

Was liebte er denn an ihr, wenn nicht eben dieses Kindhafte, in dem noch, geheimnisvoll und verheißungsvoll, die ganze Fülle der Möglichkeiten ruhte, — dieses Keimende, Werdende, Zukünftige, das noch auf lange hinaus der schützenden Hülle bedurfte, — den zarten, kostbaren Stoff, nach dem seine Hand sich nur herrisch ausgestreckt, weil sie allein ihm die edelste Form geben wollte?

Ihm fiel das Gleichnis vom Gärtner und seinem Bäumchen ein, das er Ruth einmal erzählt hatte. Es enthielt eine Wahrheit, es enthielt seine Liebe. Unsäglich liebte er in ihr seine Gärtnerkunst und seine Gärtnerhoffnungen.

Je länger Erik sich aber so in das ihm vorschwebende Bild vertiefte, um so weniger klärte sich ihm sein eigenes Gefühl. Er sprach zu sich selbst nur noch mit geringer Ehrlichkeit. Unwiderstehlich erhob sich aus dem leidenschaftlichen Begehren der Hang zu idealisieren. Allmählich büßten in seiner Phantasie er wie Ruth viel von ihrer Wirklichkeitsfarbe ein, und immer höher ging der Schwung der Gedanken.

Während Erik glaubte, es sei der Erzieher und Menschengestalter in ihm, der in reiner Hingebung an einem Frauenbildnis meißele und dichte, damit es einst Wirklichkeit werde, schwelgte und berauschte sich der Liebende an Ruths unähnlichem Idealporträt. —

Ruth hatte inzwischen den Vormittag in einer Weise verbracht, die diesen hochfliegenden Vorstellungen nur wenig entsprach.

Anfangs überlegte sie ein Weilchen, ob sie die Absicht hege, ganz für sich allein fleißig zu sein. Nein, die hegte sie entschieden nicht. Am besten hätte es ihr gepaßt, jetzt Jonas da zu haben, aber der saß in der Schule und lernte, der Aermste. So entschloß sie sich denn, zu Gonne in die Küche hinunterzugehen. Denn lieber noch wollte sie mit den Händen thätig sein als mit den Gedanken, meinte sie, und irgendwie lebhaft sich bethätigen mußte sie durchaus. War ihr doch froh, so vogelfroh, so gar nicht zum Stillsitzen und zum „Nachdenken". Und dann war es auch ganz unterhaltend, mit Gonnes Eimern am Brunnen zu plantschen.

Gonne litt es glücklicherweise gut, wenn Ruth ihr so unerbeten mitten in die Arbeit sprang. Da sie nichts von der hierzulande üblichen Devotion besaß, so betrachtete sie es als eine Auszeichnung für Ruth, daß sie sich deren Hilfe gefallen ließ. Und Ruth nahm es auch nicht anders, und zum entsprechenden Dank sang sie ihr mit ihrer weichen ungeschulten Stimme russische Volkslieder zur Arbeit, und Gonne hörte tiefernst zu.

Erik fand bei seiner Heimkehr Ruth mit aufgeschürztem Rock und zurückgestreiften Aermeln singend und seelenvergnügt am Brunnen. Bei diesem unerwarteten Anblick zerflatterte plötzlich das meiste von dem, was er sich zusammengesonnen und zurechtgelegt hatte; die verklärte Gestalt seiner Phantasie, um derentwillen er die wirkliche Ruth am tiefsten zu lieben glaubte, war wie versunken. Eine stürmische Zärtlichkeit erfüllte ihn, ein heißes Verlangen, sie an sich zu ziehen, die schlanken wasserübersprühten Arme unter seiner Hand zu fühlen, die lachenden Lippen zu küssen und das stets verwirrte

Haar und den feinen von der Sonne ſchwach gebräunten Hals.

Im Begriff an der Terraſſe vorüber zum Brunnen zu gehen, machte Erik plötzlich Halt, kehrte um und ging in ſein Zimmer.

Dort, auf dem Schreibtiſch, lagen noch, unordentlich, Ruths Hefte und Bücher umher, die heute morgen umſonſt auf ihn gewartet hatten. Erik ſetzte ſich davor nieder und beugte den Kopf auf ſeine Hände. Das Blut hämmerte ihm in den Schläfen, und er drückte die Zähne gegeneinander. — — —

Mußte Ruth fort?

Er zwang ſich, den Gedanken zu Ende zu denken. Ihn überſchlich eine Ermattung, eine bleiſchwere Müdigkeit, die alles klare Denken umſchleierte.

Halb mechaniſch blickte er über die Hefte hin, die aufgeſchlagen dalagen; ohne zu leſen, folgte er den einzelnen Buchſtaben, als enthielten ſie eine erlöſende Antwort. Es war eine raſche, in den Grundſtrichen harte Schrift, deren Züge alle feſt zuſammenhingen. Noch keine ausgeſchriebenen Rundungen, aber auch kein überflüſſiger Schnörkel.

Ihm fiel wie von ungefähr auf: in Ruths Handſchrift lag im Grunde eine fremde Ruth. Nichts von ihrer Phantaſie, — ihrem Ueberſtrömen. Etwas merkwürdig Logiſches.

Seine Blicke und Gedanken blieben darauf haften.

Lag nicht vielleicht auch in ihr ſelbſt noch eine ihm fremde Ruth? Die noch nicht erwacht war, die er noch nicht kannte?

Da lachten ihre Augen durch das Fenſter. Ruths

Kopf erſchien zwiſchen den krauſen Ranken und Blättern des wilden Hopfens, der am Fenſterkreuz emporkletterte.

„Soll ich arbeiten?“ fragte ſie.

„Nein. Wir wollen auch Ferien machen. Wenigſtens für heute,“ ſagte er und ſtand auf, „weißt du, was es für eine Ueberraſchung gab, — in der letzten Stunde vor den Ferien, in der Mädchenſchule? Sie erhoben ſich alle und trugen feierlich eine Bitte vor. Was es war, ließ ſich nicht leicht herausbringen. Sie wußten es ſelbſt nicht genau. Sie wollten dasſelbe, was du gewollt haſt, ſagten ſie. Sie wüßten es nur nicht zu bewerkſtelligen.“

Von Ruth kam nur ein Gelächter. Er hatte es ſchon in der Schule um ſich zu hören geglaubt. Ganz deutlich empfand er aus dem unerwarteten „Maſſenerfolg“ den übermütigen Einfluß einer einzelnen heraus. Aber gerade dies hatte ihn heute aus ſeiner zerſtreuten Gleichgültigkeit geriſſen, ihn mit Wärme und Freude erfüllt. Aus dem Bilde der ganzen Klaſſe, aus der Geſamtphyſiognomie all dieſer braunen und blonden Mädchenköpfe, ſchaute ihm, wie aus einem Vexierſpiel, Ruths Geſicht entgegen: mit einem Schalkslächeln um den Mund, aber auch mit unbegrenzter Hingebung in den Augen. Ganz ſo, wie ſie jetzt eben zwiſchen den Hopfenranken daſtand.

„Aber nun wird Ernſt damit gemacht,“ bemerkte er und lehnte ſich ans Fenſter; „im Herbſt, wenn alle wieder zuſammenkommen. Vielleicht in Form von allgemeinen Kurſen bei mir zu Hauſe. Vielleicht mit Beteiligung Erwachſener. Ich weiß noch nicht, wie.“

Sie ſah ihn voll Intereſſe an.

„Das ist gut!“ sagte sie eifrig und nickte, „je mehr, desto besser. Aber alle werden nicht kommen dürfen, und manche werden bald wieder fortbleiben. Daß die Braut da ist, nimmt vielen die Lust zu so etwas fort.“

„Die Braut?“

„Ja. Denn da denken sie nun, so schön könnten sie es jetzt bald alle kriegen. Und dann hat ja all das andre keinen rechten Zweck mehr, meinen sie. Denn sie finden: Braut sein, das sei doch das Allerhöchste. Darüber haben wir uns vorgestern im Schulhof unterhalten.“

Erik blickte auf sie.

„So. Und was hast denn du dazu gemeint? Hast du auch gefunden, daß es das Allerhöchste sei, und daß dann all das andre keinen rechten Zweck mehr hat?“

„Ich? Das kann ich ja gar nicht wissen. Wie soll ich wissen, wie es dann ist? Aber ich brauche es doch auch gar nicht zu wissen. Denn ich kann niemals Braut werden,“ sagte Ruth.

Das Wort erschütterte ihn in seiner nervösen Erregung. Er war so betroffen, daß er nicht gleich antworten konnte. Dann entgegnete er: „Wie kommst du auf diesen wunderlichen Gedanken? Wo hast du diesen Einfall her? Du bist ein Kind, das nichts davon voraussehen kann, wie sein zukünftiges Leben sich gestalten mag. Und deine Phantasie soll nicht damit spielen. Du sollst nicht damit spielen!“ wiederholte er mit plötzlichem, unmotiviertem Zorn. „Sage mir, wie du darauf gekommen bist.“

„Es ist von selbst gekommen,“ sagte sie einfach, „ich habe nicht damit gespielt. Es ist gekommen, weil ich wußte: um Braut zu werden, muß man einen lieb haben.

Und das kann ich ja nicht mehr. So lieb kann ich in der ganzen Welt nie mehr jemand haben."

„Wie lieb, Ruth?"

Seine Stimme klang gedämpft und heiser.

Sie sah ihn an mit ihrem offenen naiven Kinderblick. Nie noch, meinte er, eine solche Unschuld und Treuherzigkeit in einem Menschenblick gesehen zu haben.

„So lieb wie Sie," sagte Ruth.

Erik machte eine kurze Bewegung und, niederblickend, schob er die Hopfenranken zur Seite, die sich überall festnestelten und anklebten. Die linke Hand, die in der Seitentasche seiner Joppe lag, ballte sich zur Faust.

Ruth betrachtete ihn unverwandt, aber sie verstand nicht den Ausdruck, der über sein Gesicht ging.

Da, wie Erik, fast furchtsam, aufschaute und die fragenden Augen vor sich sah, durchzitterte es ihn. Ihm kam es vor, wie wenn dieser eine Blick und Augenblick über ihn entscheide.

Er beugte sich etwas vor, ergriff Ruths Hände und bedeckte damit seine Augen.

„Weißt du, Mädel," sagte er halblaut, „wenn du groß bist, — denn jetzt bist du doch nur erst ein kleines Mädel, — aber wenn du längst eigene und reife Vorstellungen gewonnen hast über alle diese Dinge, und viele andre noch, — dann — dann sollst du noch einmal zu mir kommen und mir sagen können: daß du mich lieb behalten hast. Und daß du von mir — von mir dein Bestes hast. Dein Eigenleben und deine Entwickelung. Deinen Glauben an deinen Selbstwert und den Glauben an den Wert der Menschen. Wer du dann bist, Ruth, das wissen wir beide nicht; wer ich dann bin, das weiß

ich ja wohl: ein alter Mann. Aber ein alter Mann, der dafür gelebt hat, daß du, Mädel, ihm bleiben darfst, was du ihm heute bist: sein Stolz, sein Werk, sein Kind und seine höchste Hoffnung."

Und er ließ ihre Hände los und verließ das Zimmer.

Ruth stand noch draußen am Fenster. Sie hatte die Arme aufgestützt und blickte ihm regungslos mit ernstem Gesichte nach.

An einem der nächsten Tage, um die Mittagsstunde, füllte eine bunte Menschenmenge den großen Mädchenschulsaal. Eltern und Angehörige der Kinder, eine Flut von Neugierigen aus den obern Gesellschaftsschichten und viele, die Erik reden hören wollten, von dem die Mädchen zu Hause so viel erzählten.

Er stand auf der Tribüne im Hintergrunde des Saales und sprach zu ihnen und ihren Kindern; er erwähnte den Vorschlag, den seine Klasse ihm gemacht, die Gemeinsamkeit des Lebens und Arbeitens über die Schule hinaus zu erstrecken, und knüpfte daran seinen Lieblingsgedanken von der Notwendigkeit einer reichern Weiterentwickelung für die Frau, als die Gegenwart sie ihr außerhalb der Schuljahre gewähre. Ueber die Möglichkeit, eine lebensvollere, geisteskräftigere Zukunft heraufzuführen, sprach er ihnen, und über die Zukunft der Frau, die, erst geahnt und nur halbenthüllt, noch vor ihr liege, von der sie aber Besitz ergreifen könne in allem, was ihr Wesen der innern Entfaltung und Vollendung näher bringe.

Und während er sprach, dachte er an Ruth, der er nicht erlaubt hatte, mitzukommen; denn im Grunde war sie es ja, von der er redete, zu der er redete. Sie war

es ja, die in ihm die Luſt wiedererweckt hatte, zu den Menſchen zu reden, und die Menſchen für ihn ſuchte, wie man für einen Armen Brot ſucht, damit er ſeinen Hunger ſtille. Und was er ſeinen Menſchen gab, entnahm er ihr: denn das Höchſte, was er von ihr erhoffte, das Schönſte, was er ſich in ihr träumte, legte er ſeinem Zukunftsbild unter, und dann erhob und verklärte er es zu allgemeinen Formen.

Es war, wie wenn er eine überlebensgroße Geſtalt vor den gebannten Menſchenaugen aufrichtete, in der durch dieſe Größe die individuellen Züge unerkennbar wurden. Zu groß ſicherlich, für das wirkliche Leben, aber von einer Fülle und Wärme der Farben, die unwillkürlich mit fortriß und ſich dem weiblichen Teil unter den Zuhörern gewaltig einprägte.

So ſtand Erik und hielt eine Art von Selbſtverteidigung ſeiner Liebe, und die tiefe Bewegung, die in ihm war, verlieh einem jeden ſeiner Worte eine eigentümliche Wucht.

Unter der Menge im Zuſchauerraum befand ſich auch Warwara, wie ſie es ihm vorhergeſagt. Sie blickte voll Intereſſe auf ihn. Ihr ſchien, als ſähe ſie vor ihren Augen entfeſſelt und entfaltet, was ſie, mit ihrem feinen Inſtinkt, immer ſchon dunkel und undeutlich geahnt, wenn ſie mit Erik zuſammen geweſen: daß er Gewalt über Menſchenſeelen beſaß, und daß er in Hunger und Sehnſucht nach ihnen lebte. Es war alſo das, was ſie zu gleicher Zeit ſo ſeltſam an ihm anzog und von ihm abſtieß, — das, was ſie koketter erſcheinen ließ, als ſie war. Ihr fiel die Scene in ſeiner Stadtwohnung ein. Ja, ein Heiliger war Erik wohl ſicher nicht. Aber ſelbſt damals

hatte ſie mit Schrecken empfunden, wie ſuchend und ſehnend und ungeduldig er auf das Innerſte ging. Auf das, worin ſie ihn enttäuſcht hätte. Und das ließ ihre Eitelkeit nicht zu.

Als ſie damals aus ſeiner Stadtwohnung nach Hauſe fuhr, hatte ſich ihr fortwährend ein ganz abſcheulicher Vergleich aufgedrängt. Sie konnte denſelben nicht verſcheuchen. Immer ſah ſie ein Weib vor ſich, das falſche Brüſte angelegt hat und ſich deshalb vor der Berührung des Mannes, den ihre Geſtalt feſſelt, hüten muß. Hatte ihre Koketterie nicht ganz ähnliche Gründe? Sie fürchtete die geiſtige und ſeeliſche Entblößung. Und die Arbeit an ſich ſelbſt.

Es war aber wirklich ein abſcheulicher Vergleich. Und zum größten Erſtaunen ihrer Nachbarin errötete Warwara mitten im Vortrag.

Nach dem Schluß desſelben, im Treppenhauſe, wo Warwara beiſeite trat, um nicht in die hinausdrängende Menge zu geraten, bemerkte Erik ſie und kam auf ſie zu. Seine Augen leuchteten ſo. Warwara war blaß.

„Nun?“ fragte er lächelnd und ganz in ſeinem alten, leichten Ton ihr gegenüber, „fand der ‚Toaſt‘ Gnade vor Ihren Augen? Vielleicht war es wirklich einer.“

„Wenn es einer war, ſo könnte ich wohl auf die eiferſüchtig — nein, aber neidiſch ſein, deren Wohl Sie da ausgebracht haben,“ verſetzte ſie, ebenfalls in ihrem gewöhnlichen Scherzton, aber ihr Geſicht blieb ernſt; „unſer Wohl iſt's nicht. Ich begreife jetzt, daß Sie anderswohin gehören wollen, als unter uns Geſellſchaftsgelichter.“

„Aber, Warwara Michailowna!“ ſagte er, von

ihrem Ausdruck frappiert, „warum nehmen Sie sich nicht aus?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Aus Selbsterkenntnis. Ich hab' Sie heut verloren,“ entgegnete sie und gab ihm die Hand, „also adieu, — nicht nur für heute. Ich verzichte auf Sie. Ich entlasse Sie. — Aber nun hören Sie: es ist doch der Schulrock, und nicht der Gesellschaftsrock, der Ihnen am besten steht.“

Erik sah ihr nach, wie sie langsam die breite Treppe hinunterstieg. Aber als sie seinen Augen entschwunden war, vergaß er auch schon wieder, was ihm, durch den Scherz hindurch, heute an ihrem Wesen so aufgefallen war.

Und sein Blick glitt von ihr fort über die andern hin, die ihr folgten, über jung und alt, und vertiefte sich in die Mienen der einzelnen mit dem Interesse, das der wechselnde Ausdruck in den verschiedenen Menschengesichtern stets in ihm hervorrief.

Ja, nun begannen die Ferien, und die langen, nicht enden wollenden Sonnentage. Da würden seine Gedanken erst recht hierher wandern, in die Schule. Einen andern Wirkungskreis gab es wohl nie mehr für ihn, — einen breitern. Er wollte auch keinen in diesem Augenblick. Sein Ehrgeiz schwieg still. Zu Kindern reden lernen wollte er, und die Großen zu Kindern machen, bis auch sie empfänglich wurden, gleich denen, die da noch wachsen.

Mit diesen Gedanken verließ Erik das Schulgebäude.

Er war ungeduldig, heimzukommen: er sah eine Bank im Garten, hinten am kleinen Gehölz, unter den überhängenden Birkenzweigen, und Ruth saß darauf, und lauschte, während er ihr von allem erzählte, was „er sich

ausgedacht". Zuſammen wollten ſie's ſich ja ausdenken, hatte er ihr verſprochen.

Daheim ſein bedeutete jetzt nicht mehr bloß die Stille und das Behagen, aus denen ſeine unbefriedigte Thatkraft ruhelos und vergeblich in die Weite geſtrebt hatte. Daheim umfing ihn gerade ſeine liebſte Arbeit und Aufgabe, — daheim fiel jetzt Innen und Außen, Ruhen und Wirken, Träumen und Schaffen in eins zuſammen. In Ruth war etwas, das machte ſein ganzes Weſen produktiv, erregte und vertiefte alle ſeine Kräfte, ſo daß leiſe von ihnen abglitt, was dem äußern Ehrgeiz angehört.

Als Erik die Gartenpforte öffnete, ſah er auf dem Raſen, zwiſchen den Bäumen, ums Gehölz herum, eine wilde Jagd. Er ſah Ruth, Jonas — und noch einen. Einen mittelgroßen, etwas unterſetzten Mann mit kurzem dunkeln Vollbart und Brille. Der jagte ſich mit Ruth, und haſchte vergeblich nach ihr. Seine Stimme klang ſcherzend und lachend herüber.

Es war Bernhard Römer.

Nun wurde er Eriks anſichtig und kam heran.

„Auf einen Tag und eine Nacht, wenn's recht iſt!" rief er, ein wenig außer Atem, und fuhr ſich mit dem Taſchentuch über das kurzgeſchorene dichte braune Haar; „— und die Ruth nehme ich gleich mit fort, — das heißt, wenn ich ſie haſche. Dann ſoll ich ſie kriegen, haben wir ausgemacht," fügte er hinzu, während ſie ſich die Hände ſchüttelten, „das iſt ja ein reizendes Ding. Sieht aber noch aus wie ein Kind. Vierzehnjährig."

„Sie iſt zart," ſagte Erik und ſtieg mit ihm die Terraſſe hinauf.

„Zart? Muskulatur wie eine ſtählerne Feder. — Es

iſt ungerecht, daß du ſie haſt. Wir brauchen ein Hauskind. Ihr habt ja den Jungen.“

„Biſt du ſchon ſo ſchnell zurückgereiſt? Und deine Frau?“ fragte Erik, ihn unterbrechend, und bot ihm einen Stuhl neben Klare-Bel, die auf der Terraſſe lag und lächelnd dem luſtigen Treiben zugeſehen hatte.

„Ich mußte zurück. Und meine Frau? Ja, die wollte noch nicht zurück. Die Frauen ſind heutzutage entſetzlich ſelbſtändig. Sei froh, daß Bel dir nicht fortlaufen kann. — Meine Frau, die reiſt alſo herum und beſichtigt Suppenanſtalten.“

„Suppenanſtalten?“

„Na ja. Und beſucht auch noch den verrückten Grafen in Jasnaja Poljana. Für ſo etwas intereſſiert ſie ſich nun einmal. Von Rechts wegen ſollte ich wohl meine hochwohllöbliche Profeſſur aufgeben und ein ruſſiſcher Bauer werden, der das Feld pflügt. Aber ein ſo edler Mann und Ehemann bin ich nun doch nicht.“

„Ich finde: ſehr,“ bemerkte Klare-Bel ſtaunend, „da Sie Ihrer Frau alles das erlauben.“

„Erlauben?“ Bernhard Römer lachte herzlich und ſetzte ſich zu ihr. „Meine liebe gnädige Frau, ich will es Ihnen nur geſtehen: ich habe gar nichts zu erlauben. Wiſſen Sie warum? Ich bewundere nämlich ein wenig meine unartige Frau. Bei uns zu Hauſe hat ſie auch ſo etwas wie Suppenanſtalten eingerichtet. Natürlich nur ſehr im kleinen, — ſagen wir lieber: im winzigen. — Aber nun will ich dir etwas ſagen, mein lieber Erik: wir haben einſt ſo im größten, im allergrößten, herrliche Pläne gemacht von Vervollkommnung des Lebens und der Menſchen, — aber meine Frau, die führt ſie im klein-

winzigen aus. Nur ſie. Das iſt die Art, wie ſie ſich meine Pläne zu Herzen genommen hat, nachdem ich wohlbeſtallter und — wohlbeengter Profeſſor geworden bin. Daß ſie nur ſo wenig kann, hält ſie von nichts zurück. Das eben iſt Frauenhand und Frauenarbeit — mutige. Wir ſind Stümper dagegen."

„Deine Frau iſt ſehr außergewöhnlich," bemerkte Erik, „ich bin froh, ſie kennen gelernt zu haben. Aber entbehrſt du ſie denn nicht jetzt zu ſehr im Hauſe? Wie lange bleibt ſie noch fort?"

„Bis zu den Ferien. Den deutſchen Univerſitätsferien. Entbehren? Ja, — doch in der Arbeitszeit, da behelfe ich mich ſchon mit der Wirtſchafterin und ſchlecht bereitetem Kaffee. Denke mir halt dabei: 's iſt Arbeitszeit, Wochentag. Aber in den Ferien, — meinen Ferien, — da muß ich Sonntag haben. Da muß ich — muß ich meine Frau um mich haben."

Klare-Bel ſah ihn erfreut an. Sie freute ſich über ſeine herzlichen Worte. Freute ſich, ihn wiederzuſehen. Kaum konnte ſie's glauben, daß er ſelbſt es war: der bartloſe Jüngling mit dem braunen Lockenkopf, — ſanfter als Erik, ſtiller, ein ſchwärmeriſcher Utopiſt mit einem kleinen Stich ins Phlegma und in den deutſchen Michel.

Und während Erik ins Haus ging, vertieften ſie ſich von neuem in die alten Erinnerungen, wie ſie es ſchon heute morgen miteinander gethan. Und beide wurden warm beim Heraufbeſchwören der Jugend und empfanden beide mit uneingeſtandener Wehmut, daß die Jugend Vergangenheit war.

Erik ſtörte ſie nicht. Er ſtand in ſeinem Zimmer. In erregter Stimmung.

Ruth mit Römer, — nicht mit ihm: er konnte das Bild nicht loswerden.

Des Freundes Leben daheim ſtand ihm klar vor Augen. Ein ſeltenes Heim, — das ſeltenſte: eine vollglückliche Ehe. Neben dem Mann die gleichaltrige Frau, in der, wie ein Stückchen ſeiner Jugend, das nicht ſterben wollte, die Friſche weiterlebte, die ihn vor dem Vertrocknen in Profeſſorenweisheit und zufriedener Sattheit bewahrte. Daher ſeine ewigfriſche Liebe zu ihr, daher für alles, was ſie plante, das offene Herz und die offene Hand.

Dort würde Ruth haben, was ihr not that: in körperlicher, geiſtiger, praktiſcher Beziehung. Und indem ſie ihn verlor, eine mütterliche Freundin gewinnen, der er ſie blind anvertrauen konnte.

Irgend etwas raunte Erik zu: „Gib ſie hin. Dort wäre die ſelbſtloſere Liebe. Schütze ſie vor dir ſelbſt.“

Seine Augen verfinſterten ſich, und um ſeinen Mund erſchien eine harte Linie.

Nun ja, er geſtand es ſich ein: daß er ſelbſtlos Ruth dienen wollte, das war nur, um ſie zu behalten. Er hatte außer ihr nichts zu verlieren, was ihn ganz erfüllte. Er kämpfte um das Schönſte und um das Letzte, — das fühlte er. Und um das Höchſte: um ſich ſelbſt.

Man ſagt oft: erſt der Zuſammenbruch des ganzen perſönlichen Glückes führe manchen zur wahren, menſchlichen Größe, lehre ihn erſt, wahrhaft thatkräftig den andern zu dienen, auf andre zu wirken.

Gewiß gab es ſolche milden Menſchen in der Welt. Aber galt es von ihm? Konnte er je zu ihnen gehören? Laut ſchrie es in ihm: Nein! Nein!

Seine Kraft und ſein Glücksverlangen wollten ſich

nicht trennen. Miteinander verwachsen waren sie von der Wurzel an. Glück brauchte er, um Mensch zu bleiben. Viel Glück, um gut zu bleiben. Er mußte es zu sich zwingen in irgend einer Form, — und um jeden Preis.

Um jeden? Gab es nichts, was ihn veranlassen konnte, einst selbst die Axt an die Wurzel zu legen?

Bels Glück? Nein! Aber Ruths Glück.

Er versuchte, gewaltsam, den Gedanken fortzustoßen. Er setzte sich an den Schreibtisch und versuchte, ein paar Aufzeichnungen auszuführen, die er sich unterwegs für seine Winterpläne entworfen. Er versuchte, sich dabei die Mienen einzelner zu vergegenwärtigen, die er an der Treppe, im Vorbeigehen, studiert, und in denen er den Ausdruck der Freude und der Anregung gelesen hatte.

Aber die Gedanken verschwammen, und die Gesichter verblaßten. Er sah nur noch ein Chaos fremder, gleichgültiger Physiognomien, — ohne Ausdruck, ohne Freude, ohne Blick.

Unschöne, an denen sein Auge vorüberglitt, — hübsche, auf denen es teilnahmlos haften blieb.

IV.

Kurz und glühend, wie immer, war der ruſſiſche Hochſommer vorübergeflogen, und früh, mitten im Auguſt, niſtete ſich leiſe der Herbſt im Garten ein und verlöſchte mit ſeinen langen dunkeln Abenden die Sonne. Der Raſen ſah fahl und verſengt aus, und längs den Kieswegen ſammelten ſich die erſten dürren Blätter.

Gerade da, wo Klare-Bel in ihrem Stuhl am Rande des kleinen Gehölzes lag, konnte ſie an den Birkenzweigen über ſich in einen breiten goldgelben Fleck hineinſchauen, der täglich ein wenig zunahm. Und von Zeit zu Zeit ſank eines der entfärbten Blätter, drehte ſich in der Luft ein paarmal herum und flatterte zu ihr nieder.

Gleich daneben ſtand ein Tiſch, roh aus ungeſchälten Baumäſten gezimmert, und zwei Bänke mit Rückenlehnen aus einem groben Flechtwerk von Weidenzweigen. Da ſaßen Erik und Ruth ſchon den halben Tag und arbeiteten.

Klare-Bel konnte nicht begreifen, wie ſie das nur ſo ununterbrochen aushielten; manchmal ſchienen es ihr allerdings nur Unterhaltungen und Geſpräche zu ſein, die ſie führten, aber ſie wußte, wie ernſt ſie es damit nahmen, und daß Erik mitunter die Nacht aufblieb, um ſeinen Unterricht vorzubereiten.

Gern lag ſie ſo und lauſchte darauf; nicht auf die Worte, aber auf die Stimmen. Denn darüber täuſchte ſie ſich nicht: nur in ſolchen Stunden noch klang Eriks Stimme gerade ſo froh wie früher. Und da war es wirklich gut, daß er ſein Zimmer jetzt förmlich mied und mit Ruth immer in ihrer Nähe ſaß, wo ſie ihn hören konnte.

Oft dachte ſie dabei mit heimlichen Sorgen und Zweifeln an den erſten Tag im Juni zurück, den Erik mit Bernhard Römer und deſſen Frau in der Stadt verbracht hatte. Seit dem darauffolgenden Morgen blieb er verändert. Und mit dieſem Tage mußte es zuſammenhängen. Aber den wahren Grund ſuchte ſie in der fernſten Vergangenheit: namentlich ſeitdem ſie den gemeinſamen Jugendfreund ſelbſt wiedergeſehen.

Denn ſeitdem begriff ſie ganz gut, daß Erik vielleicht noch im ſtillen den alten Erinnerungen nachgehen mochte. Kehrten doch ſogar ihre eigenen Gedanken häufiger als je dorthin zurück, wohin es keine Rückkehr gibt.

Die Jugend erſteht nicht wieder auf.

Wenn es doch eine Freude gäbe, — dachte ſie ganz heimlich bei ſich, — eine große, gewaltige Freude, die ſie einmal über Eriks Leben bringen könnte, ſo daß er alles darüber vergäße! Aber ſie beſaß nichts, — ſie hatte immer nur ſo dagelegen, mit leeren Händen, und Opfer gekoſtet.

Vor wenigen Tagen brachte Erik unerwartet den Profeſſor heraus, den er manchmal bei ihrer Behandlung hinzuzog. Sie war auf ihr Bett gelegt worden, und dann hatte Erik die in Angſt und Schmerz Zitternde ganz feſt in ſeinen Armen gehalten, bis qualvolle Minuten

überstanden waren. Er selbst war ganz blaß. Aber der Professor wollte wiederkommen.

„Muß es sein, Erik?“ fragte sie zagend.

„Es muß sein. Eine Aenderung ist da,“ antwortete er ausweichend.

Aenderung! vielleicht Genesung!

Ja, nur eine große, gewaltige Freude konnte es noch geben: wenn sie selbst auferstand von ihrem Lager und zu ihm trat auf eigenen Füßen, — da mußte er wohl wieder froh werden.

Und sehnsüchtig schaute Klare-Bel in die durchsonnten goldgrünen Zweige, von denen sich langsam die Blätter lösten. Und ihre Gedanken verträumten sich.

Als die Strahlen der Nachmittagssonne schräger fielen, und die Schatten der Bäume anfingen, sich zu dehnen und zu strecken, verstummten die beiden am Tisch, und Ruth stand auf.

Das erschien Klare-Bel jedesmal von neuem ganz eigentümlich bei diesem Unterricht, daß immer Ruth es war, die seinen Schluß angeben sollte. Erik wollte es so; nur diese selbst konnte genau wissen, wann ihre volle Frische und Empfänglichkeit nachließ. Er seinerseits konnte nur seine ganze und ungeteilte Kraft in das hineinlegen, was er ihr gab, — und das that er. Er sammelte alle Kräfte des Willens und des Geistes und konzentrierte sie auf einen einzigen Punkt: er hielt Ruth wie ein Fürstenkind, das man nur mit dem Auserlesensten beschenkt.

Er blickte sie an, wie sie, sonnengebräunt und mit vornübergewehtem Haar, neben ihm stand, in einer richtigen russischen Bauernbluse von grobem, ungebleichtem Leinen, mit roter Stickerei auf den Achselstücken und Ober-

ärmeln, — faſt wie ein Kind aus dem Volk. Aber ſein Fürſtenkind war ſie doch.

Er hatte ein Heft herangezogen, ohne Abſicht es durchzuſehen; nur mechaniſch glitten ſeine Augen über die Zeilen hin. Doch Ruth blieb neben ihm ſtehen, und nun beugte ſie ſich über ihn, um hineinzublicken. Von Sekunde zu Sekunde wurde Erik nervöſer. Und plötzlich, wegen eines geringfügigen Verſehens, das er fand, herrſchte er ſie ſo heftig an, daß Klare-Bel erſchrocken aufſah.

Ruth zog Schultern und Augbrauen hoch und ſchüttelte entrüſtet den Kopf.

„Es iſt nicht zu glauben. Wie kann man nur ſo kopflos ſein, — nicht wahr? Geradezu verdummt muß man ſchon dazu ſein!“ ſetzte ſie mit unverhohlener Selbſtverachtung ſeine Vorwürfe fort.

Erik war verblüfft und mußte über ſie lachen.

Aber es berührte ihn wunderlich. Noch vor ein paar Monaten hätte etwas derartiges ſie ſcheu gemacht, — ſie verſcheucht. Jetzt weinte ſie nicht mehr darüber, daß er ſie ein dummes Kind nannte. Sie lachte. Lachte ſich aus. — Ihre Augen ſahen ihn ſo ſpottend an. Wen verſpottete ſie eigentlich? Sich ſelbſt, — daran war kein Zweifel. Sich ſelbſt nahm ſie als einen fremden Gegenſtand, den ſie nur noch von Erik aus beurteilte; ſie empfand, dachte und handelte nur noch wie aus ſeinem Weſen heraus.

Was war dieſe Selbſtentrückung, dieſes Uebermaß von Selbſtvergeſſen im Grunde? war das Liebe? war es das, worauf er, halbbewußt und wider ſeinen Willen, — wartete?

Klare-Bel hatte mitgelacht.

„Es wird dir noch sonderbar vorkommen," sagte sie, „wenn du mit dem Herbst so viele Lerngenossen bei Erik bekommst. Wenn du mit ihnen alles teilen mußt. Wirst du nicht eifersüchtig sein, wenn nun eines von den Mädchen mehr kann als du?"

„Warum nicht?" fragte Ruth, und der Schalk ging durch ihre Augen, „dann wollen wir die eine lieber haben als mich. Wir haben Raum für viele da. Je mehr es sind, desto besser."

Erik blickte auf. Am Ende würde sie wirklich eine dritte im Bunde mit Begeisterung empfangen? Aber wenn sie so spitzbübisch aussah, konnte niemand wissen, was sie bei sich dachte.

Er erhob sich und schob den Stuhl seiner Frau dem Hause zu, um sie vor Sonnenuntergang hereinzutragen. Jonas kam ihnen entgegen; den ganzen Nachmittag hatte er sich draußen auf den gemähten Wiesen herumgetrieben, aber immer paßte er den Augenblick richtig ab, wo er Ruth in Beschlag nehmen konnte.

Als Erik wieder aus dem Hause trat, sah er Ruth mit Jonas unter den Birken auf und ab gehen. Sie hielten sich lose umschlungen und stießen sich gegenseitig an den grasbewachsenen Wegrand, wo der Frühherbst das welke Laub angehäuft hatte. Es machte ihnen offenbar lebhaftes Vergnügen, mit den Füßen durch die Blätter hindurchzurascheln.

Jonas hatte Ruths Hand gefaßt, die auf seiner Schulter lag, und von Zeit zu Zeit neigte er den Kopf seitwärts und fuhr mit ihrer Hand liebkosend über seine eigene Wange.

„Jonas!" rief Erik den Knaben laut an.

Der ſchrak auf bei dem Ton.

„Was ſoll ich?“ fragte er und kam betreten näher.

„An deine Ferienarbeiten ſollſt du!“ ſagte Erik, und ſchämte ſich vor ſich ſelbſt.

Ruth folgte Jonas ins Haus.

Erik war im Garten ſtehen geblieben und ſah den beiden nach.

Da war es wieder, — dies Kindhafte, Kindiſche, dieſes Unausgewachſene und ſonderbar Unreife, über das er in Ruths Weſen nicht hinwegkam. Es nahm nicht ab, es nahm zu, — es ſteckte ganz tief irgendwo, im Kerne ihrer Natur. Geiſtig hatte ſie ſich raſch und ſtark entwickelt, wie junges Laub in warmem Mairegen. Aber es war, als ob nun erſt auch alle kindlichen Elemente ſich entwickelten und zu immer vollerer Auslebung drängten, — und daneben andere, beinahe männliche, die er in ihr bis dahin nur geahnt. So ſchnell gewöhnte ſie ſich daran, ihre Gedanken zu logiſcher Schärfe zu formen und ihnen eine energiſche Richtung auf das Erkennen zu geben, als habe ſie nie in der Phantaſtik der Träume gelebt. Sichtlich hatte das Unentwirrbare, Unklare und Wildſchweifende ihres Denkens nur mit den phantaſtiſchen Stoffen ſelbſt zuſammengehangen und fiel mit dieſen von ihr ab.

Erik ging langſam in das Haus zurück, wo Jonas im Wohnzimmer mit reſignierter Miene über ſeinen Büchern ſaß und zu lernen ſchien; aber im ſtillen grübelte er darüber nach, wie er Ruth dem Vater am beſten abſpenſtig machen könnte, um ſie mehr für ſich zu haben. Morgen war ein Sonntag, da konnte man viel unternehmen; in dieſen Ferienmonaten wurde ſchon früh gegeſſen, und ſo bekam man einen reichlich langen Nach-

mittag und Abend. heraus. Aber Jonas fand es ungerecht, daß auf sechs Wochentage nur ein Sonntag fiel, und daß der Vater sich gerade die Wochentage genommen hatte.

Ruth saß nicht mit im Wohnzimmer. Sie mußte in ihre kleine Giebelstube hinauf gegangen sein.

Erik trat wieder in den Flur zurück und horchte, ob sich oben nichts rege.

Und dann stand er auch schon gleich darauf am Fuß der schmalen Holztreppe.

Wie ein Dieb erschien er sich selbst, als er da, in der Halbdämmerung, auf dem untersten Treppenabsatz zögerte.

Nur langsam nahm er die ersten Stufen, dann rasch die nächsten.

Wie lange, lange war er nicht mit Ruth allein gewesen, — ganz allein. — —

Oben klopfte er kurz und laut an. Ruth antwortete mit heller Stimme. Sie stand vor dem geöffneten Wandschrank, in dem sich ihre Sachen befanden, und kramte darin.

Außer einem Tisch und Stuhl am Fenster enthielt das kleine Gemach nicht viel mehr als am ersten Tage. Aber das Fensterbrett war mit Blumen gefüllt, mit gewöhnlichen Sommerblumen, wie die Straßenhändler sie auf einem Kopfbrett vorübertrugen, und darunter standen, am Boden, Töpfe mit Ablegern aus dem Garten. Und die Tapetenwand war bedeckt mit Bleistiftzeichnungen, die einen breiten Tintenrand als Rahmen empfangen hatten. Sie rührten alle von Jonas Hand her und stellten alle irgend einen Winkel des Gartens oder des Hauses dar.

Erik ſah auf den Tiſch nieder, auf dem Nähzeug und Papiere unordentlich durcheinander lagen.

Es fiel Ruth nicht ein, zu fragen, weshalb er heraufgekommen ſei, aber in der leichten Verlegenheit, die er ſelbſt empfand, ſuchte er nach einem Wort und zog eines der Papiere unter dem Nähzeug hervor.

„Schreibſt du hier Verſe?“ fragte er überraſcht.

Sie wurde dunkelrot.

„Nicht mehr ſo oft,“ antwortete ſie faſt beſtürzt, „und ich will ja auch gar nicht! Aber manchmal, wenn — — manchmal muß ich es noch thun.“

„So Verborgenes thun. Verborgen vor mir. Und ich habe geglaubt, daß kein Gedanke unausgeſprochen, den ich nicht kenne, durch deinen Kopf geht.“

Sie machte ein ſo ſchüchternes Geſicht wie in alten Zeiten.

„Nicht verborgen,“ ſagte ſie leiſe, „es ſind nur eben keine Gedanken. Und ausſprechen kann man ſie auch nicht. Und die kommen nun und drängen ſich, und dann muß man Verſe ſchreiben.“

Erik lachte.

„O weh, die armen Verſe!“ bemerkte er, „alſo einen ſolchen ſtillen Winkel haſt du dir noch in deinem Kopf reſerviert, während es ausſieht, als ob du die ſchönſte Ordnung gemacht hätteſt. Die iſt wohl nur in den Staatsſtuben, auf der Oberfläche. Dahinter liegt eine wunderſchöne, unergründliche Rumpelkammer. Was ſollen wir mit der machen?“

Sie ſah ihn ganz ernſthaft an.

„Was Sie wollen,“ verſetzte ſie treuherzig.

„Würdeſt du denn fraglos thun, was ich will? Auch

im geheimſten, was du für dich treibſt? Auch im Verborgenſten deiner Rumpelkammer? Immer?“

„Immer.“

Er nahm ihren Kopf zwiſchen ſeine Hände.

„Und wenn ich ſie dir nun ausräumen wollte? und wenn es zufällig gerade dein liebſter Winkel wäre? und wenn es nun, irgend wann einmal, vielleicht keine bloße Rumpelkammer mehr wäre, ſondern dein glückliches geiſtiges Zu Hauſe? würdeſt du dann auch noch ebenſo antworten: ‚Was Sie wollen‘?“

„Ja!“ ſagte ſie einfach.

Erik machte eine Gebärde, wie wenn er ſie in ſeine Arme ziehen wollte, dann aber ließ er ſie frei, trat zurück und ans Fenſter, neben welchem, an der Seitenwand, ein kleiner Bücherbort hing.

Ein paar Minuten vergingen.

Ruth ſah ihm zu, wie er anſcheinend die Titel der Bücher ſtudierte, die ſich in der langſam zunehmenden Dämmerung nicht mehr erkennen ließen. Aber Erik wußte ungefähr, was alles ſich hier auf das ſonderbarſte einträchtig zuſammengefunden hatte. Eine lateiniſche Grammatik aus Jonas' Nachlaß und die Märchenwelt von Tauſend und eine Nacht, eine Auswahl aus Platos Werken in deutſcher Ueberſetzung und ein zerriſſener Band alter ruſſiſcher Volkserzählungen, Ueberwegs „Syſtem der Logik“ und die franzöſiſche Ueberſetzung des Don Quixote mit den Illuſtrationen von Doré, und ſo fort.

„Warum haben Sie nie ein Buch geſchrieben?“ fragte Ruth plötzlich vom Fenſter her.

„Weil ich es nie gekonnt habe. Bücher zu ſchreiben verſtehe ich nicht, Ruth. Und mir ſchien wohl auch

immer: Bücher ſind tot, nur das geſprochene Wort lebt. Und ich fürchte, du wirſt es auch nie können, nie verſtehen, mein armes Mädel.“

„Ich? Ich will auch nicht. Ich möchte etwas andres.“

„Was möchteſt du denn?“

„Ein Märchen erzählen. Ein einziges. Eines, in dem alles drin iſt. Aber nicht mit Worten.“

„Das würdeſt du ja auch ſchreiben oder ſprechen, malen oder meißeln müſſen, wenn du es mitteilen willſt.“

„Es muß noch auf beſſere Weiſe gehn,“ meinte Ruth.

„Nicht, wenn es für alle ſein ſoll. Sonſt kann man es auch wohl einem lieben Menſchen an den Augen ableſen.“

„Das iſt ſchon beſſer,“ ſagte ſie und lehnte ihren Kopf gegen das Fenſterkreuz zurück.

Kurze Zeit ſchwiegen beide.

Die Dämmerung ſank tiefer. Ueber den Steinflieſen der Terraſſe unter ihnen blinkte es hell auf, im Wohnzimmer wurde die Lampe angezündet.

Um den Wipfel der alten Ulme vor dem Fenſter ſpielten die Fledermäuſe. Lautlos huſchten ſie unter dem Dachfirſt hervor und flatterten hinter Ruths Rücken hin und her im Zickzack.

Erik ſtand mit einemmal im Halbdunkel dicht neben ihr. Er hob die Hände und ſtrich leiſe über ihr Haar hin, ſo daß ſie ſich in den weichen, lockigen Wellen verloren, und dann blieben ſie auf ihren Schultern liegen, und er beugte ſich tief über Ruth.

„Sage mir das nicht mehr, — was du vorhin ſagteſt: daß du immer und fraglos thun würdeſt, was ich will,“

bemerkte er mit geſenkter Stimme, „du ſollſt mir nicht in jedem Fall und blind folgen. — Ich könnte ja auch ein Unrecht von dir wollen. — Haſt du daran nicht gedacht?“

Sie legte ſich weit in ſeinen Arm zurück und ſchüttelte den Kopf.

Er umfaßte ſie feſter.

„Und wenn es doch ſo wäre?“ fragte er faſt heftig, „was würdeſt du thun?“

Nun erſt blickte Ruth auf und ſah ihn lange und ruhig an. Sie ſchien ſich den Fall ernſthaft zu überlegen.

„Unrecht thun!“ ſagte ſie dann laut.

Erik fuhr zuſammen. Er murmelte etwas, was ſie nicht verſtand. Sie lachte aber über das ganze Geſicht.

„Für mich iſt immer das das Rechte, was Sie wollen, — niemals ein Unrechtes. Beſſer weiß ich es nicht. Ich brauche es aber auch nicht beſſer zu wiſſen.“

„Mein armes Kind,“ ſagte er leiſe.

Sie richtete ſich in ſeinem Arm hoch. Ein lauſchender Ausdruck kam in ihr Geſicht.

„Wer? ich? Warum ſagen Sie das?“ fragte ſie mit veränderter Stimme und machte ſich langſam frei. „Was iſt das? Warum ſagen Sie mir das alles? Ich bin kein armes Kind. Ich bin ja Ihr Kind!“

Und als er nicht gleich antwortete, faßte ſie ihn plötzlich an beiden Armen und ſchüttelte dieſelben mit leidenſchaftlicher Kraft. „Bin ich es denn nicht?“ fragte ſie wild. „Warum ſoll ich nicht mehr thun, was Sie wollen? Bin ich denn nicht Ihr Kind? Nicht mehr?! Dann wäre es beſſer, tot zu ſein.“

„Ruth!“ rief er erſchüttert.

Sie ſuchte ſich zu faſſen. Ihre Hände ſanken von ſeinen Armen und ſchlangen ſich ineinander. Dann hob ſie den Kopf.

„Ich will alles thun, — alles! Recht oder Unrecht, Gutes und Böſes, — alles! Ich will gehorſam ſein bis in den Tod. Stellen Sie mich auf die Probe. Aber gehorchen muß ich Ihnen dürfen, — Ihr Kind ſein dürfen, — zu Ihnen ſagen dürfen: ich will thun, was Sie wollen. Immer! Immer! Das muß ich — muß ich dürfen. — — Darf ich?“

Unwillkürlich hob ſie ein wenig die gefalteten Hände. Eine Gebärde unſäglicher Demut. Aber ihr Geſicht ſah dabei faſt finſter aus, und ihre Stimme klang wie Metall. Und nun ein ganz weicher, kindlicher Ton: „— Darf ich?“

Erik wurde zu Mute, als ſchaue er plötzlich, erſt in dieſen vorüberblitzenden Sekunden, mit weitem Blick hinein in die verhüllte Tiefe, aus der allein Ruths Liebe geboren werden konnte. Zum erſtenmal hinein in das Geheimnis ihres Weſens, — hinein in die ſtumme Einſamkeit und Sehnſucht vieler, vieler Jahre, aus der mit rückhaltloſer Gewalt die langgehemmte, lang aufgeſtaute Inbrunſt hervorgebrochen war, als er in ihr Leben trat. Ihn lieben dürfen, das hieß: endlich — endlich Kind ſein dürfen, gehorchen, ſich hingeben, ſich weggeben, — auf den Knieen noch. Es hieß ſammeln und ausſtürzen dürfen die ganze leidenſchaftliche Zärtlichkeit des Kindes, das noch keine Kindheit gehabt. Und das doch gerade deſſen — nur deſſen bedurfte.

Ruths Augen blitzten ihn durch die Dämmerung an.

„Bin ich noch immer arm, — ein armes Kind?“ ſchienen ſie ihn unverwandt zu fragen.

„Du biſt nicht arm, — mein Kind biſt du, — und darfſt gehorchen, — mir folgen, — du ſollſt es immer dürfen," ſagte er heiſer.

Und er öffnete die Thür nach der Treppe, über der hell das Lampenlicht aus dem Flurraum heraufſchien. —

Dieſen Abend zog ſich Erik ſchon gleich nach dem Thee in ſein Arbeitszimmer zurück. Klare-Bel merkte recht wohl, daß er wieder die halbe Nacht aufblieb. Obgleich doch am andern Tag der Unterricht ausfiel.

Den nächſten Morgen fragte Erik am Frühſtückstiſch, ob Briefe in die Stadt mitzunehmen ſeien.

„Willſt du zur Stadt fahren? gerade heute? am Sonntag?" fragte ſeine Frau erſtaunt.

„Ja. Ich muß ſelbſt zwei Briefe, die dringend ſind, beſorgen und einen notwendigen Beſuch machen," verſetzte er.

Die beiden Briefe ſah Klare-Bel auf dem Nebentiſch liegen. Der eine an Römer nach Heidelberg, der andere an deſſen Frau nach Moskau. Beide doppelt frankiert.

Sie wagte nicht, ihn zu fragen, was er denn an Frau Römer ſo viel zu ſchreiben habe? Er machte ein ſo ablehnendes, verſchloſſenes Geſicht. Aber als er fortgegangen war, ſann Klare-Bel den ganzen Vormittag traurig und beſorgt dieſem Geſicht nach.

Dies Wortkarge, Verſchloſſene kannte ſie als ein ſchlimmes Zeichen. Erik war offen und mitteilſam, wenn er froh war; wenn er ſchwieg, ſo litt er. Und gerade dann hätte Klare-Bel am liebſten alles mit ihm geteilt. Dem Glücklichen, Frohen gegenüber fühlte ſie ſich leicht ein wenig gedrückt, ein wenig überflüſſig. Dagegen erſchienen ihr immer Leiden und Kummer als die geeignet-

ſten Zugänge, die wohl auch ſie zu Eriks Innerem hätte finden müſſen, — um ihm nahe zu kommen, um ihm notwendig zu werden. Aber gerade wenn er litt, wurde er am unzugänglichſten, — wurde er ſtets abweiſend, bis zur Schroffheit. Nur in ſeinen frohen Stunden erſchloß er ſich ihr.

So war es alſo wohl nichts für ſie: weder mit der Freude, die ſie ihm ſo gern bringen wollte, — noch auch mit dem Kummer, den ſie mit ihm getragen hätte. —

Inzwiſchen befand ſich Erik in der Stadt bei Ruths Verwandten. Ganz gegen ſeine Vermutung fand er auch die Tante vor, die ſoeben von Wiesbaden zurückgekehrt war, um, nach kurzem Aufenthalt, zu den Ihrigen nach Livland zu reiſen, wohin ihr Mann ſie begleiten ſollte.

„Vor Anbruch des Winters kommen wir von dort nicht mehr heim," ſagte der Onkel zu Erik, den er auf das herzlichſte wiederbegrüßt und erſt nach längerm, zwangloſem Geſpräch zu zweien in das Empfangszimmer zu ſeiner Frau geführt hatte. „Aber alles, was Sie mir da erzählt haben, eilt ja auch nicht von heute auf morgen, denke ich mir. Wenn Sie Ihre Abſicht ausführen, Ruth ins Ausland zu ſenden, ſo ließe ſich dabei der Zeitpunkt unſrer Rückkehr ein wenig mit berückſichtigen, nicht wahr?"

„Nein!" entgegnete Erik, „das, was ich von Ihnen erbitten wollte, war eben dies: mir auch hierin vollſtändig freie Hand zu laſſen. Und für Ruth an dem Reiſeanſchluß feſtzuhalten, den ich im Auge habe. Auch wenn das ihre Abreiſe unberechenbar beeilen ſollte. Ich weiß, daß ich Ihnen damit viel zumute. Aber wenn Sie Vertrauen zu mir haben, dann laſſen Sie mich noch einmal

über Ruth entscheiden, so unbedingt wie damals, als ich sie Ihnen fortnahm."

„Ich weiß keinen Menschen auf der weiten Welt, zu dem ich mehr Vertrauen fassen könnte, als zu Ihnen," versetzte Ruths Onkel, dem bei Eriks sonderbar bestimmtem Ton die Gemütlichkeit schwand, „und was Ruth betrifft, so habe ich von allem Anfang an das Gefühl gehabt, als ob selbst so nahe Verwandte wie wir, Ihnen ein Recht auf die Kleine abtreten müßten. Wenn Sie also so fest glauben, daß es gut an ihr gehandelt ist, handeln Sie so! Ich meinerseits will, — wenn ich sie nicht wiedersehe, — ich will Weihnachten einen kurzen Urlaub nehmen und unsre kleine Studentin in Heidelberg besuchen."

„Aber ich bitte dich! nenne es doch wenigstens nicht gleich beim ärgsten Namen!" fiel die Tante ein, der die Nachgiebigkeit ihres Mannes unverantwortlich vorkam. „Ruth soll doch nicht wirklich studieren? Ich meine, mit einem Studentenplaid und kurzen Haaren, wie es hier geschieht? Bei uns in den Ostseeprovinzen wäre so etwas rein undenkbar."

„Einstweilen soll sie lernen," antwortete Erik etwas ablehnend, „das Weitere wollen wir ruhig ihr selbst und der Zeit überlassen."

Sie sah ihn prüfend und mißbilligend an. Wie konnte man so etwas der „Zeit" überlassen? Hätte er noch gesagt „der Vorsehung". Wenn er für das Frauenstudium eintrat, dann war er auch ganz sicherlich ein Atheist. Und solchen Leuten war doch wohl alles zuzutrauen.

„Ich sehe mit Verwunderung, daß mein Mann sehr sorglos darüber denkt," bemerkte sie, als Erik schon aufstand, um sich zu verabschieden, „aber um so mehr muß

ich ein Wort hinzufügen. Du ſprichſt ſo ruhig von Recht abtreten, Louis! Aber ein Recht kannſt du doch nie und nimmer abtreten. Ich meine das Recht der moraliſchen Verantwortlichkeit. Das mag ja eine altmodiſche Anſicht ſein. Aber ich möchte doch wiſſen, wie Herr Matthieux darüber denkt."

Erik ſah ihr ernſt und ruhig in die kampfluſtig auf ihn gerichteten Augen. Zum erſtenmal gefiel ſie ihm. Eben die Kampfluſt gefiel ihm. Obwohl der Onkel Ruth lieb hatte, war ſie doch ein beſſerer Wächter als er.

„Wenn ich Sie recht verſtehe," ſagte er, „ſo fürchten Sie, daß ich mit meinem Recht an Ruth nicht zugleich auch alle Pflichten ihr gegenüber übernehmen würde. Wenn es etwas gibt, was Sie von dieſer Furcht befreien kann, ſo nennen Sie es mir."

Der Onkel ſah faſt verlegen aus, aber ſie beachtete es nicht.

„Ich antworte Ihnen als gläubige Frau," entgegnete ſie, die ſtolz war auf baltiſche Ueberzeugungstreue, „mir bedeutet moraliſche Verantwortlichkeit: ſchuld ſein wollen an einem Menſchen, — ſchuld an dem, was an ſeinem innern Menſchen geſchieht. Nicht zulaſſen, daß er Schaden daran nimmt. Wie ſollte man das ohne Gott, ohne religiöſen Glauben auf ſich nehmen können? Wenn Sie nun Ruth fortgeben, — können Sie eine ſolche Pflicht in dieſem Sinne übernehmen?"

Ueber Eriks Züge ging ein Ausdruck, den ſie nicht zu deuten wußte, der ſie aber wider ihren Willen ergriff.

„Nun verſtehen wir uns," ſagte er mit unterdrückter Bewegung, „denn eben das ſoll mein Recht ſein: ich will ſchuld ſein an dieſem Kinde!"

Sie fand, es klang arroganter als je. Es war nichts, das ihre religiöſen Bedenken beruhigen konnte. Aber ihr war dennoch, als habe er „Gott“ geſagt. —

Erik ging dem Bahnhof zu. Faſt kein Menſch außer ihm in den leeren Straßen; auch die letzten, die den Sommer in der heißen, ungeſunden Sumpfluft der Stadt zubringen mußten, entrannen ihr am Sonntag. Nur hier und da taumelte ein Betrunkener aus der offenſtehenden Thür einer Kellerſchenke, oder raſſelte eine vereinzelte Droſchke holpernd über das ſchadhafte Holzpflaſter, das ſtellenweiſe noch weit aufgeriſſen dalag und darauf wartete, daß ſeine alljährlichen Löcher in ſchöner Moſaikarbeit zugeſtopft würden.

Verlorene Glockenklänge, die letzten von einer der zahlloſen Kirchen, zitterten über die ausgeſtorbenen Straßen hin, wie Grabgeläute über einer Totenſtadt.

Erik ging langſam, müden Schrittes heimwärts.

„Nicht zulaſſen, daß ſie Schaden nimmt,“ wiederholte er die eben gehörten Worte. Ja, genau das wollte er doch. Noch war die Umpflanzung in einen neuen Boden möglich, wenn er ſeinen kleinen Baum behutſam, mit allen feinſten Würzelchen, dort eingrub. Nur ſo konnte er jetzt ſeine Gärtnerdienſte an ihm thun, damit derſelbe nicht Schaden nehme an ſeiner Entwickelung, die noch in hart und feſt geſchloſſenen Knoſpen vor ſich ging, — undurchſichtig von allen Seiten.

Denn manchmal, da wachte etwas Gewaltthätiges in ihm auf, — im pflegenden Gärtner die verbrecheriſche Ungeduld des Knaben, der ſich am Frühling vergreift und die Knoſpen zerſtören möchte, um zu ſehen, ob eine rote oder eine weiße Blüte in ihnen ſchläft.

Aber er fiel ſich ſelbſt in die gewaltthätige Hand; er ſelbſt riß Ruth ſich aus der Hand.

Verdirbt denn ein Vater ſein Kind, ein Mann ſein Weib, ein Künſtler ſein Werk?

Und ihm ſchien: ſeine Liebe zu Ruth ſei alles dieſes.

Zu Hauſe hatten ſie mit dem Eſſen auf ihn gewartet; als er kam, wurde es einſilbig eingenommen. Klare-Bels Hoffnung, Erik werde erzählen, bei wem er den Beſuch gemacht, erfüllte ſich nicht.

Er wußte wohl, daß er nun davon ſprechen mußte. Mit ihr und mit Ruth. Es war ihm das Schwerſte.

Das dachte er, als er dann endlich am Fenſter ſeines Arbeitszimmers ſtand und wartend in den Hintergarten hinausblickte, wo Ruth ſich mit Jonas erging: „Nur nicht ſprechen, — nur nicht grübeln, — handeln! Sie auf den Arm ſetzen und forttragen. Handeln! Wer es wortlos dürfte!“

Und nun ging Jonas ins Haus.

Erik ſtieg zu Ruth in den Garten hinunter.

Sie ſaß auf ihrem Lieblingsplatz, dem Steinrand des Springbrunnens. Dort ſaß ſie mit gebücktem Kopf und ſtocherte mit einem trockenen Aſt im Graſe.

Wie ſie ihn kommen ſah, warf ſie ihren Zweig fort und lief ihm entgegen. Er hatte ſie kaum begrüßt bei Tiſch, zum verſpäteten Eſſen, und nun ſchlich ſich ihre Hand in die ſeine.

Ohne recht zu bemerken, was er that, ſteckte er ſie mitſamt der ſeinen in die Seitentaſche ſeiner Joppe.

Ruth lachte darüber und blickte zu ihm auf, aber als ſie den ernſten, beinahe ſtrengen Ausdruck ſeines Geſichtes ſah, verſtummte ſie ebenſo plötzlich.

Sie gingen einige Schritte dem kleinen Gehölz zu.

„Heute war ich bei deinen Verwandten, Ruth," ſagte Erik, „ſie waren beide da. Ich wollte ſie einmal etwas auf das hin ausfragen, was wir in den letzten Monaten ſchon öfters miteinander beſprochen haben. Weißt du nicht? Ich meine daraufhin, ob du nicht einmal im Auslande tüchtig weiterlernen könnteſt."

Sie ſah ihn erwartungsvoll an. Dies da intereſſierte ſie ſehr und ein wenig beunruhigte es ſie auch. Denn es handelte ſich doch eigentlich erſt um ein ganz allgemein gehaltenes, unbeſtimmtes Zukunftsbild, — nicht um etwas, was ſchon erwogen und beſprochen werden mußte.

„Nun? und was meinten ſie darauf?" fragte Ruth geſpannt, als er ſchwieg.

„Sie haben nichts dagegen einzuwenden, Ruth. Nichts Ernſtliches. Da iſt es denn Bernhard Römer geweſen, an den wir dabei gedacht haben. Dort wüßte ich dich im richtigen Hauſe geborgen. Es wäre faſt ſo, als wenn ich ſelbſt bei dir bleiben könnte."

Ihre Hand, die er noch umfaßt hielt, erkaltete in der ſeinen.

„Ja, — aber — das iſt ja noch ſo lange hin!" meinte Ruth ganz langſam, und dann immer ſchneller, in wachſender Unruhe: „Es iſt doch noch lange hin? Sehr lange? Ich ſoll doch nicht — bald fortgehen? Von hier — — fortgehen!"

Er umſchloß ihre Hand feſter und ging auf die Bänke zu, die unter den Birkenbäumen ſtanden.

„Komm zu mir," ſagte er ſanft, „ſetze dich zu mir her, mein Liebling, und laß uns ruhig darüber ſprechen. Ganz ruhig, — hörſt du?"

Sie folgte ihm schweigend, aber ihre Augen hingen unverwandt, mit tausend aufgestörten bangen Fragen, an seinem ernsten Gesicht.

„Sieh, Kind," fuhr Erik fort, „wenn wir hier, während unsrer gemeinsamen Arbeit, an deine Zukunft dachten, dann schwebte sie dir wie ein erwünschtes, lockendes Bild vor: Ich wollte, daß du dich später weiter entwickelst, und du wolltest es auch. Ich dachte oft bei mir, wenn ich dir zusah: manches von dem, was ich selbst einst erstrebt, könntest, in andrer Form, du einst verwirklichen. Aber was so, als Zukunftsmöglichkeit, in der Ferne stand, wird doch näher rücken müssen, bis es unwiderrufliche Wirklichkeit und Gegenwart geworden ist. Und ich wünsche, daß du diesem Gedanken jetzt nahe trittst, mein Kind."

„— — Wie nahe — — ist es denn?" fragte Ruth mißtrauisch, aber kaum war es ihr entschlüpft, als sie ihre Hand aus der seinen riß und ihre beiden Hände flach gegen die Ohren preßte.

„Nicht!" murmelte sie undeutlich, „ich will es nicht wissen! bitte, nicht! bitte, bitte, nicht weitersprechen."

Einen Augenblick schloß er die Augen.

Dann faßte er sanft nach ihren Händen und zwang dieselben zu sich nieder.

„Es hilft nichts, mein Kind," sagte er fest, „es hilft nichts, sich vor etwas Unwiderruflichem zu verschließen. Gerade hiervon werden wir weitersprechen. Denn, je mehr du noch davor zurückscheust, desto dringender, desto eher muß es geschehen."

Ruth war sehr blaß geworden.

Ein unbestimmtes Grauen stieg dunkel in ihr auf. Vor etwas, was sie noch nicht fassen, nicht deutlich be-

greifen konnte, was aber vor ihr emporbämmerte, — unerwartet, unversehens, aus dem Nichts, — schattenhaft, gleich einem Riesengespenst.

„Ich kann nicht!“ stieß sie hervor. „Es kann ja so nicht sein! Ich will nicht, daß es so ist. Ich kann nicht!“

Er beugte sich zu ihr und suchte ihren Blick.

„Wirklich nicht?“ fragte er ruhig; „auch nicht, wenn du weißt: ich will es? Auch nicht, wenn ich selbst es bin, der dich bei der Hand nimmt, dich vor etwas hinstellt, das dir schwer fällt, damit du lernst, es herankommen zu sehen, ohne davor fortzulaufen?“

Sie schmiegte sich an ihn und versteckte den Kopf an seiner Schulter.

„Ich fürchte mich,“ sagte sie, wie ein Kind im Dunkeln, „— irgend etwas Schreckliches ist da, — seit gestern ist es da, — und kommt heran, immer näher, — ganz dicht heran, — ganz nahe. Wie ein Ungeheuer, das sich um mich ringelt. — Ist es etwas Schreckliches — —?“

„Nicht das, was du gestern fürchtetest,“ sagte er leise, „— nur das, was du gestern selbst wolltest, selbst forderteſt. Weißt du nicht, was du mir versprachst? Gehorchen wolltest du — unbedingt. Ich sollte dich auf die Probe stellen. Wenn ich es nun thue, Ruth, — ziehst du dein Versprechen zurück?“

„Nein!“ entgegnete sie rasch und richtete sich auf. Dagegen gab es keine Auflehnung. Nur Gehorsam.

„Worin besteht die Probe?“ fragte sie entschlossen, „was soll ich thun?“

Er antwortete nicht gleich. Er hatte die Brauen

zuſammengezogen, und ſeine Zähne gruben ſich in die Lippe, als litte er körperlichen Schmerz.

Ein paar Augenblicke verharrten ſie ſchweigend bei einander.

Ein kühler Luftzug ſtrich durch die Bäume und warf ein rundliches gelbes Birkenblatt nach dem andern ihnen in den Schoß. Mühſam ſchien die Sonne durch breite weiße Wolkenmaſſen in den Garten, und aus den Vogelneſtern ringsum unterbrach hin und wieder ein kleiner, ſatter Ton die Stille um ſie.

Da antwortete Erik mit einer Stimme, die faſt rauh klang: „Du ſollſt dich in einer großen Sache ebenſo tapfer erweiſen, wie du dich einmal in einer kleinen erwieſen haſt. Du ſollſt thun, was du ſchon einmal thateſt, als dir das langſame Herankommen, — Näherkommen von etwas Gefürchtetem bevorſtand. Es war damals, als Jonas uns die Schlange ins Haus brachte. Sie flößte dir ſolchen Schrecken ein. Weißt du nicht mehr, was für ein Mittel deine eigene Tapferkeit dagegen fand?“

„Nein!“ ſagte ſie ſtutzend und blickte auf, „was war das für ein Mittel?“

„Du ſagteſt: ‚Dann lieber — gleich!‘“

Ruth ſprang jäh von der Bank auf und machte eine wilde Bewegung gegen ihn hin, als ob ſie ihn noch rechtzeitig an etwas hindern wollte.

Dann, ohne einen Laut der Erwiderung, brach ſie vor ihm in die Kniee, in das welke Auguſtlaub, das zu ſeinen Füßen lag.

„Ruth!“ murmelte er angſtvoll und breitete ſeine Arme um ſie, „mein Kind! mein Liebling! hörſt du mich?“

Aber sie hörte nicht mehr. Ihr Kopf fiel zurück. Sie hatte das Bewußtsein verloren.

Inzwischen kam Jonas in den Garten gelaufen, der vom Fenster aus beobachtet hatte, wie der Vater mit Ruth in das kleine Gehölz hineingegangen war.

Wie versteinert stand er still, als er jetzt Erik zwischen den Bäumen hervortreten sah und Ruth mit geschlossenen Augen regungslos in seinen Armen. Ihre rechte Hand hatte der Vater um seinen Nacken gelegt, die linke hing schlaff herunter.

„Geh voraus!“ gebot Erik dem Knaben, „ohne Lärm. Halte mir die Thüren offen. Ich muß Ruth auf ihr Bett tragen.“

Jonas blieb jegliche Frage in der Kehle stecken; er rannte voraus, nicht ohne sich fortwährend nach dem Vater umzuschauen, und ins Haus hinein. Dort lief er, ohne die Mutter oder Gonne zu alarmieren, die Holztreppe zu Ruths Giebelstube hinauf. Als Erik mit Ruth in den Armen oben ankam, stand Jonas wartend an der weitgeöffneten Thür, durch welche man das schmale weiße Bett mit den zurückgeschlagenen Decken sehen konnte.

Jonas blickte dem Vater ängstlich bittend ins Gesicht; er wäre so gern mit hineingegangen, um bei Ruth zu bleiben. Aber Erik ging schweigend an ihm vorbei und zog die Thür hinter sich zu.

Dieser Augenblick prägte sich ihm mit merkwürdiger Gewalt ein: wie der Vater, Ruth an der Brust, so stumm an ihm vorüberschritt, während *er* zurückbleiben mußte.

Im Blick und Ausdruck des Vaters empfand er etwas Außerordentliches, einen starren, wortlosen Ernst, — so, wie wenn Ruth schon so gut wie tot sei.

Jonas überlief es kalt.

Er klammerte ſich an den Thürgriff und lauſchte mit zurückgehaltenem Atem. Anfangs unterſchied er nichts. Dann hörte er Eriks Stimme, halblaut, kurz, ſehr beſtimmt im Ton. Sie wiederholte ſich. Darauf eine Pauſe, — und plötzlich ein Klagelaut drinnen, ein einziger Laut, aber ſo ſchmerzlich, daß den Knaben Entſetzen faßte.

Was that man mit Ruth, mit ſeiner lieben Ruth? Was that der Vater ihr an? Etwas Furchtbares mußte es ſein. Etwas Furchtbares mußte heute im kleinen Gehölz vor ſich gegangen ſein.

Und er durfte die Thür nicht aufſtoßen, er wagte es nicht. Aber eine raſche, wilde Empfindung, wie plötzlicher Haß, loderte unverſtanden in ihm auf: daß er ein Knabe war, und der Vater ein Mann! Daß er nicht eindringen durfte mit gleichem Recht, — mit Gewalt!

Aber ebenſo raſch erloſch ſie wieder. Ruth konnte nichts geſchehen, wenn ſie bei ſeinem Vater war.

Jonas ſchlich ſich hinunter, in das kleine Zimmer von Klare-Bel neben der Wohnſtube. Er konnte nicht allein ſein.

Dort ſetzte er ſich am Eingang auf die äußerſte Kante eines Stuhles und brach in Thränen aus.

„Ruth iſt halbtot, Mama!“ ſagte er außer ſich, „ach Mama, ſie ſtirbt! Die Augen hat ſie ſchon zugemacht. Und Papa, — ich weiß nicht, was Papa thut, aber ganz beſtimmt thut er ihr weh. Sie darf aber nicht ſterben! Vorhin war ſie ja noch ſo vergnügt und raſchelte mit mir durch die Blätter im Garten!“

Klare-Bel war nach dieſem Bericht nicht weniger

erſchrocken als er ſelbſt, und mit ängſtlicher Spannung warteten ſie darauf, ob Erik nicht bald herunterkäme. Aber es dauerte noch geraume Zeit, bis er kam.

„Um Gottes willen, was iſt denn mit Ruth geſchehen?“ rief ſie ihm in großer Unruhe entgegen.

„Sei nur ruhig; es war eine Ohnmacht,“ verſetzte Erik und gab Jonas einen Wink, hinauszugehen. Dann trat er an ſeine Frau heran und ſagte: „Ich mußte Ruth eine Mitteilung machen, auf die ſie nicht genügend vorbereitet war. Jetzt mußt auch du es erfahren: Ruth geht ſchon in dieſen Tagen fort. Nach Heidelberg, zu Römer ins Haus.“

Klare-Bel erhob ſich ein wenig auf ihren Kiſſen und ſah ihn voll tiefen Staunens an.

„Iſt das dein Ernſt? Du gibſt Ruth aus der Hand? Aber was willſt du denn ohne Ruth machen? Kannſt du ſie denn entbehren?“

„Das muß ich doch können, Bel.“

Im beginnenden Zwielicht vermochte ſie nicht ſeine Züge genau zu erforſchen. Aber dieſelben kamen ihr vor wie aus Stein gehauen. Und dieſen Ausdruck kannte ſie.

„Erik!“ ſagte ſie ängſtlich, „thu nur nichts ſo gewaltſam. Du ſiehſt ja, daß es ſie krank macht. — Warum ſiehſt du ſo hart aus, Erik?“

„Hart?“ Er fuhr ſich mit der Hand über die Stirn; „für mein Ausſehen kann ich nicht. Aber ängſtige dich um nichts. Ruth wird morgen geſund ſein, und auch gefaßt. Für ihre Haltung ſtehe ich ein. Aber ſei gut und freundlich zu ihr. Ich muß auf ein bis zwei Tage verreiſen.“

„Verreiſen? Du reiſeſt fort, Erik? Wohin?“

„Nach Moskau.“

„Zu Frau Römer?“ fragte ſie lebhaft.

„Ja. Ihr ſoll Ruth ſich anſchließen. Und ſie wird ſich wahrſcheinlich hier nicht mehr aufhalten. Ich muß daher alles mit ihr verabreden und beſprechen. Mündlich.“

Klare-Bel ſchwieg. Es wurde dämmerig im Zimmer, und draußen im Flurraum hörte man Jonas unruhig auf und ab gehen.

Da, ganz leiſe, fühlte Erik ſeine Hand von Klare-Bel erfaßt.

„Erik!“ flüſterte ſie, „— laß mich dich bitten: laſſe ſie noch ein Weilchen bei uns. — — — Auch ich werde ſie ja vermiſſen, Erik!“

„Du — — — Bel?“

„Ja. Denn ſie hat dich ſo glücklich gemacht.“

Er zog ihre Hand an ſich, und an den Mund und küßte ſie voll Scham und Ehrfurcht.

„Ich danke dir für dieſe Bitte. Ich danke dir, Bel. Aber es kann nicht ſein.“ —

Er zog ſich zurück, um Ruths Onkel die definitive Entſcheidung mitzuteilen. Dann packte er eine Handtaſche, und eine Stunde ſpäter war er fort. Er reiſte noch mit dem Nachtzuge nach Moskau ab.

In dieſer Nacht lag Klare-Bel viel wach und dachte an Ruth und an Erik. Sie hatte beſtimmt geglaubt, Ruth werde bis zum Spätherbſt bei ihnen im Haus und dann, vom Hauſe ihres Onkels aus, nach wie vor in engſter Verbindung mit ihnen bleiben. Wie oft hatten ſie darüber geſcherzt, ob ſie dann, ſpäter, mit Jonas zuſammen auf die Univerſität abgehen ſolle? Erik hatte kein Wort davon geſagt, daß ſeine Abſichten wohl von Anfang

an andre waren. Ganz plötzlich kam er jetzt mit ihnen heraus.

Aber Klare-Bel fiel es gewiß nicht ein, Kritik an dieser Handlungsweise zu üben. Da er es so wollte, mußte es so wohl gut sein. Gut für Ruth. Er liebte sie so sehr, er konnte nur ihr Bestes dabei im Auge haben. Auch dabei, daß es so unerwartet über sie kam.

Aber gern wäre sie jetzt zu Ruth hinaufgegangen und hätte sie geliebkost und getröstet. Sie nahm sich vor, es den nächsten Tag zu thun. Zum erstenmal fühlte sie eine echt mütterliche Zärtlichkeit für Ruth, — nicht nur das indirekte Interesse, das durch Erik hindurchging und alles auf ihn bezog. —

Der Morgen war herbstlich und grau, die Terrasse noch feucht von den kalten Nebeln der Nacht. Man mußte das Frühstück im Wohnzimmer einnehmen. Ruth fand sich zur gewöhnlichen Zeit dort ein; sie war blaß und ernst, aber gesund, wie Erik es gesagt hatte, und ganz gefaßt und still.

Als sie, noch vor Jonas, hereinkam, streckte Klare-Bel ihr die Arme entgegen: „Komm zu mir," sagte sie liebevoll, „sei nicht traurig, denke nicht an die Abreise. Noch bist du hier!"

Ruth sah auf, ohne daß sich eine Miene in ihrem stillen Gesicht verändert hätte, und schüttelte den Kopf.

„Ich bin schon fort!" entgegnete sie.

Diese Antwort ergriff Klare-Bel sehr. Ihr schien, es lag etwas Schmerzlicheres darin, als in Klagen und Thränen, — etwas, das die bloße Ankündigung der Trennung schon mit ganzer Wucht als Trennung empfand und nicht mehr davon los konnte.

Sie fühlte heißes Mitleid in sich aufsteigen. Und jetzt kam Erik ihr doch hart vor. Wie konnte er nur wollen, daß Ruth so von Haus zu Haus, von Hand zu Hand ging. Unwillkürlich suchte sie nach Worten, die wahrhaft trösten könnten. Gab es keine solchen? In ihrer Ratlosigkeit griff sie nach dem Höchsten, das sie gekannt hatte.

„Wir wissen alle nicht, wo wir bleiben, und was mit uns geschieht," sagte sie zögernd, „wir wissen es nie. Es steht in Gottes Hand. Aber wir sind auch nie allein, wo wir auch hingehen. Gott ist allgegenwärtig."

Ruth lächelte flüchtig.

„Ja," versetzte sie traurig, „was kann es helfen, daß Gott allgegenwärtig ist, wenn die Menschen es doch nicht sind? die Menschen, von denen wir fortgehen."

Klare-Bel schwieg peinlich berührt. Sie gab es auf, Ruth trösten zu wollen. Wenn diese so etwas sagte, klang es kindisch und vermessen zugleich. Wer mochte darauf antworten?

Ueber Eriks Abwesenheit äußerte Ruth kein Wort; obgleich er ihr nicht davon gesprochen hatte, wunderte sie sich doch nicht darüber, ihn nicht zu sehen. Es mußte wohl so sein: war doch alles in Auflösung begriffen.

Jonas erfuhr nichts von der bevorstehenden Trennung. Niemand teilte es ihm mit. Er hörte nur, daß Ruth wieder gesund sei, aber das glaubte er nicht. Wie konnte sie gesund sein, wenn sie doch so ganz verwandelt war seit gestern. Und nicht nur Ruth, alles schien ihm wie verwandelt.

Gern hätte er sie gebeten, ihm zu sagen, was gestern geschehen sei, aber sie ging den ganzen Tag mit so in sich gekehrtem, fremdem Blick an ihm vorbei, daß er es nicht

herausbrachte. So begnügte er sich damit, so oft er nur konnte, neben ihr zu sitzen, den Arm um ihre Stuhllehne gelegt, und von Zeit zu Zeit behutsam und zärtlich ihre Hand zu streicheln. Manchmal bückte er sich auch und küßte ihre Hand, ohne daß Ruth es beachtete.

Daß Erik nicht zu Hause war, verstärkte in Jonas noch die Empfindung, daß er über Ruth zu wachen habe, wie ein getreuer Wächter. Am liebsten hätte er sie mit Leib und Leben verteidigt, aus Todesgefahr errettet, — wenn er nur gewußt hätte, wovor und vor wem.

Spät abends, als sie längst in ihre kleine Stube hinaufgestiegen war, patrouillierte Jonas noch unermüdlich im Garten vor ihrem Fenster auf und ab, und es that ihm leid, daß so absolut nichts passieren wollte. Endlich verfügte er sich mit einem krampfhaften Gähnen in sein Bett, aber er schlief unruhig und erwachte bald wieder.

Da sah er deutlich im Garten vor der Terrasse Ruths Fensterkreuz auf einem hellen Lichtfleck abgezeichnet: bei ihr mußte jetzt, gegen Morgengrauen, noch Licht brennen.

War sie krank? unglücklich?

Er hielt es im Bett nicht aus. Im Nu war er in seinen Kleidern und kletterte geräuschlos aus dem Fenster. Vor der Terrasse stand die alte Ulme; sie besaß einen bequemen Sattel, von dem aus zwei mächtige Aeste sich gabelten. Wie eine Katze glitt Jonas am bemoosten, von den starken Niederschlägen der Nacht schlüpfrig gewordenen Stamm hinauf.

Verlangend blickte er in den gelblichen Kerzenschein, der aus der Giebelstube fiel.

Ruth saß auf dem Bett. Vollständig angekleidet, so wie sie hinaufgestiegen war, saß sie noch da; die Arme

vor sich hingestreckt, die Hände auf den Knieen gefaltet, kehrte sie Jonas fast voll ihr Gesicht zu. Den Kopf ein wenig erhoben, schaute sie weit hinweg über die dunkeln Wipfel des Gartens.

Sie schaute so geheimnisvoll, wie in eine unendliche, verklärte Ferne. Und um die festgeschlossenen Lippen lag ein stiller Ausdruck, — lag Ergebung.

Jonas staarte auf sie hin mit weitgeöffneten Augen. Er war so im Bann des einen Bildes, daß er gar nicht mit Bewußtsein wahrnahm, was das flackernde Licht auf dem Tisch sonst noch beleuchtete. Er sah nicht, daß der Tisch selbst abgeräumt war, die Stühle zusammengeschoben, — nicht, daß auf ihnen ein offener, halbgefüllter Koffer stand, und daß die Wände, ohne den Schmuck seiner Bleistiftskizzen, kahl und leer auf Ruth niederblickten.

Er sah nur sie, seine lustige Ruth, wie in dem Bilde einer betenden Heiligen, und alles, was in dem gestrigen Erlebnis seine schwerfällige Knabenphantasie in mächtige Schwingungen versetzt hatte, gewann erneute Gewalt über ihn. Ruth selbst wurde zu etwas Geheimnisvollem und Leidendem für ihn; aus der fröhlichen Spielgefährtin zu einem Wesen, das seine Schwärmerei wachrief.

In Gedanken hörte er wieder den leisen Klagelaut von gestern; er sah sie auf dem Bett daliegen, den Vater über sie gebeugt, — und sein Herz schlug beklommen. Er vermochte die Augen nicht vom Fenster abzuwenden.

Die Nacht war kalt; vom Rasen unter ihm stieg der Nebel auf. Schmal und blaß hing die kleine Mondsichel am östlichen Himmel, und aus dem Gehölz klang verschlafen ein Rabenkrächzen.

Jonas fror; er schob die Hände unter seine dünne

Sommerjacke und drückte sich dichter gegen die breiten Aeste, deren Feuchtigkeit ihn allmählich durchdrang. Dabei fiel ihm der eine seiner roten Pantoffeln klatschend auf die Terrasse nieder.

Er zog den nackten Fuß unter sich und überlegte ärgerlich, ob er hinuntersteigen solle, den verlorenen Schuh zu holen. Da bewegte Ruth sich. Das Geräusch draußen hatte sie aus ihrer Traumversunkenheit geweckt.

Sie stand langsam auf und löste ihre Bluse von den Schultern.

Ein Arm hob sich heraus und, unter dem von keinem Schnürleib bedeckten Hemde, die zarte Wölbung der Brust.

Einen Augenblick stand sie mit gesenktem Kopfe still. Dann hob sie die entblößten Arme hoch über sich, stürzte vor ihrem Bett auf die Kniee und warf sich mit ausgebreiteten Armen darüber hin, den Oberkörper langgestreckt, in den Kissen vergraben. So blieb sie regungslos liegen.

Jonas verharrte unbeweglich und hielt den Atem an. Er hatte den Schuh, er hatte die Kälte vergessen.

Vor seinen Augen flimmerte es.

Weit vorgebeugt, die Finger hineingekrallt in die belaubten Zweige, um nicht zu fallen, starrte er mit klopfenden Schläfen nach dem Bett.

Ueber ihm glomm langsam der Morgen herauf. —

Als Gonne früh morgens, beim Fegen der Terrasse, den Pantoffel auflas, war Jonas längst frostbebend in sein Bett gehinkt, halb bewußtlos vor Kälte und Erregung. Er gab sich den nächsten Tag große Mühe, ein starkes Unwohlsein zu verbergen, konnte aber vor Heiserkeit kaum sprechen, und seine Augen glänzten im Fieber.

Auf Klare-Bels besorgtes Drängen und Fragen bekannte er, die Nacht im Garten gesessen zu haben.

Nach dem Essen warf er sich angekleidet auf sein Bett.

Um diese Zeit kehrte Erik nach Hause zurück. Klare-Bel erwartete ihn erst mit Einbruch der Nacht. Aber er hatte auch von Moskau den Nachtzug benutzt.

Ruth stand in seinem Arbeitszimmer, bemüht, ihre Papiere und Hefte unter den seinen herauszusuchen, um sie einzupacken. Was war nun seines, — was ihres? Der ganze Inhalt ihrer Studien in Niederschriften von seiner Hand, — der ganze Inhalt seiner Pläne und Arbeiten für den Winter, seiner Gedanken und Vorträge wiedergegeben, niedergeschrieben von ihrer Hand.

Da vernahm sie unerwartet im Flur einen raschen, festen Schritt.

Die Thür von Eriks Zimmer in den Flur flog auf, und Ruth an seine Brust.

Sie hatte über Zweck und Dauer seiner Reise nicht nachgedacht. Von der einen Gewißheit hypnotisiert, daß sie fort mußte, nahm sie alles passiv hin.

Um so mächtiger jedoch wirkte der plötzliche Anblick Eriks jetzt auf sie. In diesem einen Augenblick vergaß sie alles, — in diesem einen Augenblick siegte die Gewalt der Gegenwart über jeden Kummer, der bevorstand, — leugnete ihn, vernichtete ihn, — in diesem Augenblick wurde alles, — alles gut.

Sie vermochte nichts zu denken, als daß er da war. Und daß sie bei ihm war.

Fest, — fest schlangen sich ihre Arme um seinen Nacken, fest barg sich an seiner Schulter ihr Gesicht.

So stehen bleiben, — für immer so stehen bleiben,

festgewurzelt für immer an dieser Stelle, hineingeschmiegt in die weiten, weichen Falten des geöffneten Reisemantels, — nichts fühlen, nichts vernehmen, als den starken, dumpfen Herzschlag, der ihr entgegenpochte, — für das ganze Leben nichts — nichts mehr.

Sie wechselten kein Wort.

Aus Eriks Hand war die Reisetasche auf den Boden geglitten; stumm hielt er Ruth an der Brust, schwer atmend und den Kopf niedergebeugt auf ihr Haar.

Und plötzlich gruben sich seine Hände hart in ihre Schultern, um ihre Hüften, und umschlossen sie mit so gewaltthätigem Griff, daß es wie Schmerz und Ersticken über sie kam, — als müsse er sie nun zerbrechen. Zerbrechen unter seinen Händen und an seiner Brust, — sterben, — nicht fortgehen, — dachte sie, und es überflutete sie mit einem jauchzenden Glücksgefühl, wie sie es nie gekannt.

Erik sah sie lächeln.

Er verlor die Besinnung.

„Wahnsinn!“ schoß es ihm wie Feuer durch den Kopf, „Wahnsinn! Wahnsinn, sich zu lassen, wenn man sich liebt.“

Eine Sekunde lang, — dann ließ er sie so jäh los, daß sie zurücktaumelte. —

„Erik!“ rief Klare-Bels Stimme durch das Nebenzimmer, „Erik, bist du wieder da?“

Er hing den Mantel an den Ständer, dann öffnete er die Thür zu der Wohnstube, in der sie lag.

„Denke nur, Erik, Jonas ist inzwischen krank geworden, — so schwer erkältet, — hoffentlich ist es nicht schlimm. Er hat — — aber was ist dir?“

Er ſtand da wie ein Betäubter, das Blut in den Augen.

„Nichts. Ein Schwindel,“ murmelte er, ſetzte ſich an den Tiſch und ſtützte den Kopf auf die Handflächen.

„Das iſt dieſe übertriebene Eile!“ klagte ſie beſorgt, „— daß es mit ſolcher Windeseile vor ſich gehen ſoll. Wann iſt es denn nun, daß ſie reiſt, Erik?“

„Morgen, — um Mittag,“ ſagte er leiſe.

„Mein Gott, ſo ſchnell iſt es aber doch rein unmöglich! Denke doch nur, was es für eine ſolche Abreiſe alles zu ordnen und zu überlegen gibt. Ruth braucht doch gewiß noch manches, was für ſie beſchafft werden muß.“

„Es kann alles in Heidelberg beſchafft werden.“

„Nun ja, Erik. Aber wenn du wüßteſt, wie tief es ihr geht. Wie blaß und elend ſie ausgeſehen hat, geſtern und heute. Sie iſt doch nur zart.“

„Hör auf!“ ſagte er zwiſchen den Zähnen.

„Ach, Erik, ich widerſpreche dir ja nicht! Das thue ich ja niemals! Sie thut mir nur ſo leid. So allein iſt ſie, und ſo liebebedürftig. Und nun: von Haus zu Haus, von Hand zu Hand. Und wenn ſie nun erkrankt, —“

„Hör auf!“ unterbrach er ſie außer ſich und ſprang auf, und warf den Stuhl zurück, daß er zu Boden ſchmetterte, „hör auf, Bel! Es iſt genug! Ich will es ſo!“

Damit verließ er das Zimmer.

Mit erſchrockenen Augen ſah ſie ihm nach. Erik war faſt immer ſanft gegen ſie, obſchon — oder vielleicht weil — ihr Wille gegen den ſeinen nie recht in Betracht kam. In ſo heftigem Ausbruch hatte ſie ihn lange nicht mehr geſehen, — wohl ſeit ihrem Krankenlager nicht mehr. Kranke ſind gute Lehrmeiſter!

Nur in den ersten Jahren ihrer Ehe. Da war ihm der rasche Zorn noch nicht verraucht, da ward er leicht heftig, wenn seine Frau nicht ganz dem entsprach, was er erwartet, was er mit ihr gewollt hatte.

Seltsam: damals erschreckte es sie nicht, — nein, mehr noch, so wunderlich es auch sein mochte: sie liebte diesen Zorn. So deutlich fühlte sie, daß Eriks Liebe damit verknüpft war. Gegen einen ihm gleichgültigen Menschen konnte er nie heftig werden. Mit dem Interesse an einem Menschen wuchs in dieser herrischen Natur das Verlangen, ihn zu formen, zu gestalten, nach seinem Willen umzuprägen. Liebe und Härte fielen zusammen.

Klare-Bel hatte ein russisches Geschichtenbuch gesehen, da befanden sich auf dem dazu gehörigen Titelbilde zwei Bauersfrauen: die eine, im roten Sarafan, auf die ihr Eheliebster mit einem Weidenprügel dreinschlug, lachte über das ganze Gesicht; die zweite, im blauen Sarafan, saß daneben am Weg auf einem Stein, sah neidisch zu und weinte sich die Augen aus, indes ihr Liebster mit einer andern spazieren ging.

Das war gewiß eine dumme Geschichte. Aber diese beiden Bauersfrauen konnte Klare-Bel gut verstehen.

Niemals sollte sein Zorn sie schrecken: nur, daß er mit seinem Zorn seiner Liebe vergäße. —

Der Tag schlich langsam zu Ende. Es war so still im Hause, als ob keiner darin anwesend sei. Erik hatte lange bei Jonas gesessen, ihn genau angesehen, alles Notwendige veranlaßt und den heftig Widerstrebenden gezwungen, sich ganz zu Bett zu legen. Es handelte sich um eine starke Halsentzündung mit beträchtlichem Fieber.

Ruth ſtand auf dem Flur, gegen das Treppengeländer gelehnt. Sie wußte ſelbſt nicht, warum ſie dort ſtand. Wahrſcheinlich weil alle Thüren ſich in den Flur öffneten. Und aus einer der Thüren mußte doch endlich Erik kommen. Und wenn er kam, mußte er doch zu ihr treten. Sich nach ihr umwenden. Er mußte doch einſehen, daß es unmöglich war, ſo fremd aneinander vorüberzugehen, wie er es heute abend that.

Sie wollte ſo wenig: nur ſeinen Blick auf ſich gerichtet ſehen wollte ſie, — nur ſeine Hand fühlen, einen Augenblick lang.

Seitdem Erik ſie an ſich geriſſen, und von ſich geſtoßen hatte, war eine ratloſe Verzweiflung über Ruth gekommen. Die äußere Trennung, die nahm ſie ja hin, wie etwas Furchtbares, aber Unabwendbares, weil er es ſo forderte. Aber daß er ſie ganz plötzlich auch innerlich von ſich losriß, das konnte ſie nicht ertragen. Ihn den Blick abſichtlich fortwenden zu ſehen, — ohne ein Wort der Liebe für ſie, ihn wie einen Fremden daſtehen zu ſehen, — das konnte ſie ganz gewiß nicht ertragen.

Zur Schlafenszeit trat Erik aus dem Wohnzimmer heraus. Als er Ruth an der Treppe bemerkte, ſagte er ihr gute Nacht. Sie machte eine Bewegung auf ihn zu, ihre Augen ſchauten dunkel und vorwurfsvoll zu ihm auf. Aber er ſah ihr nicht in die Augen. Er gab ihr nur flüchtig die Hand. Dann ging er an ihr vorüber, zu Jonas hinein.

Bald darauf ſiegte die Uebermüdung über ihn; wider Erwarten fiel er in einen ſchweren Schlummer. Aber aufregende und häßliche Träume erfüllten ſeinen Schlaf, furchtbare Träume, die ſeinen Körper mit kaltem Schweiß bedeckten.

Er sah Ruth vor sich, gealtert, verwelkt, mit gefurchten Zügen und gekniffenen Lippen, mit Lippen, wie sie eine leere, liebeleere Jugend gibt; er sah sie in einem lächerlichen Bilde, wie in einer Theaterposse, als tugendsame hysterische alte Jungfer, mit der unerfüllten Sehnsucht nach Zärtlichkeit im erloschenen Blick. Und da, als er in der Angst des Traumes gewaltsam seine Augen von der Fratze wandte, — fort, einem andern Ruthbilde zu, — da wandelte es sich vor ihm — zu nackter, entblößter Schönheit. Nackt sah er Ruth, — und schamlos, fremden Männern preisgegeben, — einen weißen Körper, der nicht der ihre war, ein lachendes Antlitz, das nicht das ihre war, — und doch wußte er: es sei Ruth.

Er erwachte mit einem stöhnenden Laut. Und noch aus dem Traume heraus hörte er küssen und lachen.

Aber das leise Stöhnen wiederholte sich, als habe es ein Echo an den Wänden des Zimmers gefunden, und ein unterdrücktes Weinen schlug an Eriks Ohr.

Er richtete sich auf und lauschte.

Das Weinen kam aus Jonas' Bett, welches neben der offenen Verbindungsthür beider Stuben stand. Man konnte deutlich hören, wie er es in den Kissen zu ersticken suchte.

Erik ermunterte sich völlig. Er machte Licht und näherte sich Jonas' Bett. Als dieser ihn kommen hörte, verkroch er sich nur tiefer in seine Decken.

„Hast du Schmerzen?" hörte er den Vater fragen, „bist du kränker geworden?"

„Ich bin nicht krank!" murmelte Jonas, „es ist unnütz, mich mit Gewalt im Bette zu halten. Ich weiß doch alles! Ich weiß jetzt alles! Es hat nichts genützt,

es vor mir zu verheimlichen! Und was ich noch nicht wußte, habe ich gehört! Ich habe gehorcht und habe es gehört!"

Erik ſchwieg einen Augenblick betroffen.

„Du ſprichſt im Fieber," ſagte er dann, „was weißt du denn, was haſt du gehört?"

„Daß ſie fortgeht! Daß ſie morgen fortgeht!"

Und er wühlte ſich ſchluchzend in ſeine Kiſſen.

Erik taſtete nach ſeinem Geſicht und legte ihm die Hand beſorgt an die trocken brennende Stirn. Aber Jonas ſtieß ſeine Hand zurück.

„Nein!" ſagte er faſt keuchend, — „du willſt es ja, — du biſt es ja — ſchuld, daß ſie fortgeht. Vor dir ſchützen muß ich Ruth, — ſchützen, denn was weißt du, — wie ihr zu Mute iſt. Du weißt nicht, haſt nicht geſehen, — wie ſie daliegt die Nächte, — halb ausgekleidet, an ihrem Bett, — wie geſtern."

Erik preßte die fieberglühende Hand in der ſeinen zuſammen, ſo daß Jonas die Zähne mit Gewalt aufeinanderbiß, um den Schmerz zu beherrſchen.

„Was haſt du — geſtern — geſehen?" fragte Erik mit heiſerer Stimme.

Jonas ſetzte ſich auf.

„Sie kniete vor ihrem Bett," ſagte er traurig, „vielleicht weinte ſie, — oder betete, — ſo geheimnisvolle Augen hatte ſie, — und ich habe mit ihr gewacht, — die ganze Nacht, heimlich, oben, in der alten Ulme vor der Terraſſe."

Erik ſprach kein Wort.

Aber nach einer langen Pauſe hob er die Hand, und leiſe ſtrich er Jonas über Stirn und Haar hin.

Diesmal wurde die Hand nicht zurückgestoßen. Die sanfte, liebkosende Bewegung des Vaters, der ihn so selten liebkoste, empfand Jonas als ein wortloses Verstehen und Mitfühlen, das ihn um die letzte Fassung brachte.

Und plötzlich warf er die Arme um den Nacken des Vaters. Und wie ein unaufhaltsamer Strom, fieberheiß, halbverständlich, brachen die Worte aus ihm hervor, überstürzten sich und verklangen in einem Stammeln: „Papa, lieber Papa, hilf mir! Ich kann es nicht aushalten, daß sie fortgeht! Ich war böse auf dich, — nimm's nicht übel, — hilf mir! halte sie, Papa! sie bleibt da, wenn du es willst. Früher war ich mal eifersüchtig auf Ruth, ich glaubte, daß du sie mehr liebst als mich. Aber es schadet nichts, wie sehr du sie auch liebst, Papa! Denn ich liebe sie ja auch viel mehr als dich! Mehr als dich! Mehr als alles auf der Welt!"

Erik löste leise die Hände von seinem Nacken und hielt sie fest.

„Nimm dich zusammen!" sagte er halblaut, aber mit der eindringlichen Stimme, der Jonas unbedingt zu folgen gewöhnt war, „du darfst nicht hier liegen und dich so haltlos gehen lassen. Selbst nicht im Fieber. Nimm dich zusammen."

Fast mechanisch versuchte Jonas zu gehorchen. Er atmete mühsam.

Erik hatte sich auf die Kante des Bettes gesetzt, ohne seine Hände los zu lassen.

„Lege dich nieder. Ganz ruhig. Unterdrücke die Unruhe. Komm, mein Junge! strammer! Und nun höre mich: ich will dir helfen, wenn du mir folgst, aber anders

als du denkſt. Von Ruth mußt du dich jetzt trennen. Wir alle müſſen es. Denn morgen ſchon reiſt ſie fort, und bis dahin wirſt du nicht aufſtehen dürfen.“

Jonas fuhr empor.

„Papa! das muß ich! ich ſpringe aus dem Bett! Ihr haltet mich nicht! Ich muß Ruth küſſen, — ich muß ſie küſſen, — wenn ſie geht!“

„Mit einem kranken, entzündeten Hals und Fieber wirſt du Ruth nicht küſſen wollen, hoffe ich,“ unterbrach ihn Erik in einem Ton, der jede Widerrede abſchnitt; „und du wirſt es nicht nur unterlaſſen, ſondern auch alles thun, was ich von dir verlange. Dich vollkommen beherrſchen, wenn ſie von dir Abſchied nimmt. Mit keinem Wort, keiner Heftigkeit, keinem einzigen klagenden Ton es ihr noch erſchweren. Alle Aufregung mit feſtem Willen niederzwingen. Das alles wirſt du thun. Ich muß mich unbedingt auf dich verlaſſen können, wenn ich ſie zu dir hereinführen ſoll. — Kann ich es?“

„Ja!“ ſtieß Jonas hervor, während ihm die Lippen noch zitterten. Er konnte nicht an gegen dieſen Willen, der den ſeinen in Bann hielt.

„Gut. Und nun will ich dir einen helfenden Troſt geben für deinen erſten großen Schmerz,“ ſagte Erik mit ſo weicher Stimme, daß es Jonas war, als ſpräche er mit den Lauten ſeiner Mutter zu ihm, „wenn Ruth von dir gegangen iſt, blicke nicht zurück auf ſie, ſondern vorwärts in dein Leben; ſorge dafür, daß du dich tüchtig entwickelſt, arbeite daran, daß du bald ein ganzer Mann wirſt, — damit du ihr einſt ein ganzer Freund ſein kannſt, wenn ſie deiner bedarf. So kommſt du, in allem was du thuſt, zu ihr zurück, — ihr nahe. Dulde es

nicht, daß sie dich so ganz überflügelt und dich einst weit — weit hinter sich zurückläßt! Jetzt kannst du zeigen, was du wert bist, — und ob du's wert warst, Ruth gehabt zu haben."

Jonas lag ganz still und lauschte.

„Ja!" sagte er begeistert, „das will ich! ach, Papa, das will ich!"

Und er hob den Kopf und küßte den Vater. Erik hielt seinen Kopf einen Augenblick lang an sich.

„Wir werden nie mehr hiervon miteinander sprechen," sagte er leise, — „nie mehr. Aber vergiß es nicht. Zwinge deine Gedanken auf die Arbeit, auf das, was vor dir liegt. Suche dich mit mehr Festigkeit zu beherrschen. Ich werde darauf achten und dir nichts durchgehen lassen. Streng mit dir sein müssen, mein Junge. Mache es mir nicht schwer."

„Papa," versetzte Jonas so zutraulich, wie er sonst nur mit Klare-Bel zu sprechen verstand, „ich will mich nie wieder vor dir fürchten. Sei so streng du willst gegen mich. Du hilfst mir ja damit, nicht wahr? Tüchtig zu werden. So fest und tüchtig wie kein andrer. Ausstechen muß ich jeden andern! Hilf mir schnell, ein ganzer Mann zu werden! — Ein Mann für — für — ich meine: ein Freund für Ruth."

Am liebsten hätte er sich im Bett aufgesetzt und geplaudert; Erik mußte ihm das Sprechen verbieten und das Zimmer verlassen. Nun schwieg er; er lag zufrieden im Bett und dachte angestrengt an die Zukunft.

Erik war außer stande, sich wieder schlafen zu legen; er kleidete sich vollständig an. Er fühlte sich frei; wie erfrischt von einem langen, gesunden Schlaf, wie gekühlt

und gestählt durch ein erquickendes Bad. Die ganze schwüle Beklommenheit vom Nachmittag und Abend, die noch auf seinen Träumen gelastet hatte, war verflogen. In der Einwirkung auf einen andern, dessen Unruhe er bezwang, dessen innerste, widerstrebende Gedanken er bestimmte, — im kurzen Kampf mit dem Knaben, der zugleich sich gegen ihn auflehnte und ihm vertraute, hatte er sich selbst zurückgefunden. Seine Kraft geweckt und gesammelt. Er wußte recht wohl, wie es damit stand: wenn er sich am schwächsten fühlte, dann erstarkte er an der Kunst, andre in überlegener Behandlung zur Stärke zu veranlassen; an der gehobenen und mutigen Stimmung, die er von ihnen forderte und in ihnen hervorrief, — an seinen eigenen überzeugten, überredenden Worten kletterte er selbst zu neuem Mute, neuer Zuversicht empor, wie an einer langen Leiter, die sich manchmal mitten aus seiner eigenen Verzagtheit erhob, aber bis ans Unbegrenzte zu reichen schien, — bis an ein unbegrenztes Selbstvertrauen.

Viele tausend solcher Leitern, festgehalten von den Händen einer Menschenmenge, die ihn umdrängte, die an ihn glaubte, die auf ihn angewiesen war, — und er hätte einen Himmel auf Erden erstiegen.

Nur kein Zusammenbrechen der festesten dieser Stützen! denn Stützen waren es, — wie sehr auch er selbst als der Stützende dabei erschien. Niemand ist absolut stark.

Erik wußte recht wohl, wo seine Gefahr lag, wo auch in ihm der Schwächling steckte: da, wo er sich allein überlassen blieb.

Draußen herrschte noch dunkle Nacht. Es schlug drei Uhr.

Erik litt es nicht im engen, warmen Zimmer. Er öffnete leise die Hausthür und trat hinaus.

Die Finsternis war so dicht, daß er nur langsam der Tiefe des Gartens zugehen konnte. Er empfand den aufsteigenden Nebel, ohne ihn zu sehen. Das knisternde Rauschen der Birkenwipfel belehrte ihn über die Nähe des kleinen Gehölzes. Darüber glänzte am verhängten Himmel hie und da ein verlorener Stern. Das letzte Mondviertel, der schmale, blasse Vorläufer der Morgenröte, war noch nicht sichtbar.

Unweit der Bänke am Gehölz blieb Erik lauschend stehen. Er vernahm absolut nichts als das leise Rauschen der Blätter. Aber er fühlte, daß er nicht allein sei.

„Ruth!“ murmelte er unwillkürlich.

„Ja! was soll ich?“ fragte sie schüchtern.

Mit einem Schritt stand er neben der Bank; er tastete nach ihr.

„Was du sollst?! Im Bett sein!“

Er riß seine Joppe von den Schultern und warf sie ihr um.

„Was thust du hier mitten in der Nacht? Weißt du nicht, daß Jonas sich in dieser gefährlichen, kalten Feuchtigkeit das Fieber geholt hat?“

„Ja, ich weiß es. Aber mir schadet das nichts,“ versetzte sie zaghaft, „das Fieber thut so gut; ich kenne es gut: da liegt man im Traum und hört auf zu denken. Und da dachte ich, ich könnte es auch so gut haben.“

Jetzt fühlte sie seine Hand, die sich fest um ihr Handgelenk legte.

„Was sagst du da?“ fragte er ganz langsam, „du suchtest das Fieber?“

„Nein! nein!“ rief ſie flehentlich, „ich will es ja nur ein wenig, — ein klein wenig nur, — nicht ſo, daß es die Abreiſe hindern ſollte! Ganz gewiß nicht!“

Ein Laut brach von ſeinen Lippen, wie wenn er verwundet würde. Sie konnte hören, wie ſeine Zähne leiſe übereinanderknirſchten.

Er beugte ſich über ſie.

„Und das — das glaubteſt du zu dürfen,“ ſagte er matt.

„Ja, ich durfte es; denn ich will ja thun, was ich verſprochen habe. Bin nicht ungehorſam. Nur ſo ganz allein bin ich. Niemand, der mir ein bißchen hilft. Da ſollte das Fieber mir helfen. Ich darf thun, was ich will, — wenn es nichts aufſchiebt,“ verſetzte ſie finſter.

„So. Und wenn du nur rechtzeitig fortgekommen biſt, meinſt du, — dann könnteſt du thun, was du willſt? Auch vielleicht dich irgendwo hinſetzen und krank werden, wenn dir das ‚hilft‘? Du irrſt dich, mein Kind. Ich laſſe dich nicht los, indem ich dich fortlaſſe. Und aus der Ferne ſollſt du mir doppelt gehorchen. Dein Verſprechen geht auf dein ganzes Leben. Du biſt mein. — Biſt du es?“

„Ja!“ rief ſie inbrünſtig.

„Steh auf und geh hinauf.“

„Ich kann es nicht ſo, — ich muß erſt wiſſen, — wann reiſe ich?“

„Ich werde es dir morgen ſagen. Heute nacht nicht. Du ſollſt dich hinlegen und zu ſchlafen verſuchen. An nichts denken als daran, daß du ſchlafen ſollſt. Wirſt du es?“

Sie war ſchon aufgeſtanden.

„Ja!“ murmelte ſie, „morgen! Ich muß morgen fragen, was ich will.“

„Das ſollſt du.“

Er gab ihr die Hand.

„Geh voraus. Gehe nur. Ich folge ſchon. Warte im Hauſe nicht auf mich.“

„Gute Nacht!“ ſagte ſie gehorſam und ging.

„Mein Liebling! gute Nacht!“ rief er ihr nach.

Und im Klang ſeiner Stimme lagen alle die Liebkoſungen, nach denen ſie den ganzen Tag, die ganze Nacht gehungert hatte.

„Verzeih mir! Liebling,“ ſagte er reuig vor ſich hin, während er ihr langſam folgte. Allein gelaſſen hatte er ſie, allein ſtehen laſſen in dem Augenblick, wo ſie ſeine ganze Kraft und Liebe erwartete und ihrer bedurfte. Weil er ſich ſelbſt nicht traute, nicht vertraute, — aus Furcht vor ſeinen Sinnen, — und vor dieſem unwiſſenden Kinderſinn, der ihm mit einem Lächeln entgegenkam.

Das war feige geweſen. Nicht durfte er aus ſolchen feigen Gründen in letzter Stunde ſeine Hand zurückziehen, nach der ſie ſehnſüchtig und gläubig griff, als nach der Hand des einzigen Menſchen, den für ſie die Erde trug. Nicht überlegen, nicht geizen, nicht einſchränken das, was er ihr gab, und wonach es ſie mit einer Inbrunſt verlangte, — mit einer Zärtlichkeit, wie ſie auf der ganzen Welt nur das einſame, das nie geliebkoſte Kind kennt.

Aus einer unendlichen Fülle heraus ſollte noch einmal ſeine Liebe ſie umhüllen, ſie umgeben, weich und ſchützend wie Mutterliebe, — aus einer ſo reichen, ſo kraftſichern Fülle heraus, daß er ſich aller Bedenken entſchlagen konnte, — daß er ſein Liebſtes nur noch wie

auf ſtarken Armen hob und trug, — es einem ſchlummernden Kinde gleich in einem letzten Traum hinübertrug in die fremde, die kältere Welt. —

Der Hausflur war ſchwach erhellt von dem Licht, das an der offenen Thür zu Eriks Zimmer ſtand. Ruth hing die Joppe über den Thürgriff, und ohne ſich nach Erik umzuſehen ſtieg ſie hinauf.

Er löſchte das im Luftzuge flackernde, tropfende Licht und warf ſich ausgeſtreckt auf den Lederdiwan in ſeinem Arbeitszimmer, froh des Dunkels, der Einſamkeit.

Seit der Stunde ſeiner Rückkunft geſtern verlangte ihn unbewußt nach dieſer Stille und Einſamkeit.

In dem Augenblick, wo er geſtern aus dem Flur zu ſeiner Frau hineintrat, in dem Augenblick, wo Ruth an ſeiner Bruſt lag, und Bels Stimme ihn rief, war etwas Sonderbares in ihm vorgegangen. Sie rief: „Erik, biſt du wieder da?“ — Aber ihn durchgellte es wie: „Erik, gehſt du fort von mir?“

Und als er ſie wiederſah, ſie daliegen ſah in dem Zimmer, das er ſo gut kannte, genau ſo wie zwei Tage vorher, da kam es ihm vor, als läge eine lange, lange, — jahrelange Reiſe dazwiſchen, während der er ſeine Frau nicht geſehen, nicht mit ſich genommen, — ja, vergeſſen hatte. Es war faſt wie ein Moment der Geiſtesſtörung geweſen.

Und die Erregung, in der alle ſeine Nerven noch zitterten, ließ keine Selbſtbeſinnung zu.

Aber jetzt — jetzt ſtellte er ſich wieder dahin, auf die nämliche Stelle, Bel gegenüber und ihrer fragenden Stimme, und jetzt antwortete er ihr: „Es iſt eine lange,

lange Reiſe geweſen. Ich habe dich nicht wiedergeſehen all dieſe Zeit hindurch, — dahin nicht mehr geſehen, wo du biſt: dich vergeſſen.

Nicht zufällig, nicht unabſichtlich, nicht im Rauſch des Augenblicks. Nein, bewußt und gewollt. Mit allen Sinnen und Gedanken wollte ich nur einen Punkt vor Augen haben, ihn durchſchauen, durchdringen, — in eine verhüllte Zukunft ſchauen und dringen. Unbeirrt von allem, was hindert und bindet. Frei, wie einer, der alles hinter ſich geworfen hat, und daſteht wie ein Bettler oder wie ein König, wollte ich meine Hände aufheben zu meinem Glück.

Dann — einſt — iſt es an der Zeit, zurückzukehren zu den Fragen und Forderungen, den Pflichten und Feſſeln des täglichen Lebens, um ſich mit ihnen auseinanderzuſetzen. Zu dir zurückzukehren. Zum Kampf. Zum Kampf um mein Glück."

Erik hatte die letzten Worte faſt laut gemurmelt: „Kampf — — — Glück."

Er öffnete, wie erwachend, die Augen.

Es war hell um ihn. Die Nacht vorbei. Glutrot ſtand der Himmel, wie in Flammen.

Hinter dem Gehölz ging die Sonne auf. Purpurn, ſtrahlenlos wie ein ungeheurer Mond leuchtete ſie durch den Morgennebel. Und purpurner Glanz auf den Fenſtern, auf dem Fußboden.

Noch war im Hauſe niemand zu hören. Nur die Schwarzdroſſeln ſchwatzten vor dem nahegelegenen Küchenfenſter und unterhielten ſich darüber, ob Gonne ihnen wohl bald, beim Zubereiten des erſten Frühſtücks, ein paar Krumen zuwerfen werde?

Erik ſtand auf, ſtand ſtill angeſichts der Morgenherrlichkeit.

Er hatte Bel geliebt, — ſo ſehr, wie, nach ſeiner Meinung, der Mann bisher das Weib überhaupt lieben kann: nicht nur mit der Habgier der Sinne, nicht nur zu einem flüchtigen Liebesbündnis, das zufällig „Ehe“ hieß, ſondern zu einem wirklichen Lebensbündnis, das kein Staat, kein Prieſter, das nur der eigene, bewußte Wille beſiegelt. Es war geweſen, wie er damals, im ſcherzenden Geſpräche über die Ehe, zu Warwara geſagt: kein Pflichtbewußtſein, ſondern das dauernde Glücksbewußtſein, ſeinem Weibe, auch nach dem Schwinden der Sinnenliebe, alles in allem zu ſein. Daran hatten weder Krankenlager noch Altern, weder Lebensenttäuſchungen noch Liebesverſuchungen jemals das Geringſte zu ändern vermocht.

Wenn er ihr je untreu geworden in einer heißen Aufwallung des begehrlichen Blutes, — oder auch in einem bittern Rückblick auf die zerſtörten, für ſie hingegebenen Hoffnungen ſeiner Jugend, dann lehnte er ſich gegen ſich ſelbſt auf mit Kraft und Härte. Niemals hätte er es doch zugegeben, daß irgend eine Gewalt ſtärker über ihn werden könne als ſein Wille, ſeine Bürgſchaft.

Und nun, wenn er alles ſammelte, was er an Scham und Selbſtvertrauen, an Stolz und Herzensgüte beſaß, — wenn er das alles ſammelte und zuſammenraffte, war es nicht genug, um Bel, die Wehrloſe, gegen einen Kampf mit ihm zu ſchützen? Oder, wenn es denn in der Zukunft zu einem ſolchen Kampfe kam, gab es in ſeinem vergangenen Leben nichts, was ſtark genug, heilig genug, barmherzig genug war, um für Bel einzutreten und gegen ihn ſelbſt zu ſiegen?

Erik ſchaute geradeaus, hinein in das rote Flammenmeer am Himmel. Er wollte, — er mußte ehrlich ſein.

Und er ſagte ſich: „Nein.“ — — —

Auf der Terraſſe wurde der Morgentiſch gedeckt. Eriks Platz am Tiſch blieb aber heute leer. Ganz früh hatte er ſich Thee auf ſein Zimmer beſtellt, dann ging er zu Jonas hinein, um nach ihm zu ſehen.

Gleich nach dem Frühſtück ließ er Ruth zu ſich bitten.

Als ſie kam, ſtreckte er die Hand nach ihr aus.

„Du ſchlechtes Mädel. Biſt du geſund geblieben? Laß mich ſehen.“

Sie nickte und trat zu ihm an den alten Lederſeſſel am Fenſter.

Aufmerkſam betrachtete er ſie. Ihre Augen waren dunkel umſchattet. Aber ſie blickten ſicher, — feſt. Es fiel ihm auf. Sie blickten beinahe kalt.

Er ſtrich ihr das Haar aus dem blaſſen Geſicht zurück.

„Weißt du auch noch, daß hier dein alter Platz iſt? Hier am Stuhl. Wo du zuerſt herkamſt. Wir haben ihn wohl faſt vergeſſen, draußen im Garten und — bei den andern. Monatelang. Aber der heutige Morgen gehört uns allein. Uns zuſammen. Und den wollteſt du krank zubringen.“

Sie antwortete nicht.

Ganz leiſe nur beugte ſie gegen ihn den Kopf vor, ſo daß ſeine Hand durch die Haarwellen hindurchglitt, und ſchwieg ſtill.

„Du biſt ein dummes Kind,“ ſagte er, „ſonſt hätteſt du gewußt: wenn ich etwas von dir verlange, ſo ſollſt du es klar und ſtill thun. Niemals in einem Fieberrauſch. In keinem Sinn. Ich weiß, es iſt tauſendmal

ſchwerer. Aber niemals ſollſt du es dir erleichtern. Durch nichts. Nur war ich dieſes Mal ſelbſt nicht ohne Schuld, Ruth. Ich ſelbſt war wie krank, — nicht wie ich ſein ſollte. Siehſt du, nun beichte ich es dir auch. — — — Iſt es nun gut?“

Sie blickte ihn unverwandt an. Dann ſchüttelte ſie den Kopf.

„Eins fehlt noch,“ ſagte ſie.

Ihm kam ein Lächeln.

„Noch etwas? Was denn, mein anſpruchsvolles Fürſtenkind?“

„Darf ich nicht anſpruchsvoll ſein?“

„Das darfſt du. Halte deine Hände offen, Liebling, und laß dich beſchenken.“

Da glitt ſie am Seſſel nieder, auf ihren alten Platz zu ſeinen Knieen, und hob ihr Geſicht auf zu ihm, — Trotz in den Augen.

„Ich meine kein Geſchenk. Ein Recht.“

Erik ſtutzte.

Er ſchaute forſchend in ihre Augen, mit dem feſt auf ihn gerichteten rätſelhaften Blick.

„Nimm dir dein Recht, Ruth,“ ſagte er einfach.

Sie flüſterte kaum hörbar: „Daß ich erfahre, warum. Das plötzliche Fortmüſſen, — — — warum?“

Er legte ihr die Hand über die Augen.

Eine lange Pauſe entſtand.

„Du hatteſt vorhin ganz recht: eins fehlt noch,“ antwortete er dann, „zwiſchen uns fehlt eins. Weißt du, was es iſt? Daß zwiſchen dir und mir ein zu großes Stück Menſchenleben liegt, — daß wir im Alter ſo weit voneinander entfernt ſind. Denke nur: du und noch ein-

mal du, das gibt immer noch nicht: ich. Auf eine so große Entfernung hin ist es bisweilen schwer, manches miteinander zu teilen, — mitzuteilen. Aber nun sieh das Wunder: dieser Mangel, diese Lücke und Leere zwischen dir und mir, — sie eint uns gerade. Nur sie macht, daß ich dich leiten und dir befehlen kann. Sie macht, daß du da so vertrauensvoll knieen kannst, wie eben jetzt, und mit deinen trotzigen Augen zu mir aufschauen. Sie macht, daß ich den Weg besser kenne als du. Denn ich habe den halben Weg schon zurückgelegt. — Oder könntest du das missen? möchtest du lieber, ich stände neben dir, von gleichem Wuchs wie du? noch suchend, irrend, eines Wegweisers bedürftig, wie du?"

„Nein!" sagte sie lebhaft, „das wäre wie zwei Kinder im Walde."

„Dann nimm es hin, daß ich dir nicht antworte."

Sie erwiderte nichts, aber er fühlte, wie ihr Herz wild zu schlagen begann. Sie gab nicht passiv nach, wie bis gestern noch. — Sie war gestern irre geworden. —

Mit letzter Kraft mochte sie sich gegen ihn zusammengerafft, — sich eingeredet haben, ihm gegenüber noch Kraft zu besitzen: Selbständigkeit. Im arglosen Schlummer erschüttert, mochten ihre Gefühle in Gärung gekommen sein, — mochte eine Welt von unverstandenen Empfindungen in ihr ringen.

Die feine, ruhige, gerade Linie, in der sie sich vor Eriks Augen so kindlich weiter entwickelt hatte, wurde ihm undeutlich, wurde unruhig, — sie schien sich zu biegen, — eine Wendung zu machen: eine Wendung zu ihm hin — oder von ihm fort.

Ueber Erik kam eine Spannung, die alle seine seelischen

Fähigkeiten aufs äußerste ſchärfte, ſein ganzes Weſen erwartungsvoll ſpannte, und jegliche ſinnliche Erregung vollkommen niederhielt.

Er legte ſeinen Arm um Ruth und bog mit der Hand ihren Kopf zurück. Ihre Lippen zitterten.

„Sieh mir in die Augen, du Trotzkopf!“ ſagte er, „was hat ſich da in dir geregt? Brich den letzten Trotz, — denn es war einer. Laß mich ihn brechen. Es ſchadet nichts, wenn es einen Augenblick ſchmerzt. Gib nach, laß es geſchehen. Wirf dein Recht von dir, mache dich rechtlos. Um Kinderrecht zu haben: um folgen zu dürfen, ohne zu fragen. Um zu gehen, ohne ein Warum.“

„Wann — gehen?“ fragte ſie undeutlich.

Er drückte ihren Kopf an ſich.

„Heute,“ ſagte er mit bedeckter Stimme, „jetzt. Jetzt gleich. Nein, nicht zuſammenſchrecken. Sei mein mutiges Kind. Wir haben nur noch dieſe Stunde, Ruth. Dann bringe ich dich in die Stadt. Zum Zuge, der ins Ausland fährt. Frau Römer wartet auf uns.“

Sie hatte ſich in ſeine Arme geworfen. Sie umfaßte ihn ſo feſt, als ſolle nichts ſie von da wegreißen. Doch wußte er: ſie widerſtrebte nicht länger. Sie gab nach, willenlos.

Aber es war vielleicht nur die Angſt des Abſchiedes. Der Schreck davor, der ſie überfiel. Geſtern war ſie doch irre geworden an ihm, — und morgen? — — da beſaß er keine Macht mehr über ſie. Wußte nicht mehr, was in ihr vorging.

Er ſagte ſehr ſanft: „Du gehſt nicht fort, weil ich dir weh thun will, ſondern weil ich dich lieb habe. So lieb, daß ich dir weh thun kann. Gib dich dieſer Liebe,

Ruth, — ohne Rückhalt, ohne Zweifel, — gib dich ganz. Denke täglich, daß ich es zu dir sage, — des Morgens mit deinem Erwachen, des Abends mit deinem Einschlummern: Ich hab' dich lieb."

Sie sah auf, ohne von ihm zu lassen, — mit grenzenlosem Dank in den Augen sah sie auf. Ein kaum merkliches Lächeln spielte ihr um den Mund, — ein wenig zaghaft noch.

„Da gehe ich ja nicht fort, — da nehme ich Sie ja mit," sagte sie, fast schelmisch.

Das Glück brach aus ihren Augen, — ja, der Schalk.

Es berauschte ihn. Aber anders als gestern. Wohl hielt er sie im Arm, wohl kniete sie an seiner Brust, aber nicht seine Sinne wurden berauscht. Etwas unendlich viel Feineres, eine Wollust so fein, wie sie sich durch keine Sinne vermittelt, erfüllte ihn mit kraftvollem Genügen. Er konnte Ruth nicht unbedingter zu eigen nehmen, nicht stärker sich aneignen als in diesem Augenblick, wo er sie von sich löste, wo sie auf sein Geheiß von ihm ging, weil sie ihm lieb war.

Einigung und Trennung, selbstloses Verzichten und selbstsüchtiges Eingreifen, Schützen und Vergewaltigen, Dienen und Herrschen verschlangen sich ununterscheidbar in einem einzigen Gefühlsknoten, in einem einzigen Augenblick berauschenden Erlebens.

„Ist es nun nicht gut, daß du mir gehorchen und vertrauen mußt? daß wir nicht sind wie ‚zwei Kinder im Walde', die sich verlaufen? Für die es schlimm wäre, wollte eines das andre aus den Augen verlieren, — verlassen. Mir kommst du aus den Augen, und doch nie

von der Hand. Ich bin mit dir wie jemand, den du nicht neben dir ſtehen ſiehſt, und doch um dich weißt — über dir walten, wo du auch gehſt und ſtehſt. Wie jemand, den du nicht fragen kannſt, und der zu manchem ſchweigt, — der aber doch alles weiß, was dir not thut und gut thut wie —"

„Wie Gott," ſagte Ruth keck.

Das Wort lief wie ein Schauder über ihn hin.

Aus Geſpenſterfurcht?

Nein. Aber wohl, weil er ahnte, was mit dieſem Wort in ihr ſelbſt aufwachen mochte, an unbewußtem, ungeheurem Fordern und Bewundern und Erwarten.

Sie ſagte es, gar nicht in Ekſtaſe. Wie etwas Selbſtverſtändliches. Wie ein Kind einen Kuß gibt.

Aber er ahnte: nie, noch nie war ſie der Liebe, der vollen Liebe, ſo nah wie in dieſem kindlichſten Bekenntnis, — dem vermeſſenſten.

Nein, keine Geſpenſterfurcht! vor nichts.

Und er küßte ſie aufs Haar.

„Nicht wie Gott, Ruth. Und doch für dich: wie dein Gott." —

Im Wohnzimmer war Klare-Bel damit beſchäftigt, Ruths Koffer zu ſchließen und ihr eine kleine Reiſetaſche zu füllen. Gonne half, das Letzte zu ordnen und zu beſorgen. Am Gartengitter draußen ſtand ein leichtes Fuhrwerk, eine ländliche „Karfaſchka", welche das Gepäck aufnehmen ſollte. Erik wollte mit Ruth zu Fuß zum Bahnhof gehen.

Als das Gepäck aufgeladen wurde, kam er mit ihr aus ſeinem Arbeitszimmer heraus. Klare-Bel blickte erſtaunt auf. Weder er noch Ruth machten ein trauriges

Geſicht. Und doch wußte ſie: erſt jetzt, dort im Zimmer, hatte er es Ruth mitgeteilt.

„Wie er das nur zu ſtande gebracht hat? Er kann doch alles, was er will!“ dachte ſie bewundernd.

Das kleine Fuhrwerk raſſelte davon, auf dem holperigen Landweg in beſtändiger Gefahr, eines ſeiner wackelnden Räder zu verlieren. Erik ſcherzte darüber, und Ruth hatte ihre Schelmengrübchen in den Wangen.

Es war eine Heiterkeit, wie wenn an einem großen ſtummen, dunkeln Gewäſſer ein Sonnenrand aufblitzt und die Oberfläche mit glitzernden Perlen überblitzt.

Nur Gonne ſtand in der Küche und weinte mit einem mürriſchen, verſchämten Geſicht.

Einige Minuten lang konnte Ruth noch bei Jonas im Zimmer verweilen. Dann trat ſie reiſefertig, die graue Wollmütze auf dem Kopf, heraus.

Jonas horchte angeſtrengt. Er hörte ſie über den Flur gehen, — den letzten, grüßenden Zuruf ſeiner Mutter, — die Thüren gingen, — — dann eine Minute der Pauſe, — — und nun fiel, mit einem ſchwachen Knarren, die Gartenpforte ins Schloß. — — —

Langſam, totenſtill ſchlichen die Stunden hin, eine um die andre. Am frühen Nachmittag kehrte Erik aus der Stadt zurück.

Aber es blieb ſo ſtill wie zuvor.

Jonas hielt es nicht länger im Bett aus; er ſtand auf, und ſeinen kalten Umſchlag um den Hals, einen dicken Wollſtrumpf darüber gebunden, ſtahl er ſich auf ſeinen roten Pantoffeln in das Zimmer des Vaters.

Der Vater war nicht da.

Jonas ſetzte ſich an den großen Schreibtiſch. Er

mußte machen, daß er fertig wurde, ehe der Vater ihn hier überraſchte.

Und ſeine Feder kratzte über das Papier.

Er ſchrieb an Ruth:

„Süße, liebe Ruth!

Ich habe mich in Papas Zimmer hingeſetzt an den Tiſch, an dem du arbeiteteſt.

So ungeheuer gern wär' ich zum Bahnhof mitgegangen! Weinen wollte ich aber nicht, ich biß ins Kiſſen. Als aber in der Ferne der Zug lospfiff (vielleicht war es gar nicht dein Zug), da habe ich trotzdem ein bißchen geweint. Ich dachte: nun fährt ſie fort.

Papa hat mir aber einen guten Rat gegeben. Ich will dir noch nicht ſagen, was für einen. Ich will ihn lieber erſt befolgen. Und ſolange ich ihn befolgen muß, was ziemlich lange dauern kann, werde ich dir nicht ſchreiben. Aber dann ſchreibe ich dir, daß du meine Frau werden mußt. Im Spiel haſt du es niemals ſein wollen, und das hat mich manchmal ſo ſchwer gekränkt. Aber das war dumm von mir. Denn erſt muß ich ein ganzer Mann für dich geworden ſein.

Darüber habe ich Papa noch nichts zu ſagen gewagt.

Jetzt muß ich ſchließen. Aber ich mußte es dir gleich ſchreiben, damit du es weißt. Vergiß mich nur nicht, wenn du dort einen andern Jungen findeſt. Am Ende ſogar einen fertigen Studenten? Dann würde ich mich ja hier ſo ganz umſonſt anſtrengen.

Aber vielleicht findeſt du keinen.

Ich küſſe dich mit tauſend Küſſen.

Dein Freund,
(dein zukünftiger Mann,)
Jonas.

Pst. Scr.: Ich weiß nicht, wo Papa jetzt ist, ich bin heimlich auf. Sonst würde er dich sicher grüßen lassen.“

Erik war oben in der leeren kleinen Giebelstube. Er stand am Fenster und weinte.

V.

Unflüggem Vöglein gleich, dem bangt,
Wo's flatternd eine Zuflucht fände,
So bin ich, flüchtend nur, gelangt,
Ein armes Kind, in deine Hände.

Kam ſcheinbar wohl in trotz'gem Sinn, —
Doch nur von Einſamkeit getrieben,
Und kniete ſchweigend bei dir hin,
Und wollte nichts, als Etwas lieben.

Und wollte nichts, als, kurze Zeit,
Gleich einem Kind mich wieder wiſſen,
Nichts, als ein wenig Zärtlichkeit
Ganz ſcheu, von ferne, mitgenießen.

Nichts, als von kindlich tiefer Qual
Auf einen Augenblick nur raſten,
Nichts, als die junge Bruſt einmal
In heißer Hingebung entlaſten.

Wie ward mir wohl, da ich dich fand,
Als müßte jeder Wunſch ſich ſtillen,
Seitdem du mich, mit ſanfter Hand,
Geborgen ganz in deinem Willen.

Als würde plötzlich alles klar,
Als müßten alle Wirren weichen,
Seit über das verwehte Haar
Mir deine lieben Hände ſtreichen.

Bis daß ein jeder Schmerz hinfort
Verſank vor zaubermächt'gem Troſte,
Seit, mit dem erſten Liebeswort,
Dein Blick mich zwang und mich liebkoſte;

Bis ganz die Welt um uns verſank, —
Und nichts von allem mehr geblieben,
Als nur ein grenzenloſer Dank, —
Und nur ein grenzenloſes Lieben.

Ruth hatte das nicht gedichtet. Erik hatte es gedichtet. Aber Ruth hatte es geſtammelt. Ungezähltemal. Vielleicht auch in ungezählten Verſen.

Er wußte es nicht. Aber oben in der Giebelſtube, unter fortgeworfenen Papieren und verwelkten Blumen, hatte das durchgeriſſene Blatt mit den geſtammelten Verſen gelegen.

Und ſeitdem dichtete er dieſe Verſe, er ſah vor ſich hin und dichtete an ihnen.

Ruth hatte ſie nicht gedichtet. Erik hatte es gethan.

Aber ſo, — ſo in jedem Worte würde ſie ſie gedichtet haben, — ein wenig ſpäter, — im Rückblick.

— — — — — — — — — — — — — — —

Sie ſaßen alle zuſammen.

Klare-Bel im Hintergrunde der Wohnſtube, in einem großen, bequemen Lehnſtuhl. Jonas am Eßtiſch; er hatte die Lampe dicht herangerückt, um beſſer ſehen zu können, was er in ſein Schulheft ſchrieb. Erik am Kamin, in welchem mächtige Holzkloben brannten; von Zeit zu Zeit bückte er ſich und warf aus einem blankgeputzten Kohlenbehälter, der mit Tannenzapfen gefüllt war, ein paar von den braunen, harzigen Zapfen in die Glut.

Das Zimmer hatte ein ganz winterliches Ausſehen bekommen. An Stelle der leichten Sommergardinen ſchwere, ſchützende Fenſtervorhänge, am Kamin zwei Seſſel

aus der Stadtwohnung, unter denen ein mächtiger Bär seine Tatzen vorstreckte.

Schon im Anfang des russischen März, noch ehe der Winter zu Ende ging, war dieses Jahr die Uebersiedelung vor sich gegangen. Klare-Bels wegen. Hinter ihr lag der Leidensweg eines halben Jahres, der sie langsam zur Genesung führte.

In der Ecke lehnten zwei starke Stöcke mit Krückgriffen. An diesen Stöcken mußte sie täglich einige Schritte thun. „Laufen lernen," wie Jonas lachend sagte, der ihr am liebsten die Stöcke ersetzte. Und diese Schritte sollte sie in frischer Luft thun.

Sie saßen alle zusammen und schwiegen zusammen. Klare-Bel saß in halb liegender Stellung und sann vor sich hin; die Handarbeit, die sie vorgehabt, entglitt ihren Händen. Sie fühlte sich müde von ihren wenigen Schritten.

Jonas, der war wie verrannt in seine Arbeit. Mit den schmalen Schultern, lang aufgeschossen, ein wenig weichen, blonden Flaum an Kinn und Lippe, bückte er sich über die Bücher. Der Sicherheit halber hatte er auch noch in jedes Ohr einen Finger gesteckt. Das war unnötig.

Und Erik blickte in die Glut — —

„Bis ganz die Welt um uns versank —"

Gonne war es, die endlich die Stille unterbrach. Sie brachte den Abendthee herein. Klare-Bel ließ sich hinter den Samowar rücken: ihre täglich neu genossene Freude, wenigstens in solchen kleinen Dingen wieder Hausfrau zu sein.

„Heute warst du gewiß froh, Erik, ein so langer Brief von Ruth," bemerkte sie dabei, „man muß sagen:

ſie ſchreibt treulich, — regelmäßig. Aber manchmal einen Zettel, manchmal ein Buch!“

„Ich möchte wiſſen, warum du ihr noch nie geſchrieben haſt, Jonas?“ fragte der Vater, „ſie will oft von dir wiſſen.“

Jonas wurde ſehr rot.

„Wovon ſoll man ſich denn ſchreiben? Ich habe genug zu thun,“ murmelte er über ſeinem Theeglas.

„Für ſo junge Menſchen iſt das Briefeſchreiben auch nichts,“ meinte Klare-Bel, „Ruth iſt doch ſicherlich begabt, nicht wahr? Und ſind ihre Briefe nicht ganz entſetzlich nüchtern, Erik?“

„Nun ja. Wenn ſie nicht etwas zu erzählen oder zu beſchreiben hat.“

„Beſchreiben? was denn? wie ein Berg ausſieht, oder was für Wetter es iſt, — ein Schneetreiben im Winter, kann ſie das nicht ſeitenlang erzählen? Aber ich finde, dabei erfährt man recht wenig von ihr ſelbſt.“

Erik ſchwieg. Er fand es auch. Dies Entzücken an der Schilderung, ſelbſt des geringſten, die Hingebung in der Wiedergabe deſſen, was ſie umgab, und was unmittelbar von ihr aufgenommen wurde, — das alles lag neben einer ſpröden Wortkargheit, wo es ihre Gefühle betraf. Es war nicht Verſchloſſenheit, — es war Haß gegen das Wort, das ungenügende. Schlechte Verſe kritzeln, ſingen, ſtammeln, die Augen aufheben, — ehe er das nicht wiedergeſehen, nicht wiedergehört, war Ruth für ihn wie begraben.

Und wieder ſchwiegen ſie.

Der Theetiſch wurde abgeräumt. Nur eine Fruchtſchale mit Aepfeln blieb darauf ſtehen. Jonas machte Miene, ſeine Bücher und Hefte wieder auszubreiten.

Erik hinderte ihn daran.

„Genug!“ ſagte er, „es iſt ganz unmöglich, daß du mit deinen Schularbeiten noch nicht fertig ſein ſollteſt.“

„Ich bin es ja auch, Papa. Aber ich wollte jetzt abends noch Ruſſiſch treiben. Einer von den Jungens hilft mir in der Freiſtunde darin.“

„Ich ſehe nicht ein, zu welchem Zweck? Schon im Herbſt gehſt du ins Ausland. Du wirſt ja nicht hier ſtudieren. Wozu alſo?“

„Es iſt ſehr nützlich, Papa. In Deutſchland kann man jetzt mit ruſſiſchen Stunden Geld verdienen.“

Erik war unangenehm berührt. „Geld? Mit Stundengeben? Ueberlaß mir das doch.“

„Erlaube es mir, bitte. Thue ich nicht genug für die Schule?“

„Ja, aber du biſt ein entſetzlicher Stubenhocker geworden, Jonas! Bleibſt mir zu ſchmalbrüſtig, mein Junge. Flaum am Kinn, aber keine Kraft in den Knochen. Nicht genug.“

„Geſundheit iſt der Güter höchſtes nicht,“ behauptete Jonas mit einem Ernſt, der ihm drollig genug ſtand.

„Aber der Uebel größtes iſt die Schuld, ſie verſcherzt zu haben,“ ergänzte Erik und fuhr ihm liebkoſend über den Kopf; „wenn du öfters mit ſolchen Citaten kommſt, dann werde ich dich noch ganz von den leidigen Büchern fortnehmen. Zu einem Bauern in die Lehre.“

Damit ging er hinüber in ſein Arbeitszimmer.

Ein Stoß Schulhefte mit blauen Deckeln lag ſchon bereit. Auch allerlei andres, das drängte.

Ihn drängte es nicht. Er ſchob es zurück.

Darunter lagen Ruths alte Hefte, auch neue Ar-

beiten; sie schickte sie ihm alle. Ihren Studiengang leitete er vollkommen. Aber alles das war immer noch nicht „Ruth“.

Er nahm eine Mappe vom Schreibtisch, in der sämtliche Briefe aus Heidelberg lagen, vom vorigen August bis zum heutigen April.

Anfangs lauter Briefe von Frau Römer. Ruth konnte nicht schreiben, sie lag im Fieber. Ein schleichendes Fieber, fürchteten sie. Erik war zur Abreise vollständig fertig gewesen, er depeschierte bereits seine Ankunft.

Da traf ein Telegramm ein, das ihn zurückhielt. Drei Tage später ein kurzer Brief von Frau Römer:

„Ihre Anwesenheit ist nicht erwünscht. Die Trennung würde dasselbe noch einmal ergeben. Ruth muß es lernen, ohne Sie zu leben. Daher dürfen Sie unter keinen Umständen herkommen. Mein Mann meint es als Arzt, ich meine es aber auch — als Frau. Ich habe Ruth lieb wie mein Kind; wollen Sie mir helfen, wie eine Mutter über ihr zu wachen, so entfernen Sie auf immer aus Ihren Briefen alles, — auch das Geringste, was Sehnsucht wecken könnte.“

Nach einer Woche schrieb Frau Römer:

„Mit unsrer Ruth geht es besser. Aber gestern hat sie uns sehr erschreckt. In ihrem Zimmer steht mein Lehnsessel, mit braunem Leder bezogen; sie wollte ihn durchaus haben, als sie ihn bei mir sah, und sagte dabei bedauernd: ‚Wie schade, daß er nicht grün ist!‘

Diesen Sessel hatte sie gestern nacht mitten ins Zimmer, ihrem Bett gegenüber, gerückt. Als mein Mann noch einmal leise hereintrat, um nach ihr zu sehen, sieht er im Schein der kleinen Nachtlampe Ruth aufrecht im

Bett, — den Oberkörper weit vorgebeugt, die Augen ſtarr auf den Seſſel geheftet, das Geſicht verzückt.

Als ſie meinen Mann ſah, fiel ſie in die Kiſſen zurück. ‚Ach, — nun iſt er fort!‘ ſagte ſie traurig. Sie war in einer halben Ohnmacht, am ganzen Körper kalt.

Wir haben den Lehnſtuhl aus ihrem Zimmer entfernen müſſen. Mit den andern Stühlen ‚geht es nicht‘, verſichert ſie.

In aufrichtiger Freundſchaft

Irene Römer.“

Bald darauf kam der erſte, noch mit Bleiſtift aus dem Bett gekritzelte Zettel von Ruth ſelbſt. Wenige Zeilen nur, darunter ein Poſtſkriptum:

„Ich glaube, daß die Menſchen zaubern könnten, wenn ſie wollten.“

In der Mappe befand ſich neben dieſem kleinen Zettel ein Schreiben von Eriks Hand, — ein vollſtändiges Briefkonzept, welches anfing:

„Mein Herzenskind!

Außer den bekannten zehn Geboten gibt es noch ein elftes, ſpeziell für Dich: ‚Du ſollſt nicht zaubern.‘

In ururalten Zeiten nahmen die Menſchen, wenn ihre Götter die Wünſche einzelner nicht erfüllten, mitunter ihre Zuflucht zu fremden und böſen Geiſtern, die ſich durch Zauberkunſt und Zauberformeln beſchwören ließen. Das mögen die Menſchen aus zweierlei Urſachen gethan haben: aus Kleinmut oder Hochmut; aus dem mangelnden Glauben, daß im Willen ihrer Götter auch wirklich eine weiſe, gute Macht über ihnen waltet, — oder aus dem Trotz, der es müde geworden iſt, zu gehorchen und zu vertrauen.

Du machſt es doch nicht ebenſo, — gleichviel aus welchem dieſer beiden Gründe? Nimmſt Dir doch nicht hinter dem Rücken und aus eigener Machtvollkommenheit, was Dir vorenthalten bleiben ſoll? Rufſt doch nicht, wie damals, in der letzten Nacht, einen fremden, böſen Geiſt, das Fieber, um Dir zu helfen und Dich in eine Wirklichkeit zu entführen, die keine iſt?

Du ſollſt nicht zaubern. Sollſt Dich an die Wirklichkeit hingeben, die um Dich iſt, — ganz, voll Glauben und voll Vertrauen, daß Du in ihr zu Hauſe biſt —"

Hier brach das Briefkonzept ab; die nächſten Zeilen waren ausgeſtrichen, — wiederholt, und wieder ausgeſtrichen. Sie waren ihm ſichtlich ſchwer von der Hand gegangen.

Aber die Konzepte mehrten ſich; hinter jedem Briefe Ruths folgte eines; Erik blätterte ſie ungeduldig beiſeite: daß ſie da lagen, das beſagte genug.

Sein Blick verweilte nur länger, wenn er wieder auf die feine, charakteriſtiſche Handſchrift Frau Römers traf. Er konnte das Gefühl nie ganz los werden, als ob er mit ihr — oder ſie mit ihm? — in einem geheimen, unbewußten Kampf ſtände; und doch erquickten ihn dieſe Briefe. Wenn ſie wider Wiſſen und Willen ein Feind war, ſo war's ein herrlicher. Einer, wie man ihn ſich wünſchen ſoll, um ſich mit ihm zu meſſen.

Um dieſe Frau wehte es wie helle, reine Luft, — man mußte ſich wohl darin fühlen. Und jedes ihrer Worte ein ſo klarer Ausdruck deſſen, was ſie warm empfand. Während man las, glaubte man ihre Stimme zu vernehmen: eine heitere, entſchloſſene Stimme.

Schon wollte Erik die Mappe ſchließen und an ihren

frühern Platz legen, als ihm noch ein Brief Ruths in die Augen fiel. Vor vielen Wochen geschrieben und durchaus nicht gefühlsmäßigern Inhaltes als die übrigen, — auch, gleich den übrigen, ohne Anrede und ohne andern Abschluß als „Ruth“. Aber auf der letzten Seite, da hatte sie sich verschrieben: da stand einmal „Du“, anstatt „Sie“.

Sie hatte den kleinen Verräter energisch ausgestrichen und das ihm beigefügte Zeitwort umkonjugiert. Aber am Rande der Seite war's treuherzig bekannt: „Ich habe ‚Du‘ gesagt, ich wollte aber ‚Sie‘ sagen.“

Erik schaute nie in die Mappe hinein, ohne an dieser Stelle hängen zu bleiben, — und er schaute oft hinein.

Diese eine Silbe war ihr einziger wirklicher Gruß an ihn. Mündlich würde sie sich schwerlich je versprochen haben. Sie bedurfte dessen nicht. Sie hatte „Du“ zu ihm gesagt, an jedem Tage, in jeder Stunde fast, mit Blick und Ton und Miene. Jetzt erst ward es zum verständlichen Wortlaut, unwiderstehlich: ein Ersatz für alle wortlose Nähe.

Erik schob die Briefe von sich; er wollte arbeiten. Arbeiten, — nur nicht dieses unnatürliche, vollständig entnervende Hinleben in Gefühlen und Gedanken, — dieses unsichere Tasten ins Blaue, in die Ferne, mit dem Verzicht darauf, zu handeln. Wie leicht war dagegen selbst die Trennungszeit für ihn gewesen: innerste, angespannteste Aktivität bis zur letzten Sekunde, aufs höchste gesammelte und gesteigerte Kraft: für Ruth.

Nun der Rückschlag. Nachlassen, — gehen lassen. Es machte ihn fast krank.

Und er arbeitete Stunde um Stunde, bis eines der

blauen Schulhefte nach dem andern mit den notwendigen roten Tintenstrichen durchsetzt war.

Dann erst lehnte er sich müde in seinen Stuhl zurück. Und wieder las er, mit immer neuen Kommentierungen, an der einzigen Silbe „Du". —

Der nächste Tag brachte draußen die erste echte Frühlingsstimmung. Ein tiefblauer Sonnenhimmel strahlte über den kahlen Bäumen. Noch zog sich am Rande der Kieswege, schmal und vergraut, eine durchlöcherte Schneekruste hin, aber aus dem toten Gras hoben sich schon frisch die saftgrünen Hälmchen, und an den Birkenzweigen hingen seit Wochen, geduldig wartend, längliche braune Knospenzipfel. Der Wiesengrund hinter dem Garten stand ganz unter Wasser und spiegelte blinkend Himmel und Sonne wieder; vereinzelte zersplitterte Eisschollen trieben darin umher.

Erik hatte, wie jetzt fast immer, den ganzen Tag in der Stadt zu thun; neben seinem Schulunterricht noch den freiwillig erteilten, den er, mit sich daran anschließenden Vorträgen, in diesem Winter durchführte: teils in seiner Stadtwohnung unter Beteiligung Erwachsener, teils in einem leerstehenden Klassenzimmer der Mädchenschule.

Diejenigen, die sich hier einfanden, gehörten ebenfalls der Schule nicht mehr an, oder doch fast nicht mehr. Man konnte es den Gesprächen entnehmen, mit denen sie ihn meistens erwarteten. Es wurde nicht mehr von Phantasieereignissen gesprochen, sondern von Bällen und Gesellschaften und von Anbetern, die wohl nicht mehr in der bloßen Einbildung existierten. Von Schulangelegenheiten niemals, wenn nicht etwas ganz Sensationelles vorfiel, wie heute morgen, wo ein kleines Mädchen beim Frühgebet im großen Schulsaal um-

gefallen und liegen geblieben war, — ein Fall von Epilepsie. Es hieß, das bloße Ansehen wirke ansteckend, nichtsdestoweniger hatten die meisten, wie gebannt, auf die Zuckende hingestarrt, welche, Schaum an den Lippen, vor ihnen lag.

Mitten in das Gespräch darüber kam, als die Späteste, und mit einem unterdrückten Gähnen, die hübsche Wjera mit den kecken dunkeln Augen. Sie war seit der Zeit ihrer Backfischstreiche noch hübscher geworden.

„Bist du auch wieder da?“ rief Eriks fleißigste Schülerin sie an, „ich möchte wissen, wozu? Ob es dir wohl angenehm ist, daß er immer nur Spott für dich hat?“

„Und Lob für dich; da ziehe ich mein Teil vor,“ erwiderte sie mit Ueberzeugung; „laß ihn nur spotten, das thut ihm gut, er ist bei schlechter Laune. Glaubst du, daß dein Fleiß ihn beglückt, mein geliebtes Gänschen?“

„Mehr als fleißig sein kann niemand,“ bemerkte eine, die in Erwartung des Kommenden auf dem Fensterbrett saß und häkelte.

Wjera lachte boshaft: „Nun, er könnte noch allerlei andres schmerzlich vermissen, — zum Beispiel Verstand. — — Lieber Gott, was kann es nützen, sich so anzustrengen?“

„Warum bleibst du denn nicht weg? Du wolltest ja haben, was Ruth hatte, — du am meisten.“

Wjera saß nachlässig hingegossen, die Arme längs der Banklehne ausgestreckt, und schielte seitwärts in den kleinen Handspiegel, den jemand in der Nähe des Fensters angebracht hatte, und der immer umstanden war.

„Ich glaube nicht daran, daß er mit uns so ist wie mit Ruth,“ murmelte sie; „es wäre der reine Be-

trug. Entweder hat Ruth uns gefoppt, — oder wir ſind — dumm. Glaubt ihr etwa, Ruth meinte das, als ſie ſo außer ſich vor Entzücken ſagte: ‚O — — dahinter gibt es das ganze Leben?‘ Wir ſtehen noch vor der Mauer, — wie eine Hammelherde.“

„Na, ſo geh doch hinüber.“

„Ich werd' auch,“ verſetzte Wjera kurz, — „noch heute. Wollt ihr? Mit einem Satz! Aber daß ihr nicht ſchreit! Ihr könnt ja nachſpringen.“

Im Nu drängten ſie ſich um ſie, brennend vor Neugier.

„Was wirſt du thun?!“

Sie erwiderte nichts. Sie hob nur das Geſicht ihnen entgegen und ſpitzte den Mund ein wenig.

„Ein Kuß?!“

Sie ſchrieen jetzt ſchon.

Da trat Erik herein. Er bemerkte, daß ſie zerſtreut waren, beachtete es aber nicht. Wjera las vielleicht ganz richtig in ſeinen Augen: „Wie eine Hammelherde.“ Er vermißte Ruth unter ihnen, nicht weil er ſie liebte; er vermißte ſie, weil ſie ihn fortwährend angeregt, fortwährend ſeine Geiſtesgegenwart verlangt hatte. Für ſie mußte er auf der Höhe ſeiner ſelbſt ſtehen, um niemals fehlzugreifen.

Das war hier unnütz.

Nach kurzer Zeit erhob ſich Wjera und ging, ein Blatt Papier in der Hand, auf Erik zu.

„Sollte es möglich ſein?“ fragte er ſarkaſtiſch, indem er annahm, ſie wolle ihm eine Arbeit vorlegen, „es wäre das erſte Mal.“

Sie ſtieg die beiden Stufen zum Katheder hinauf und

beugte sich zu ihm, — so tief, daß er aufsah. Bei dieser Bewegung seines Kopfes berührten sich fast die beiden Gesichter.

Da durchgellte ein Schrei die Klasse, einstimmig. Sie hatten's nicht aushalten können.

Aber gleich darauf folgte ein zweiter, ganz anders im Ton: Wjera war, kaum daß der Schrei erscholl, hintenübergestürzt.

Erik selbst gingen Ursache und Wirkung durcheinander, ob der erste Schrei vorherging, ob er folgte, — ob sie sich niedergebeugt, weil sie im Stürzen war. — Er hatte auch vom Fall im Schulsaal gehört, und jetzt ergriff die Erinnerung daran die Mädchen mit kopflosem Entsetzen.

Die meisten sprangen auf, einige sprangen im plötzlichen Schreck auf die Bänke, — auf das Fensterbrett.

Erik brach sich Bahn. Er hatte die wie leblos Daliegende auf seine Arme gehoben und trug sie hinaus.

Als er raschen Schrittes den Gang entlang dem nächsten leeren Zimmer zuging, kam Leben in sie. Der ganze weiche, geschmeidige Körper bewegte sich, als strebe er, erzitternd, sich an ihn zu schmiegen; ihr Atem flog; wie um sich zu halten, schlang sie den Arm um seinen Nacken, und jetzt — jetzt fühlte sie deutlich, wie es ihn heiß überlief.

Blitzschnell, eh' er's nur gewahr wurde, hatte sie ihren Mund auf seine Lippen gedrückt.

Aber in der nächsten Sekunde fand sie sich schon auf ihre Füße gestellt — hart, so plötzlich, daß sie fast zusammengestürzt wäre. Eine sinnlose Wut überfiel ihn. Wie ein Bild stand vor ihm der Augenblick, wo er Ruth,

wie ein lebloſes Kind, in ſeinen Armen auf ihr Bett getragen.

Er ergriff die verblüffte Spitzbübin beinahe brutal beim Handgelenk und zwang ſie die wenigen Schritte bis an die hohe Flügelthür, die den Hallengang gegen das Treppenhaus hin abſchloß. Er ſtieß die Thür auf.

„Hinaus. Ohne Wiederkehr," ſagte er kurz.

Sie errötete und erblaßte. Sie ging nur langſam hinunter, Stufe für Stufe, und hielt ſich am Geländer. Was würden die andern in der Klaſſe wohl denken, wenn ſie nie wieder kam? Daß er ihr über die Mauer geholfen habe? Ja, gründlich. Mit einem Satz.

Und das Schlimmſte: ſie hatte eine gehörige Beule weg, gerade vorn an der Stirn. —

Erik gab ſich Mühe, bei der Rückkehr in ſeine Klaſſe, der Stimmung Herr zu werden, die ihn peinigte und niederſchlug. Er hatte ſich jedesmal gewundert, den bildhübſchen Nichtsnutz mit unbegreiflicher Hartnäckigkeit noch auf ihrem Platz daſitzen zu ſehen, und dennoch feſt entſchloſſen, nichts zu lernen. Er hatte ſich auch ein wenig gefreut. Weil ſie ein kluges Ding war, voll Mutterwitz und Phantaſie. Er wußte jetzt, von was für einer Art von Phantaſie.

Aber lag es nicht an ihm? War es nicht an ihm, allen dieſen jungen Menſchen unausweichlich die Richtung zu geben? Auswüchſe auszuſchneiden, Fehlendes zu ergänzen, Schlummerndes zu wecken? Er hatte ſich ſeiner Aufgabe wohl mit ſeinem Willen hingegeben, aber nicht mit ſeinem Herzen. Und kein noch ſo guter Wille vermochte ſein mächtigſtes Erziehungsmittel zu erſetzen: das war die Friſche und Fülle der Stimmung, deren immer bereites Intereſſe

ſich auch noch in das Geringſte eingrub, ſuchend, lockend, verſtändnistief. Und er bedurfte deſſen ganz beſonders. Denn ſeine Vorzüge wie ſeine Schwächen als Lehrer beſtanden darin, daß er ſeine Perſönlichkeit und ſeinen Unterricht nicht zu trennen wußte; gelang es ihm nicht, ſich ſelbſt zu geben, ſo mißlang ihm alles. —

Am Thorweg des Schulgebäudes wartete Jonas auf den Vater. Sie fuhren zuſammen nach Hauſe aufs Land.

Im Eiſenbahnwagen ſagte Jonas: „Mama ſpricht jetzt immer davon, daß ſie bald verreiſen muß. Sie kann doch nicht ſo früh im Jahr ins Bad reiſen?“

„Ich weiß noch nicht. Vielleicht wird es wünſchenswert ſein. In Deutſchland iſt es ja nicht mehr ſo früh im Jahr. Dagegen ſpricht nur, daß ich ſie jetzt noch nicht ſelbſt hinbringen kann. Das müßteſt du dann thun, Jonas. Und ſie würde Gonne mitnehmen.“

„Wenn ich Medizin ſtudieren werde,“ bemerkte Jonas nach einer Pauſe, „dann wird es mir immer vor Augen ſtehen, das Wunderbare, daß es mit Mama beſſer geworden iſt. Ich denke mir: Arzt zu ſein, und ein einziger ſolcher Fall, — das muß auf alle Lebenszeit einen glücklichen Menſchen machen.“

„Du biſt ein guter Kerl, Jonas. — Ich hätte übrigens nicht gedacht, daß du ſpeziell ‚Medizin‘ wählen würdeſt. Ich dachte: Naturwiſſenſchaften.“

„Ja, ich ſelbſt auch, — früher. Am liebſten Zoologie. Aber es iſt eine ſo ungewiſſe Zukunft damit. Ein Arzt findet überall ſein Brot.“

„Das iſt richtig. Aber das allein Ausſchlaggebende dürfte es nicht ſein. Es kam immer noch auf die Stärke

der besondern Neigung und Befähigung an. Wenigstens für dich. Das andre war dann meine Sache."

„Ich möchte aber so früh als es geht unabhängig werden, Papa. Selbständig."

„Ist es dir so unangenehm, dich von mir abhängig zu wissen, mein Junge? Es ist nur dein gutes Recht. Noch lange. Ich will nicht, daß dir deine Studien durch irgend etwas verkürzt oder eingeschränkt werden."

Den Rest der Fahrt schwiegen sie. Jeder blickte, in seine eigenen Gedanken vertieft, zu einem andern Fenster hinaus.

Zu Hause, über dem Garten, dunkelte es schon. Aus dem Wohnzimmer blinkte Licht. Der späte Mittag, der jetzt in den Abend fiel, wartete auf sie.

Erik legte beim Eintreten eine Handvoll blaßblauer Fliederzweige auf den Tisch. Er hatte sie in einer Hülle von Seidenpapier mitgebracht.

„Aber, Erik!" sagte Klare-Bel vorwurfsvoll, während sie doch vor Freude errötete, „etwas so Kostbares und Ueberflüssiges! Im russischen April!"

„Ueberflüssig?" Er ordnete die langen Stiele geschickt in einem geschliffenen Kelchglas. „Der Frühling ist doch nicht überflüssig. Und ich meinte: in einem Landhause müßte er wenigstens drinnen sein, wenn er schon nicht draußen ist."

Ihre Augen füllten sich langsam mit Thränen; sie schlug sie nieder, damit er es nicht sähe. Der Frühling war ja drinnen eingekehrt, ihr Frühling, auf den sie gewartet hatte, wie auf eine Lebenserneuerung gerade für Erik. Aber dieser Frühling war blumenlos und frostig geblieben.

Nein, das war ungerecht. Ungerecht gegen ihn, dem sie ihre Genesung dankte: abbittend blickte sie Erik verstohlen an. Aber das mußte sie ja sehen: er ertrug kaum die Trennung, — die Trennung von Ruth. Solange Bel ihn glücklich gesehen, war sie arglos und sorglos geblieben. Jetzt aber lag es auf ihr, bei Tag und bei Nacht.

„Hast du Ruths gestrigen Brief schon beantwortet?“ fragte sie nach einer Pause.

„Ja. Noch nicht völlig beendet,“ erwiderte er.

Sie zog den Flieder zu sich heran und vergrub ihr Gesicht in den duftenden Dolden.

„Da war doch, — ist der junge Russe noch immer da, den sie so gern haben?“

„Jurii? Ja. In den jetzt angehenden Ferien sollte er sogar, glaub' ich, eine kurze Zeit bei ihnen wohnen, — draußen am Schloßberg. Sie wollten allerlei zusammen unternehmen. Römer hält viel von ihm.“

Eine kleine Pause entstand.

„Wie alt ist er eigentlich, Erik?“

„Ungefähr zweiundzwanzig Jahre, glaub' ich.“

„Und gänzlich unabhängig, nicht wahr? Es handelt sich für ihn nicht um ein Brotstudium?“

„Nein.“

Erik blickte auf, ein flüchtiges Lächeln um den Mund. Auf den jungen Russen eifersüchtig, — nein, das war er unter keinen Umständen.

„Eine echt weibliche Kombination, Bel. Du dachtest schon an Brautkranz und Schleier, nicht wahr? Aber dafür, daß Ruth rasch mit ihm vertraut geworden ist, liegt ein andrer Grund vor: er ist ihr nicht fremd. Er

kennt ihren Onkel hier. Hat einmal früher mit ſeinen Eltern dort verkehrt, — mit ihr geſpielt, als ſie acht und dreizehn Jahre alt waren."

Sie lehnte den Kopf zurück.

„Es iſt nichts," dachte ſie, „es kann nicht ſein. Sonſt müßte — müßte er eiferſüchtig ſein. Trotz ſeinem ſtarken Selbſtvertrauen. Jugend ſucht Jugend."

Nach einiger Zeit ſagte ſie bittend: „Erik! Du mußt nicht böſe ſein. Ich habe einen ſo großen Wunſch."

„Einen ſo ſchlimmen, Bel? Nun, heraus mit ihm."

„Ich wünſche ſo ſehnlich, — ich möchte ſo ſehr gern, nur ein einziges Mal, — leſen, was du an Ruth ſchreibſt."

Er antwortete nicht. Er ſtand auf und ging aus dem Zimmer. Gleich darauf kehrte er zurück, den faſt beendeten Brief in der Hand.

„Du kannſt es jedesmal leſen, Bel, wenn du willſt."

Ihre Augen ſtrahlten ihn ſo dankbar und beglückt an, daß er den Blick nicht aushielt. Er ſah hinweg.

Es war ihm eine Pein, ſie daſitzen zu ſehen, — leſen zu ſehen. Am liebſten wäre er hinausgegangen.

Er trat an das Fenſter und ſchaute in die Dunkelheit.

Aber das Fenſterglas höhnte ihn. Was es wiedergab, war noch einmal das Zimmer, mit der Lampe auf dem Tiſch, den zarten Fliederzweigen und der leſenden Frau im Lehnſtuhl.

Klare-Bel ließ den Brief ſinken. Sie ſah betroffen aus.

„Wie ſeltſam, Erik," ſagte ſie, „— ich kann mir gar nicht vorſtellen, daß du ſo an Ruth ſchreibſt."

„Ich glaube ihr nicht anders zu ſchreiben, als ich zu ihr geſprochen habe," entgegnete er.

„Es mag ja ſein. Aber dann kam wohl noch allerlei

hinzu, was nur im Mündlichen liegt. Dein ganzes Wesen kam hinzu. Du bist ja so jung und frisch im Wesen, Erik."

„Nun, — und?"

Er wandte sich um. Gewiß fand Ruth seine Briefe ebenso „entsetzlich nüchtern", wie er die ihren. Nur aus einem andern Grunde: sie konnte nicht ihr Inneres aussprechen, — und er durfte nicht.

„Ja, — nun, — ich weiß nicht, wie ich es beschreiben soll, Erik. Aber in dem Brief da bist du wie ein ehrwürdiger alter Mann, mit langem weißem Bart und Haar, — ungefähr so, wie die Kinder sich den lieben Gott vorstellen."

Es durchzuckte ihn. Er mußte an Ruths Wort denken: „Wie Gott."

Eine Fülle widerstreitender Empfindungen wühlte es in ihm auf. Was für ihn wie für Ruth diesen Briefwechsel nüchtern machte, — im lebhaftesten Plauderton noch kalt und stumm, — das mochten wohl zwei ganz entgegengesetzte Gefühle beim Lesen der Briefe sein.

Für *ihn* war's ein Abzug am Vollen, Menschlichen ihrer Persönlichkeit, ihres innersten Wesens, das in Worten nur seine Oberfläche zu zeigen vermochte. Für *sie* war's vielleicht ein Zusatz zu seiner menschlichen Persönlichkeit, eine *Verklärung* derselben: er hatte ihr ja auch mündlich sein innerstes Wesen verschweigen müssen, und gerade das idealisierte sie sich nun vielleicht aus seinen geschriebenen Worten, — „ungefähr so, wie die Kinder sich den lieben Gott vorstellen."

Daher war ihm auch nie von selbst das Bedenken gekommen, sie könne an seinen Briefen ebensoviel aus-

zuſetzen haben, wie er an den ihren. Denn er hatte gefühlt: in ſeinen Briefen ergriff ſie ſeine Hand und ging an derſelben vertrauensvoll ihren Weg. Gehorſam — froh. Denn ſie litt doch nicht? Nein, das that ſie gewiß nicht.

Man hatte ſie dort mit einem Leben umgeben, das ſie unausgeſetzt anregen, bereichern, entwickeln mußte, — ſie beglücken und ſie erfüllen. Und mit ihrer unbegrenzten Empfänglichkeit ſtand ſie mitten in dieſem Leben, — wie mit weit ausgebreiteten Armen.

Nein, ſie — ſie litt nicht.

Auch Klare-Bel war verſtummt. Wieder hing jeder ſeinen eigenen Gedanken nach, und wieder wurde es heute ein ſchweigſames Abendeſſen. Wie ſie da zu dreien bei einander ſaßen, eng zuſammen, in herzlicher Neigung verbunden, blieben ſie doch einander ſo weltenfern entrückt, daß keiner von ihnen teil hatte an der ſtummen Welt des andern.

Als nach dem Eſſen Erik ſein Zimmer nicht wieder verließ, ſetzte Jonas, ohne Schularbeiten, ſich zur Mutter.

„Wenn Papa nicht da iſt, muß ich ihn erſetzen," verſicherte er, „kann ich dir nicht ſchon bald faſt dasſelbe ſein wie Papa? Einen guten Kopf größer als du bin ich doch ſchon, meine kleine Mama."

Sie ſah ihn mit einem tiefen, ſtillen Blick an, den er nicht verſtand. Dann ſtreckte ſie ihm über den Tiſch ihre Hand hin.

„Mein lieber Junge. Ja, mir kannſt du bald — viel ſein. Wirſt du es auch nicht vergeſſen, ſpäter, über all dem Studieren? Du mußt mir viel — viel Freude machen, Jonas."

„Ich werde dir ganz ungeheuer viel Freude machen,

Mama," erklärte er treuherzig, „das werde ich ganz bestimmt. Denn ich werde etwas ganz Ausgezeichnetes werden. Das muß ich."

„Freust du dich sehr auf das ungebundene, neue Leben draußen?"

„Auf draußen, — ja. Aber das mit dem ungebundenen Leben finde ich gar nicht so schön. Ich finde es viel schöner so, wie Papa es gehabt hat."

„Wie denn, mein Kind?"

„Nun, doch so ganz gebunden, Mama. Mit dir zusammen. Das kann ich mir nämlich so wunderschön ausmalen. Fast als ob —. Eine Studentenstube, — ganz klein braucht sie ja nur für den Anfang zu sein, und an den Wänden Bücher, und auf dem Tisch eine Kochmaschine zum Selbstkochen. In der Ecke ein schönes Skelett und am Fenster viele Blumen. Da sitzt die Frau mit dem Nähzeug. Und bei den Büchern, da sitze ich, — ich meine: sitzt Papa."

„Ganz so war es wohl nicht. Nicht so eng. Für Blumen und Kochmaschinen und Nähzeug schwärmte Papa nicht sehr. Und wenn er bei den Büchern war, dann mußte er in seinem Zimmer allein sein. Da warst nur du bei mir. In einer kleinen Wiege."

„Eine kleine Wiege?"

Jonas wurde ziemlich rot. An dieses Stück der Zimmereinrichtung hatte er noch gar nicht gedacht. Er sagte etwas befangen: „Nun ja. Aber wenn du auch nur nebenan gesessen hast, so war es doch das, was ihn fleißig machte. Und eben das denke ich mir so herrlich beim Studieren, wenn man's für jemand thut, den man so über alles lieb hat."

„Das ſage du Papa lieber nicht. Das würde ihm vielleicht mißfallen. So hat er es mit ſeinen Studien und Plänen wohl nie gemeint. Er war ſo ganz anders, als du biſt, Jonas. Aber unendlich gut und klug war er. Und als er anfangen mußte, ſich ums Brot zu plagen, und es mich grämte, da lachte er mich ſo herzlich aus und ſagte: ‚Laß gut ſein, Bel, ich hab' ein Mittel, ein Zaubermittel, um friſch zu bleiben, — mag es noch ſo viel Plage geben, — friſch für meine Ziele: das Mittel biſt du, Bel'. Ja, ſo ſagte er."

Jonas ſchwieg. Er wollte den Vater nicht vor ſeiner Mutter herabſetzen, aber in dieſem Punkte fühlte er ſich ihm weit überlegen.

„Man kann noch tauſendmal mehr lieben!" dachte er im ſtillen.

Klare-Bels Gedanken aber träumten ſich, ſchmerzlich und beglückt, in die Zeit ihrer Studentenehe zurück. Sie ſah alles vor ſich, als habe ſie es eben erſt verlaſſen, und durchwanderte jeden Winkel, der ihr Glück beherbergt hatte. Sie ſah auch die Stube, wo er über ſeinen Arbeiten ſaß, und ſie ihn leiſe, — ganz leiſe mußte es ſein, — umſorgte. Aber gerade dieſes Bild verwiſchte ſich ihr, wurde undeutlich wie vor Thränen. An Eriks Stelle ſaß ein andrer, — ſaß Jonas; — und immer wieder, mit einem dumpfen Zukunftsgrauen, erblickte ſie ſich allein, — allein mit dem Sohn.

Die Nacht lag Klare-Bel wach, und als ſie gegen Morgen einſchlummern wollte, ſchreckte der Gedanke ſie auf, als müſſe ſie über irgend etwas angeſtrengt und mit Schmerzen nachgrübeln.

Am folgenden Tage fielen die Schulſtunden aus;

irgend einer der zahlreichen griechiſchen Kirchenheiligen wurde gefeiert. Erik ſetzte ſich am Vormittag mit einigen Büchern und Papieren ins Wohnzimmer, wo, in der Nähe des Kaminfeuers, ein Schreibtiſch für ihn improviſiert worden war. Draußen ſtöberte ein ganz feines Schneewetter aus ein paar finſtern Wolken, hinter deren blauſchwarzem Rande die Aprilſonne neckend bereits wieder hervorlachte. Hell und dunkel glitt es über das Zimmer hin.

Klare-Bels Augen hingen mit einem wehmütigen Ausdruck am Arbeitenden. Heute morgen wollte ſie ihn fragen. Sie hielt es nicht länger aus. Wie hatte ſie nur denken können, ſeine Briefe würden ihn ihr verraten? Denn Ruth war ja noch ſo ganz unbewußt geweſen. Zu ihr konnte er nicht offen ſprechen. Daher gerade der auffallend zurückhaltende Ton. Vor ihr verbarg er ſich — befangen und mühſam.

„Wo ſteckt Jonas eigentlich?“ fragte Erik, über ſeine Ausarbeitungen gebeugt.

„Jonas iſt nun doch wieder zur Stadt gefahren. Er wollte ſo gern ſeinen Freund beſuchen.“

„Hoffentlich doch nicht, um wieder zu arbeiten, — mit dem Freunde?“

„Vielleicht. Laß ihn, Erik. Iſt er nicht ausgezeichnet geworden?“

„Ja. Höchſtens zu ausgezeichnet. Er hat viel vor ſich gebracht, das muß man dem Jungen laſſen. Sowohl was ſeine Fähigkeiten wie ſeine Ausdauer betrifft, hat er meine Erwartungen im letzten Halbjahr weit übertroffen.“

„Nicht nur das. Er iſt dabei ſo verſtändig geworden. Ihm ſteckt kein Unſinn im Kopf. Keine Kindereien.“

„Ja. Gerade das mißfällt mir. Dafür ist er zu jung. Wenn er nur nicht eng wird. Mit siebzehn Jahren muß man nicht Philister sein.“

„Ach, Erik, wenn er nur brav wird.“

„Das kann er immer noch. Zunächst soll sein Temperament heraus! Heidelberg wird ihm gut thun, denke ich, und Römers Einfluß. Man muß sorgen, daß er sich frei bewegen kann. Weder Zeit noch Geld darf ihm knapp zugemessen werden.“

„Wie gut er ist!“ dachte Klare-Bel, „ja, in solchen Dingen ist er immer unendlich gut gewesen. Würde sich plagen für den Jungen, damit der lernen kann, zu genießen.“

Mehrere Minuten vergingen in Schweigen. Eriks Gedanken liefen voraus, dem Herbst entgegen, wo Jonas nach Heidelberg abging. Allerspätestens dann mußte er Ruth wiedersehen, sie sprechen. Vielleicht aber schon früher. Wenn Klare-Bel so ins Bad reiste, daß er sie mit Beginn der Sommerferien in Deutschland abholen konnte.

„Erik!“ sagte eine Stimme neben ihm.

Er sah zerstreut auf. Seine Frau stand am Schreibtisch — ohne ihre stützenden beiden Stöcke. Sie hatte sich selbständig erhoben und war durch das ganze Zimmer zu ihm hingegangen, — allein.

Sie hatte es heimlich geübt, mehrere Tage.

Erik vermochte nicht gleich aus seinen Gedanken herauszukommen. Er blickte sie nur fragend an, ohne zu beachten, was ihn überraschen sollte.

Er bemerkte es nicht.

Auf Klare-Bels Lippen erstarb ein Lächeln.

„Ich wollte dir nur zeigen, was ich kann,“ sagte sie, mit einer gewaltsamen Anstrengung, es unbefangen zu sagen.

Aber es mißlang. Sie erblaßte. Und plötzlich schwankte sie und glitt dem erschrocken Aufspringenden in den Arm.

Er führte sie langsam zu ihrem Lehnstuhl, besorgt, über sie gebeugt. Jetzt war er ganz bei ihr.

„Ist dir besser?“ fragte er herzlich und zog sich einen der niedrigen Polstersessel vom Kamin heran, „die Selbständigkeit bekommt dir schlecht, meine arme Bel.“

Sie sah den Scherzenden mit einem langen, stillen Blick an.

„Ich muß sie doch lernen, Erik!“ entgegnete sie doppelsinnig.

Sie lehnte den Kopf müde zurück und schloß die Augen. Und so, mit geschlossenen Augen, während er ihre Hand festhielt und leise streichelte, sagte sie: „Siehst du, — ach, Erik, es war ja gewiß recht kindisch. Aber siehst du, — hierauf hab' ich mich ja schon so lange gefreut. Auf deine Freude, — wenn ich einmal so zu dir käme, — ohne Stütze, auf eigenen Füßen. Es war so kindisch. Aber nun ist mir aller Mut abhanden gekommen, dich zu fragen, Erik.“

„Wonach wolltest du mich fragen, Bel?“ Er sprach mit gepreßter Stimme, gedämpft, wie immer, wenn er eine Erregung niederhielt.

„Ja, Erik, ich dachte: wenn du dich nun so freutest, und mich in die Arme schlössest, — nicht wie jetzt, weil ich fiel, sondern weil ich stand, aufrecht neben dir stand, — dann wollte ich dich fragen, — ganz leise wollte ich dich fragen, — ach, Erik! ich kann es nicht mehr.“

Er faßte ihre beiden Hände in die seinen und blickte durchdringend, mit gespanntester Aufmerksamkeit in das

erblaßte Geſicht mit den feſt geſchloſſenen Augen. Sein Herz ſchlug hart gegen die Bruſt.

„Ich will es dir ſagen, Bel!“ erwiderte er feſt, ohne den Blick von ihr zu laſſen, „wenn es dich gequält hat, dann muß es ſein. Haſt du den Mut, es zu hören? Willſt du es?“

Sie ſchlug ihre Augen auf, — hilflos, thränengeblendet, — hilflos wie ein geſtelltes Wild vor dem Schuß.

„Erik!“ ſtieß ſie flüſternd heraus, und das Entſetzen vor ſeiner Antwort vergrößerte ihre Augen, „— Erik, liebſt du ſie?“

Da beugte er den Kopf tief nieder auf ihre Hände.

„Ja, Bel,“ ſagte er laut.

In demſelben Augenblick durchflutete ein ſo breiter Sonnenſtrom das ganze Zimmer, daß Klare-Bels Lider ſich unwillkürlich davor ſchloſſen, in einem abergläubiſchen Erſchrecken, wie wenn der Himmel ſelbſt Zeugnis ablegen wollte für Eriks Liebe. Blau lachte es herab, und wie ein blitzendes Goldnetz von Tauperlen blinkten die raſch zerronnenen Schneefederchen über dem Garten. So warm ſpielten die hellen Sonnenſtrahlen über den Fliederſtrauß am Fenſter hin, als ſei er draußen vom Strauch geſchnitten.

„Dunkel,“ bat Klare-Bel leiſe, „— ich möchte auf mein Bett, — mach's dunkel.“

Er hob ſie aus dem Stuhl und legte ſie in ihrem anſtoßenden kleinen Gemach auf ihr Bett, hinter welchem er die Fenſtervorhänge aus den Klammern löſte und zuzog.

Sie ſuchte nach ſeiner Hand.

„Die Briefe, Erik, — wie du ihr geſchrieben haſt, —

war es lauter Verſtellung? Oder haſt du ihr — haſt du nicht auch anders geſchrieben? Niemals?“

„Ich habe ihr auch anders geſchrieben, Bel. Ganz anders. Jedes einzige Mal, daß ein ſolcher Brief an ſie abging. Aber es war nur für mich allein. Sie hat's nie geleſen.“

„Du haſt es nicht abgeſchickt? — Haſt du dieſe Briefe noch, Erik?“

„Nein. Ich habe ſie jedesmal, ſobald ſie geſchrieben waren, vernichtet.“

„Wozu haſt du es dann nur gethan, Erik?“

„Es half mir.“

Faſt hätte er hinzugefügt: „Ich liebe ſie ja, Bel! Ich liebe ſie! Ich mußte zu ihr ſprechen.“

Nach einer Weile ließ Klare-Bel ſeine Hand los und ſagte leiſe: „Und ich hatte keine Ahnung, — nein, keine Ahnung hatte ich, daß du ſie um deswillen von dir gabſt. Nun erſt weiß ich es.“

Er richtete ſich betroffen auf. Mißverſtand ſie ihn jetzt nicht? Meinte ſie nicht, er habe Ruth von ſich gegeben um ihretwillen? um Herr zu werden ſeiner Liebe?

Mußte er ihr die letzte, die tödlichſte Kränkung zufügen: „Nicht an dich habe ich dabei gedacht.“

Ja, einmal mußte auch das ſein. Aber mußte es heute ſein? Alles heute? Litt ſie nicht genug, — maßlos?

Er vermochte es nicht.

Da Klare-Bel nicht mehr zu ihm ſprach, trat er von ihrem Bett zurück, an die offene Thür des Wohnzimmers.

Gräßlich war es, einen Wehrloſen niederzuſchlagen mit der Fauſt. Das Mitleid überfiel ihn mit nie gekannter

mitleidsloſer Macht, — mit einem nie gekannten wehen, elenden Gefühl umkrallte es ihn.

Das Kaminfeuer knatterte hoch auf unter kurzen Windſtößen; der Himmel hatte ſich längſt wieder verfinſtert. Von neuem ſtäubte ein feiner Schneeſchauer um das Fenſter, — dasſelbe Aprilſpiel wie zuvor.

Erik warf gedankenlos eine Handvoll Tannenzapfen in die rote Glut, und ein ſchwacher Duft, den er liebte wie keinen andern, — ein Duft nach Wald und Weihnachten verbreitete ſich in der Stube. Unwillkürlich dachte man ſich den kahlen, kalten Garten im Winterfroſt und einen geputzten Chriſtbaum in der Zimmerecke.

Weihnachten, — — — auch in dieſem Winter hatten ſie den Baum geſchmückt und ſich um ihn geſchart, aber zum erſtenmal hatten ſie ſich wie drei arme Erwachſene gefühlt, die am Feſt der Kinder leer ausgehen. Erik, der zu beſchenken wußte, wie nur ein Knecht Ruprecht, und ſich zu freuen, wie nur ein Kind, war karg, — war wortkarg geblieben.

Es kam ihm ſelbſt ſonderbar vor, daß ſich ſein Mitleid an lauter ſolche kleinen, kleinlichen Rückerinnerungen heftete.

Langſam begann er im Zimmer auf und ab zu gehen.

Nicht daß ſie jetzt dalag und litt, — aber daß ſie ſo lange — lange umſonſt auf ſeine Freude gewartet hatte, in ſeinen Zügen nach Freude geſpäht, all dieſe Monate hindurch, — das erſchütterte ihn ſo tief. Geneſen war ſie, — wie ein ſtrahlender Weihnachtsbaum hätte das mitten unter ihnen ſtehen ſollen zu jeglicher Stunde, lichterblitzend, mit tauſend neuen kleinen Freuden geſchmückt. Und ſie hatten ſich nicht wie frohe Kinder darum geſchart — —.

Klare-Bel lag noch immer und ſchwieg. Er mochte nicht zu ihr hineingehen, er mochte nicht fortgehen. Noch immer ging er auf und ab, wie ein Verurteilter.

Endlich kam Jonas. Die Stufen zur Terraſſe ſprang er herauf und hielt ſchon am Fenſter zwei Briefe in der Hand hoch. Beim Eintreten in das Wohnzimmer warf er ſie auf den Eßtiſch.

„Wo iſt denn Mama? Mehr war nicht in der Stadtwohnung im Briefkaſten. Zwei an dich.“

„Mama iſt nicht ganz wohl. Sie liegt auf ihrem Bett.“

Während Jonas ans Bett trat, leiſe, auf den Fußſpitzen, griff Erik nach den Briefen. Der eine von Frau Römer, der andre von Warwara. Ohne zu wiſſen, warum, erbrach er Warwaras kurzes Billet zuerſt: die Bitte, morgen bei ihr zu ſpeiſen; ſie bäte um Nachrichten über Bels jetziges Befinden und wünſche auch, ihm eine Mitteilung zu machen; in etwa einer Woche verreiſe ſie bereits ins Ausland.

Erik ſetzte ſich an das Fenſter und öffnete Frau Römers Brief. Ein längerer als ſonſt. Acht Seiten.

„Lieber Freund!

Heute ſchreibe ich in einer beſondern Angelegenheit, die unſre Ruth betrifft. Aber erſchrecken Sie nicht, denn erſtens iſt es nichts zum Erſchrecken, und dann iſt es auch noch keine Wirklichkeit, ſondern vorläufig nur eine Möglichkeit.

Sie erraten wohl, daß es ſich um Jurii handelt. Ich wußte wohl von ſeiner jugendlichen Schwärmerei für Ruth, ohne ſie beſonders zu beachten. Dergleichen iſt am Ende kein Unglück für einen jungen Menſchen. Jetzt aber

glaube ich, daß er Ruth ernſthaft liebt, und daß er im Begriff ſteht, um ſie zu werben. Dies iſt nun von geringem Intereſſe für Sie, es ſei denn, daß Ruth ihn wiederliebt. Dafür habe ich keinerlei ſtichhaltigen Beweiſe. Aber das Wunderliche iſt, daß man nie ganz ergründen kann, was in Ruth vorgeht, und wie ſie in ihrem innerſten Herzen denkt. Nie ſah ich einen Menſchen, der offener, nie einen, der verborgener geweſen wäre als ſie. Offen: bewußt; verſchloſſen: unbewußt. Es iſt, als führe ſie, noch hinter allem andern, was ſichtbar wird, ein geheimes Eigenleben für ſich, von dem ſie ſelbſt nicht recht weiß, aus dem aber dennoch alle entſcheidenden Gefühle und Gedanken bei ihr kommen. So könnte ſie recht gut einmal ſich ſelbſt zur Ueberraſchung handeln, — ihrer ganzen klaren, friſchen, heitern Unbefangenheit zur Ueberraſchung, — und gerade damit ihr eigentlichſtes Selbſt erſt zum Ausdruck bringen. —

Aber nun zu Jurii. Ich kann über ihn nur Gutes, ja Vortreffliches mitteilen. Ich kann es nur in die Worte faſſen: hätt' ich eine Tochter, — mir ſollt's recht ſein. Er iſt brav, ſympathiſch, ſehr begabt, ernſt in der Richtung ſeines Weſens und ſeiner Intereſſen. Gänzlich unverdorben. Dazu kerngeſund und ein bildhübſcher Junge. Das iſt viel auf einmal. Ueber Familie und Verhältniſſe wurde Ihnen ſelbſt ſchon das Beſte bekannt. Seine große Jugend iſt kein Fehler, da Ruth denſelben mit ihm teilt, und da die Zeit ihn ſo gründlich heilt.

Aber glauben Sie, bitte, trotzdem nicht, daß meine Wünſche Ruth vorauslaufen, — auf Kupplerfüßen laufen. Ich wünſchte nur, Sie rechtzeitig vorzubereiten, damit Sie überlegen, wie Sie ſich zur Sache ſtellen wollen. Denn

gegen Ihren Willen, — nein, auch nur ohne Ihren vollen Willen, — würde ja wohl Ruth nie etwas thun —"

Erik las nicht weiter.

Er überflog die nächsten Seiten: sie handelten nicht mehr hiervon.

Ruths Schweigsamkeit, — war sie doch gewollt, bewußt? Abkehr von ihm, eine stille Wandlung?

Er glaubte seinen eigenen erwachenden Zweifeln nicht. Aber sie kamen wieder. Hell und dunkel, Licht und Schatten glitt es über seine Gedanken hin, wie draußen.

„Aprilwetter, — in mir! um einen Knaben!" murmelte er im Zorn über sich; „in Angst um eine Aprillaune, — in Angst, in den April geschickt worden zu sein!"

Er war so zornig, so ungerecht als möglich, gegen sie, gegen sich selbst.

Beim Heraustreten aus dem Zimmer der Mutter sah Jonas den Vater über die Terrasse in das Schneegestöber hinausgehen.

Und Klare-Bel wollte ruhen, wollte allein sein.

So schlich er sich in seine Stube.

Als Erik nach ein paar Stunden nach Hause kam, bemerkte Gonne gegen ihn, die Frau habe sich zur Ruhe begeben, sie sei krank.

Erik ging zu ihr.

Sie saß aufrecht im Bett; auf dem Tischchen daneben lagen Bücher. Im Nachtjäckchen, ihre kleine Haube auf dem, wie zur Nacht, glatt zurückgestrichenen blonden Haar, sah sie ihm verwirrt und angstvoll entgegen. Als fürchte sie sich vor ihm. Als schäme sie sich vor ihm.

Er ertrug es nicht. Er beugte sich über sie, das Gesicht auf ihren Händen, und küßte diese.

„Bel, — Bel, — verzeihe mir.“

Sie gab ſich Mühe zu lächeln; es war ein merkwürdiges, ſchwaches, kleines Lächeln, das dabei herauskam. Und nun wurde ſie dunkelroth.

„Ach, Erik, — nicht ſo. Es iſt mir zu — es iſt mir ſo ungewohnt. Schrecklich iſt es mir. Sprich nicht ſo zu mir.“

Er ſetzte ſich neben ſie, auf den Stuhl an ihrem Bett.

„Laſeſt du, Bel?“ fragte er zerſtreut, gepeinigt.

„Ja, Erik. Du mußt nicht böſe darüber ſein. Es ſind ſo alte Bücher, — die alten, weißt du? Aber neulich fand ich einmal etwas, und das machte mich ſo glücklich. Das ſuchte ich mir heute auf. Es iſt ſo ſchön zu leſen, Erik.“

Sie ſprach raſch, befangen, wie ein verlegenes Mädchen.

Er blickte nieder auf die Bücher. Ein goldenes Kreuz auf dem einen. Und das andere: P. A. de Génestets „Laiengedichte“, — dieſe echt holländiſchen Lieder, in denen Trotz und Glaube, Troſt und Zweifel ſich ſeltſam genug miſchen.

„Ich hatte ſie ſo völlig vergeſſen, alle beide. Weiß ſelbſt nicht, wie nur. — Wie gut, daß ſo etwas dableibt, ob man es auch vergißt. Sie waren ſo verkramt, und ganz ſtaubig, als ich ſie neulich fand. — Willſt du mir die ‚Laiengedichte‘ herreichen, Erik? Ein Leſezeichen liegt drin.“

Er ſchlug das Buch auf und reichte es ihr. Das Leſezeichen fiel dabei heraus.

„Höre nur, — Erik, — nur einige Verſe, magſt du? Auch du mußt es ſchön finden. Es heißt ‚Peinzensmoede‘. Es ſollte wohl heißen: ‚Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben‘.“

Und ſie las mit ihrer ſanften Stimme:

„Wo — wo ſind die Prieſter,
Die dich erklärten?
In Rätſeln wandelt
Der Menſch auf Erden.
Geheimnis — das Leben,
Geheimnis — der Tod,
Die Schöpfung, ſie predigt
Keinen liebreichen Gott.
Natur nur umgibt dich,
Die nicht auf dich hört,
Gleichviel ob ſie wohlthut
Oder ob ſie zerſtört.

Und doch, — niſten Zweifel
Mir auch in der Bruſt, —
An dich, meinen Vater,
Glaub' ich unbewußt.
Nicht weil deine Schöpfung
Dein Lieben enthüllt, —
Nein! nein! nur trotz allem,
Dem Zweifel entquillt!
Trotz jeglichem Rätſel,
Trotz jeglicher Not,
Trotz Angſt und Verderben,
Trotz Schmerzen und Tod!

Ich ſchmachte, vom Schickſal
Zu Tode getroffen,
Meine Hoffnung iſt Wehmut,
Meine Wehmut iſt Hoffen.
Ich will's — will es glauben,
Daß ich deine Hand
Im Leben wohl ſpürte,
Nur ſie nicht erkannt; —
Will's glauben, was Kirche
Und Prieſter mich lehrten:
Daß niemand umſonſt dich
Geſucht hat auf Erden." *)

*) Frei nach dem Holländiſchen.

Sie saß da und las, den Kopf mit dem weißen Nachthäubchen andächtig gesenkt, die Hände auf der Bettdecke gefaltet. Die Röte der Befangenheit, der verlegene Ausdruck wichen langsam von ihrem Gesicht; rührend und vertrauensvoll sah sie aus, wie ein Kind, das seiner Mutter ein Gebet nachspricht.

Und so nackt legte sie auch jetzt noch ihre Seele, — in all ihrer Hilflosigkeit und zagenden Hoffnung, vor ihn hin, — ohne jeden falschen Stolz. Sie kannte es nicht anders.

Erik hielt noch immer das Lesezeichen in der Hand und betrachtete es geistesabwesend. Ein recht unpassendes hatte sich da ins Buch hinein verirrt: ein nackter Amor mit einem großen Rosenbouquet.

Während er aber stumm darauf hinschaute, sprach er in Gedanken zu Klare-Bel, unterbrach sie im Lesen, nahm ihr das Buch aus der Hand. Er war ganz eingenommen von diesem wortlosen Zwiegespräch: „Dieser Titel gehört sicher nicht über deinen Glauben und deine Zweifel, Bel; ‚Peinzensmoede' bedeutet ja: des Sinnens, des Grübelns müde. Wann hättest du das gekannt? Ein vom Zufall der Erziehung lässig dir übergeworfenes Kleid, — ein durch einen Zufall deiner Ehe lässig von dir abgeglittenes Kleid: das war in deinem Leben der Glaube."

Und in Gedanken hörte er Klare-Bel: „Woran soll ich denn aber noch glauben, Erik? An dich? Doch nicht an dich? Von wo einen Halt nehmen? Du warst mein Halt. Ach, der hält nicht! Er biegt sich unter meiner Hand hinweg, und läßt mich stürzen. Soll ich mir selbst ein Leid anthun? Dich ermorden? Sie vergiften? Ich

bin keiner von den Menschen, über denen die Leidenschaften vernichtend zusammenschlagen. Bin ich dadurch nicht nur hilfloser? Meine tiefste Verzweiflung heißt Hilflosigkeit; — das Tasten nach einer Stütze: mein letzter klarer Gedanke. Warum verwehrst du es mir?"

„Weil ich diese Stütze hasse, — diesen Halt, der mich ersetzen soll. Nein, weil ich mich dessen schäme, — daß er mich ersetzen muß. Weil ich kein Mitleid mehr mit dir habe, — nur noch Zorn und Haß und Scham vor mir selbst." — — — — — — — — — — —

Klare-Bel schaute von ihrem Buch auf, unsicher gemacht durch sein Schweigen.

„Ist es nun nicht schön, Erik?" fragte sie leise, beinahe bittend, „— mich macht es glücklich."

„Dann ist es schön, Bel!" sagte er sanft. —

Aber seine Stimmung war nicht sanft. Den ganzen Abend schlug er sich mit einer ihm fremden Pein herum. Schon am Vormittag, — als er seine Frau nicht sofort über ihr Mißverständnis aufklärte, sondern sich edler nehmen ließ, als er war, — und jetzt wieder, wo seine Lippen anders redeten, als seine beschämten, zornigen Gedanken, — hatte er gegen seine innerste Natur gehandelt, sich passiv verhalten, die Dinge gehen lassen. Nicht aus einer Weichlichkeit des Mitleids, — aus gerechter Ueberzeugung: ob es ihm sympathisch oder widerwärtig war, durfte nicht in Betracht kommen gegenüber dem, was Klare-Bel durch ihn erleiden mußte.

Er hatte sich unausweichlich in die Lage gebracht, gegen seine eigenste Natur handeln zu müssen.

Den nächsten Tag bedurfte Erik einer gewaltsamen Willensanstrengung, um seine Gedanken von allem los-

zureißen, was ihn quälte, und auf seine Arbeit zu richten. Bald sah er Bel als Betschwester vor sich, bald Ruth als Braut; Hohn und Erbitterung erfüllten ihn. In beiden Fällen war er der entthronte König.

„Einen neuen Gott die eine, — einen neuen Mann die andre, — es ist fast dasselbe!“ dachte er und erschrak selbst vor der Häßlichkeit seiner Gedanken.

In einer Pause zwischen seinen Schulstunden, während welcher er in der Stadtwohnung vorsprach, zog er Frau Römers Brief aus seinem Taschenbuch. Er hatte ihn nicht einmal ganz gelesen, — nur durchflogen, — und jetzt kam ihm das Gefühl: es müsse wohl thun, diese Frau reden zu hören, bei ihr Ruhe zu finden vor all dem Häßlichen, was in einem Menschen aufgewühlt werden kann.

Und er las weiter:

„Es ist ja nicht notwendig, daß Ruth sich schon so jung bindet. Vielleicht wird sie sich erst viel später verheiraten, — vielleicht nie. Nun sehen Sie, dies wäre nicht wünschenswert. Ich weiß nicht, wie Sie darüber denken. Ich spreche als glückliche Frau naturgemäß für die Ehe. Aber ich habe gut reden: ohne meinen Mann wäre ich wohl ein nichtsnutziges Ding geblieben, — mit etwas Interesse für Tand und einer großen Leere im Herzen. Ich glaube, Sie legen einen Hauptwert auf Ruths geistige Entwickelung. Ich auch. Aber dazu verhält sich ein frühes glückliches Liebesleben nicht als Gegensatz, sondern als die einzige gesunde, natürliche Grundlage auch des Geistesstrebens im Weibe. Nicht nur damit sie Gehilfin des Mannes sei. Häufig langt es ja gar nicht zu mehr. Wo es aber langt, — desto besser. Von meinem Mann glaube ich bestimmt, daß er mich im Ergreifen

eines jeden Berufes unterſtützt hätte, zu dem eine entſprechend große Befähigung vorhanden war. Nicht aus reiner Selbſtloſigkeit natürlich. Liebe iſt nicht ſelbſtlos. Wohl aber, um den ganzen friſchen Duft, die ganze Fülle und Freude um ſich zu haben, die nur derjenige Menſch auf ſeine Umgebung ausſtrahlt, der voll erblüht. Und daß zwei Blüten bei einander ſtehen wollen: das bedeutet ja wohl ‚Ehe‘ —.“

Erik ſprang auf und warf den Brief auf den Tiſch. Etwas ganz andres, als er geſucht, hatte er darin gefunden, — etwas ganz Unerwartetes: einen unbewußten Vorwurf.

Seine Ehe mit Bel, das waren keine zwei ſelbſtändigen Blüten, die zuſammenſtanden: das war eine Blüte, die einen Tautropfen aufgeſogen, der unvorſichtig in ihren Kelch gefallen war.

So würde es wohl Frau Römer ausdrücken.

Römers ſtanden eben von vornherein anders zu einander. Sie bewunderten ſich gegenſeitig, — eigentlich war es rührend. Man konnte nicht recht darüber lächeln: man mußte dieſe beiden Menſchen achten.

Bel konnte aber nicht mit Frau Römer verglichen werden. Als er ſie fand, ein Jahr älter als er ſelbſt, ſinnbethörend ſchön, bereits fertig mit ihrer kurzen Entwickelung, — ein in gewiſſer Weiſe viel fertigerer Menſch als er, — was hätte er da wohl andres thun können, als dürſtend in ſich aufzuſaugen, was, nach Selbſtuntergang ſehnſüchtig, ſich ihm darbot?

Aber wenn man einen ſchwächern Menſchen ſo abſolut in ſeinen Beſitz nimmt, ſo fühlt man die furchtbare Verpflichtung: ihn nicht wieder von ſich zu löſen. Man ſtellt ſich für das ganze Leben in einen Kampf hinein

zwischen Scham und Mitleid, bei jedem leisesten Versuch, sich dieser Verpflichtung zu entziehen.

Wahrscheinlich würde das Frau Römers Meinung sein. — Auch — Ruths Meinung? Ruth grübelte nicht über solche Fragen. Aber was täglich, stündlich auf sie wirkte, sie beeinflussen mußte, mächtiger als alle Worte, alle Grübeleien, — das war Frau Römers Ehe. Eine heilig gehaltene, glückliche Ehe.

Sobald sein Unterricht ihn freiließ, ging Erik zu Warwara. Mehr, als er es sich selbst gestehen wollte, war es ihm recht, jetzt noch nicht nach Hause zu fahren.

Als Erik gemeldet wurde, entfernte sich eine lange, hagere Engländerin, Warwaras Gesellschafterin, aus dem Zimmer.

„Sie sehen ganz besonders ernst aus," bemerkte er bei der Begrüßung zu Warwara, „es ist Ihnen inzwischen doch nichts Unangenehmes passiert?"

Sie mußte hell auflachen.

„Etwas passiert, — ja. Aber man zählt es nicht zum Unangenehmen."

„— Verlobt?! — war das die Mitteilung?! — Mit wem?"

Sie setzte sich in ihre Plauderecke. „Gleichviel, mit wem. Ein Ihnen ganz Fremder. Im Auslande. Sie werden es auf einer schön gestochenen Verlobungskarte lesen."

„Und darf ich Ihnen Glück dazu wünschen, Warwara?"

„Wie meinen Sie das?"

„Ich meine natürlich, ob Sie das Geringste für den Mann fühlen, den Sie heiraten wollen."

„Daran zweifeln Sie?"

Er schwieg.

„Ich will es Ihnen ſagen. Dazu rief ich Sie ja her. Ich hab' ihn gern. Sehr gern. Aber mir wird nicht heiß und kalt, wenn ich an ihn denke."

„Und das ſcheint Ihnen zu genügen. Es genügt nicht, Warwara."

„So will ich Ihnen noch mehr eingeſtehen. Was ich in der Ehe ſuche, — das Glück, das ich ſuche, — iſt nicht der Mann."

„Sondern?"

Sie ſtand auf und trat an ihren Blumentiſch, mit deſſen Pflanzen ſie ſich zu ſchaffen machte.

„Das Kind."

Erik ſchwieg überraſcht.

Nach einer kurzen Pauſe ſagte ſie: „Es iſt ein ſehr vertrautes Geſtändnis. Aber ich bin mit Ihnen ſehr vertraut, — mehr, als Sie wiſſen. Hab' Sie oft ſo im ſtillen bei mir ſelbſt um allerlei Rat gefragt. Sie zum Beichtvater und Seelſorger gehabt. Wir hätten öfter, als wir gethan, ernſte Dinge miteinander teilen ſollen."

„Das hätte mich ſehr froh gemacht, Warwara. Schon das, was Sie da ſagen, macht mich froh. Ich bedurfte gerade deſſen."

„Nun, ſehen Sie, das iſt gut. So will ich's auch ruhig bekennen. Daß ich wirklich nur ein ganz armes Weltkind bin, voll von allerlei Tand und Plunder. Und daß ich gern mehr ſein möchte. Vielleicht dank Ihnen, — dank den ſtillen Unterhaltungen, die ich da mitunter mit Ihnen geführt habe. Und ſo will ich mir denn nun den einzigen Erzieher und Meiſter erſehnen und erwünſchen, der aus mir noch das Beſte machen kann, — das Beſte, was in mir iſt."

„Das alles erwarten Sie von einem Kinde.“

„Von der Mutterschaft — ja. Von der Mutterliebe. Dem Mutterglück. Der Mutterpflicht. — Und dann,“ sie wandte sich lebhaft zu ihm, „irgend wann einmal, wenn ich wirklich so glücklich sein soll, dann gebe ich mein Kind in Ihre Hand, damit Sie es zu einem tüchtigen Menschen heranziehen helfen, Sie Menschenlehrer.“

„Hätten Sie das Vertrauen zu mir? Ein so festes? Einen ganz festen Glauben an mich? Ich danke Ihnen, Warwara.“

„Ja. Ich traue Ihnen und Ihrer Kraft unendlich viel zu. Unter der einen Bedingung: daß Sie Ihre Aufgabe sehr lieben.“

„Mit andern Worten, keine Kraft zur Pflichttreue.“

„Das weiß ich nicht. Ich glaube nur, trotz allem, daß Sie im Grunde Gemütsmensch sind. Und das heißt doch nur: sehr lieben können, — Menschen oder Ideen, — und da, wo man sehr liebt, sich rückhaltlos verschenken können. Hingegen all das andre, was Sie bisweilen mit solchem Selbstvertrauen zu behaupten pflegen, — all die Sicherheit und Unfehlbarkeit außerhalb dieser leitenden und entscheidenden Gefühle, — nein, — daran glaub' ich auch für Sie nicht.“

„Sie sind eine große Philosophin geworden,“ bemerkte er halblaut.

„Wie? Sie geben's mir zu?“ fragte sie überrascht, „welch ein fremder, guter Geist der Nachgiebigkeit ist denn nur über Sie gekommen? Aber es ist wahr, warum sollten auch Sie es nicht einmal fühlen, wie abhängig wir alle vom Glück sind, — wir armen Weltkinder alle? Vom fruchtbaren Erdfleckchen, auf dem auch für

uns noch ein ganzes Glück, eine ganze Liebe, — und dadurch allein! — auch eine ganze Pflicht und Heiligkeit wachsen kann."

„Und wenn wir dies Erdfleckchen, gerade dies, nicht bebauen dürfen?"

„Dann verdorren wir, — oder verschleudern uns. Wenigstens ich. Und Sie auch."

Ein Diener erschien in der Portierenthür und bat zur Tafel.

Warwara stand auf.

„Geben Sie mir den Arm. So ernst? Ich habe Sie doch nicht verletzt?"

„Nein. Sie haben ganz recht. Hatten recht, als Sie einmal vor langer — sehr langer Zeit zu mir sagten: ‚Wir haben eine gemeinsame Versuchung.' Es erkennen, heißt hart werden, — gegen alles, was uns hindert, uns fruchtbar auszuleben." —

Auf dem Lande saßen Klare-Bel und Jonas nebeneinander bei Tisch. Jonas fand: einander gegenüber, das sei zu feierlich. Es machte ihm Spaß, dabei die Mutter zu bedienen und ihr vorzulegen, von allem das Beste. Er war bemüht, sie zu unterhalten.

Klare-Bel hörte nicht recht hin; ihre Blicke hingen an einem Brief, den Jonas mitgebracht hatte. Er war erst nach Eriks Anwesenheit in der Stadtwohnung dort eingelaufen.

Von Ruth. Ganz außer der Zeit. Klare-Bel konnte eine schwache, thörichte Hoffnung nicht unterdrücken, die mitten in Jonas' harmloses Geplauder hineinredete.

Als Erik, bald nach dem Abendthee, zu Hause eintraf, bemerkte er sofort den Brief, der für ihn bereit lag.

Sein Blick ſtreifte Jonas, — flüchtig nur, — aber Jonas ſtand ſofort auf, um hinauszugehen. Der Vater wußte doch ganz gut, wie ſchwer ihm das fiel, — aber er ſollte ihm nicht noch einmal, wie in jener Nacht vor Ruths Abreiſe, Mangel an Selbſtbeherrſchung vorwerfen. Jonas gehorchte ihm jetzt immer blind, — auf den Wink; denn ſchickte er ihn auch aus dem Zimmer: er führte ihn ja doch den Weg zu Ruth.

Klare-Bels Augen hingen mit unausſprechlicher Spannung an Erik, während er den Brief erbrach. Eine einzige Sekunde, — die Seite umgeriſſen, — eine zweite, blitzſchnell, — und er ballte das Papier in der Hand.

Er war grau im Geſicht.

„Erik! was iſt es? — etwas Schlimmes, — für dich Schlimmes, — Erik!“

Sie entſetzte ſich vor dem veränderten Ausdruck in ſeinen Zügen.

Er entfaltete das Papier wieder, nur die Hand ballte er. Vor ſeinen Gedanken ſchwirrten vier Worte: „Ich habe ihn lieb“, und, am Schluß, etwas wie „den Kuß gab ich ihm“, — mehr hatte er nicht geleſen. Er biß die Zähne aufeinander.

Das zu leſen, jetzt, vor den Augen ſeiner Frau.

Er las es, aufrecht ſtehend, hell beleuchtet, vor der Lampe.

„Am Schloßberg. Dienstag.

Ich ſoll Ihnen von Jurii ſchreiben, ſagt Frau Römer. Ob ich ihn lieb habe. Ich habe ihn lieb. Und ich ſoll alles ſo erzählen, wie es geweſen iſt. Es iſt ſo geweſen: Um den Schloßberg ſtürmte und regnete es. Ich durfte nicht in die Stadt hinuntergehen, weil ich mit Huſten zu

Bett gelegen hatte. Ich ging aber doch hin, um mir ein Buch für meine Arbeit zu holen. Unten fand ich Jurii, und er brachte mich nach Hause. Wir gingen unter einem Schirm und mußten uns gut zusammendrücken. Es war aber sehr glatt, und Jurii mußte immer nur achtgeben, daß ich mit den Galoschen nicht ins Rutschen kam. Da sagte Jurii zu mir: ‚Ich liebe Sie. Ich liebe Sie so sehr. Werden Sie, bitte, meine Frau.‘ Das sagte er aber russisch, und darüber fing ich an zu lachen, denn wir sprechen ja immer deutsch. Da sagte er noch: ‚Ich weiß jetzt, daß Sie mich nicht wiederlieben. Dann gibt es kein Glück mehr auf der Welt. Sterben möcht' ich.‘ Darüber, daß er sterben wollte, wurde ich ganz traurig, und er wurde es auch. Wir achteten nicht mehr auf den Schirm und auf die Galoschen, ich verlor einen, und der Regen lief uns in den Rücken. Frau Römer schalt sehr, als wir pudelnaß ankamen, steckte mich ins Bett und kochte heißen Thee auf. Ich lag und weinte, denn ich wußte nicht, wie ich es anfangen sollte, damit wir wieder vergnügt sein könnten. An derselben Wand stand aber im Nebenzimmer ein Diwan, und da lag jemand und that dasselbe. Frau Römer kam herein, und horchte, ob nebenan auch jemand weinte, und lächelte etwas und sagte, wir wären rechte Kinder. Darauf setzte sie sich an mein Bett und streichelte mein Haar zurück (das thut sie gerade so wie Sie) und fragte: ob ich Jurii denn nicht ein wenig lieb hätte. Ich sagte: ‚Ja.‘ Da sagte sie: ‚Ich meine es anders. Denke einmal nach, was dir das Schönste auf der ganzen Welt ist? gehört Jurii dazu?“ Ich dachte nach und sagte, das Schönste auf der ganzen Welt sei ja, daß ich Ihr Kind sei. Darauf sagte sie:

‚Vielleicht jetzt noch. Aber kannst du dir denn nicht denken, daß es später noch viel, viel schöner wäre, einem andern zuliebe Braut zu sein?‘ Das konnte ich mir nicht denken. Da fragte sie nichts mehr. Sie küßte mich und ging fort.

Heute ist Jurii fortgereist. Er will nicht mehr hier studieren. Ich stand gerade bei meinen vielen Schneeglöckchentöpfchen, die ich im Februar unten in der Gärtnerei gepflanzt habe. Ich schnitt die aufgeblühten ab für Frau Römers Glas, damit sie wieder gut sein sollte. Da kam Jurii in mein Zimmer. Er wollte die Blumen haben und einen Kuß. Er sah so blaß und verweint aus. Ich gab ihm die Blumen. Und den Kuß gab ich ihm auch.

So ist es gewesen.

Ruth.“

Klare-Bel hatte ihre Augen vom Lesenden abgewendet. Sein Gesicht verriet alles, was im Brief stand. Allzu deutlich verriet es, daß sein Schreck umsonst gewesen war.

Erik in dieser Abhängigkeit zu sehen von dem, was Ruth that oder unterließ, — das war gräßlich. Das wollte sie nicht sehen.

Sie hatte gemeint, das Schwerste sei über sie gekommen: gestern. Aber nicht, es zu wissen, war das Schwerste, — nein, es mit wissenden Augen zu beobachten, täglich, stündlich, es bestätigt zu finden in solchen kleinen Vorgängen. Dieses Lieben und Schwanken mit anzusehen, — das war schwerer. Nicht nur schwerer, — unmöglich war es.

Und dann, — wenn Ruth einen andern abwies, — dann liebte wohl auch sie Erik. Und wenn sie ihn liebte, — dann erst war er für Bel verloren. Auf sein Glück konnte er vielleicht verzichten — für Bel; auf Ruths Glück

nie. Nicht, wenn er sie wirklich liebte. Wo die stärkere Liebe blüht, da wächst auch das stärkere Pflichtgefühl: da sorgt man nur noch um das Glück des andern.

So empfand Klare-Bel.

Am nächsten Tage fehlte sie beim Morgenfrühstück. Gonne hatte es ihr auf ihr Zimmer bringen müssen.

Erik suchte sie sofort auf. Er war schon in aller Frühe aufgestanden und hatte, nach mehreren vergeblichen Versuchen, Ruth geschrieben. Aber diesmal gelang es ihm schlecht, — ein gequälter Ton klang durch.

Klare-Bel lag im Morgenrock auf ihrem früheren Ruhestuhl, eine Felldecke über den Knieen. Sie sah nicht krank aus. Vielmehr klar und gesammelt.

„Du bist doch nicht leidend?" fragte er dennoch, mit ehrlicher Sorge.

„Ich bin nicht leidend, Erik. Aber ich mußte dich bei mir haben. Allein — ganz allein, — ohne Jonas."

Und sie umfaßte seine Hand mit ihren beiden Händen.

„Um dich zu bitten: laß mich jetzt abreisen! Jetzt schon. Es sollte ja doch bald sein. Laß es jetzt sein!"

Er schwieg einen Augenblick. Diese Bitte war beredt.

„Wenn du es durchaus willst, Bel. Dann soll es beeilt werden. Ich will alle Sorge dafür tragen. Ich bin jetzt gebunden. Aber Jonas soll dich hinbringen."

„Ach nein, Erik! Laß mich allein hin. Nicht mit Jonas. Gonne genügt. Ich bitte dich so sehr darum. Mit Jonas bin ich nicht allein. Er hat so feine Augen. Vor ihm will ich nicht —"

Sie brach ab; aber der einzige Stolz, den sie besaß, ihr Mutterstolz, schrie in ihr: „Vor ihm will ich mich nicht in meiner Schwäche zeigen, in meinem Elend!"

„Nun gut. Auch das. Dann soll er dich nur bis über die Grenze bringen. Darauf bestehe ich, Bel."

„Ich danke dir. Und nun muß ich dir noch das andre sagen, Erik."

„Was denn?"

Er schritt unruhig ein paarmal durchs Zimmer und lehnte sich ans Fenster. Sie sprach so klar und so ruhig bewußt. Er kannte seine Bel vollkommen, — jede leiseste Regung in ihr kannte er, — und beeinflußte er. Und nun ging von ihrem Wesen ein ihm Unbekanntes, ihm Entrücktes aus, — etwas Fremdes. Er fühlte es, ohne es sich noch erklären zu können, wie einen Druck auf die Nerven. Ein ganz seltsames Gefühl: als sei noch ein Dritter im Zimmer.

„Ich will es nur lieber schnell herausſagen, Erik. Das andre ist, daß auch du verreisen sollst, — so bald als möglich. Nicht erst zum Sommer, um mich abzuholen. Bald, — eher, — in den Ostertagen. Wo du zwei Wochen Zeit hast. Um sie wiederzusehen. Um dich zu überzeugen, ob wohl auch sie — —. Ganz gewiß, das mußt du thun. Denn sonst bist du zeitlebens unglücklich, Erik. Und das — siehst du — das könnt' ich ja nicht aushalten."

Die Röte war ihm übers Gesicht geschossen. Dunkelrot bis über die Stirn. Er warf den Kopf zurück gegen das Fensterglas.

Das war es: eine neue Stütze besaß sie, die sie selbständig gehen und handeln lehrte! Einen neuen Herrn: schon handelte sie auf sein Geheiß!

Wie hatte er nur an Kampf denken können — mit Bel! Kampf? Nein, ausrauben, ausplündern wollte er sie! Aber sie ließ es nicht zu: sie beschenkte ihren Räuber,

— freiwillig, überreich beſchenkte ſie ihn: „Nimm, du Armer, vom Glück Abhängiger, — ich kann's entbehren, bin die Stärkere, — ich kann entſagen, — du — nicht.“

Und glühend brannte in ihm die Scham empor, — glühende Scham, — und Auflehnung als einzige Antwort: „Tauſendmal lieber ein Räuber als ein Beſchenkter!“

Klare-Bel ſah den Schweigenden, Wortloſen nicht an. So ganz ergriffen und benommen war ſie von dem Schweren, das ſie vorhatte, daß ihre Blicke ihn nicht ſuchten, nicht befragten, wie ſonſt wohl.

„Heut nacht lag ich immer und dachte: wenn es anders möglich wäre! Aber das iſt es ja: es iſt nicht möglich. Du kannſt nicht aufhören, an ſie zu denken, und ich, — wie ſollte ich, — wie ſollte ich nicht anfangen, ſie zu haſſen? Und ſo verſündigen wir uns aneinander, Erik. Das ſoll nicht ſein. Es iſt immer alles ſchön geweſen zwiſchen uns. Es kann traurig werden, — ſterbenstraurig. Aber nicht häßlich. Das ſoll es nicht. Ich ertrüg's nicht.“

Ein halber Laut entfuhr ihm. Sie, — was wußte ſie wohl von „Haß“. Von Häßlichem. Nein, nichts! Es erfüllte ihn mit einem faſt andächtigen Staunen: in ihr wurden die Gedanken nicht häßlich, nicht bitter und ungerecht, im Kampf und Zweifel, im Aufruhr und Schwanken der Seele. Sie dachte nichts Häßliches.

„Und nun hab' ich auch verſtanden, — heut nacht, — warum ich geſund geworden bin,“ ſagte Bel leiſer, als er noch immer ſchwieg, „und warum wir doch deſſen nicht froh werden konnten. Nicht froh, obgleich ich auf meinen Füßen ſtehen und gehen konnte. Gott ſprach darin zu mir: ‚Geh!‘“

„Bel!“ ſtieß er gequält heraus. Dieſe religiöſe

Exaltation war ihm entsetzlich. Aber Klare-Bel sagte ruhig, beinahe freundlich: „Ja, Erik. Und ich gehe. Gott selbst wollte es so. Er wollte es. Aber Jonas mußt du mir später lassen. Bei mir lassen. Jonas gehört mir mehr als dir."

Höchstes und Alltägliches ging durcheinander. Erik fand: nun redete sie von der Trennung und Scheidung wie von einem Hausumzug; „dies ist mehr mein, — dies mehr dein."

Er trat an ihr Bett.

„Höre mich jetzt an, Bel. Du fassest keinen Entschluß — über nichts, — ehe ich jetzt zu dir gesprochen habe. Offen. Offener als bisher. Denn du weißt nicht alles."

„Ach, Erik, — sage nichts! Es ist schrecklich, es zu hören! — Nichts, — nein! Nur eines — hätt' ich von dir erbeten!"

Er ergriff die Hände, die sie gegen ihn vorstreckte, und hielt sie sanft fest.

„Es muß sein, Bel. Du mußt mich hören."

„Warte noch. Bitte, nicht! Erik, — sage mir nur erst: — hast du — ihr schon geschrieben?"

„Ja," versetzte er erstaunt.

„Ich meine — den andern Brief?"

„Ja, — auch den andern."

„Und du hast ihn vernichtet. Nicht wahr, — das hast du doch?"

In diesem Augenblick wußte er es selbst nicht. Unwillkürlich griff er an die Tasche seiner Joppe. Es knisterte leise unter seinen Fingern.

„Erik! — das ist das Einzige, — was ich von dir erbitten wollte."

Seine Hand krampfte sich zusammen um das dünne, zerknitterte Papier, — wieder stieg eine Blutwelle ihm ins Gesicht, — wieder die Röte der Scham, einer feinen, empfindlichen Scham. Nein, — nur das nicht! Das konnte er nicht! Vor Bels Augen das Innerste, Geheimste bloßlegen, — sein Heiligstes und sein Unheiligstes, — den Aufruhr der wildesten Stunde, — die Andacht der stillsten —.

Aber nur einen Augenblick lang zauderte er so. Sie hatte recht, — tausendmal hatte sie ein Recht darauf! Und was sie daraus erfuhr, war, was sie erfahren mußte, — sich zu erfahren scheute. Und wenn es mehr war, als sein Bekenntnis hätte aussprechen können, — wenn er selbst es war, mit allem, was in ihm tobte, gärte, schluchzte, kämpfte, — mit allem Häßlichen auch, und dem Aufschrei nach Glück, — dann war es gut so.

Vor seinen Worten scheute sie sich, — vor der endgültigen Klarheit: und in dieses Dunkel griff sie verlangend, — vermessen. Wer ergründet wohl einer Frauenseele Furcht und Neugier!

Er reichte ihr das zerdrückte Blatt, — zusammengeballt war es zu einer Kugel.

„Du hast es gewollt."

Dann verließ er sie.

Nebenan im Wohnzimmer stand der Frühstückstisch noch unabgeräumt. Jonas hatte vergeblich auf den Vater gewartet und zur Schule gehen müssen.

Erik blieb in der Mitte der Stube stehen und starrte ins Leere.

„Nicht entsagen!" war sein einziger deutlicher Gedanke. „Nicht entsagen! nicht in der Versuchung des Mitleids, — nicht in der schlimmern: der Versuchung der Scham."

Ihm war, als handle es sich gar nicht um einen einzelnen Menschen, noch weniger um ein Weib, — nein, um alles, was Mensch hieß, was ihm Mensch sein konnte, — um alles, was er überhaupt berühren konnte, schaffend, wirkend, liebend, — um sein eigenes Menschsein.

Es konzentrierte sich alles in diesen zwei kindlichen, gläubigen Augen, die auf ihn warteten und zu ihm emporschauten.

Entsagen hieß: in die Wüste gehen, — nicht nur mit seiner Liebe, — auch mit seiner Thatkraft, — mit seiner Kraft überhaupt, — ins Unfruchtbare, in die tote Einsamkeit.

Gab es eine Kraft auch für die Wüste? Die in solcher Einsamkeit standhielt? Ja, in ihr vielleicht erst erstand? Die nicht mehr eines andern bedurfte, um stark und schön zu bleiben, — keiner Augen, die da glaubten, und warteten, und an sie appellierten?

Ja vielleicht! für Reflexionsmenschen, die sich selber über die Schulter gucken, sich in sich selbst bespiegeln, — spottend oder genießend! Oder für Gefühlsmenschen, die in ihren eigenen Erregungen sentimental zu schwelgen und zu schwimmen wissen, — auch sie ihr eigenes Publikum!

Aber nicht für solche, die in sich selber unteilbar eins sind und daher auch hilflos in sich selber, — wenn sie sich nicht dadurch helfen können, daß sie handeln, aus sich heraus wirken, — und sich selbst erkennen, wiedergespiegelt im Auge eines andern.

Aber Bel? Warum konnte sie entsagen? sie, die weder in Reflexionen noch in Gefühlen schwelgte, sie, die vielmehr naiv und nüchtern war und keineswegs ihr eigenes Publikum? Aber so ging es auch: mit dem großen suggerierten Zuschauer, — mit dem da oben, der alles sah.

Auch sie hatte ihren Spiegel, für den sie sich schön erhalten mußte, — das Gottesauge, den blauen Himmelsspiegel!

Ein schwacher Laut, wie ein Stammeln oder Stöhnen, drang aus Klare-Bels kleinem Nebengemach. Es war, als wolle sie Erik in seinen bittern Gedanken unterbrechen, — widerlegen.

Er trat zur offenen Thür.

Bel hatte den Brief von sich geworfen, weit fort, auf den unteren Rand der Felldecke. Sie lag da, das Antlitz glutrot, in den Händen vergraben.

„Lieber Gott!“ betete sie, „großer, barmherziger Gott, der du im Himmel bist, und in die Herzen der Menschen hineinsiehst, nimm mir meine Liebe aus meinem Herzen!“ —

Warwara war sehr überrascht, als sie am nächsten Tage Erik auf der Straße traf und von der bereits jetzt bevorstehenden Abreise seiner Frau hörte. Sie redete auf das lebhafteste zu, noch eine einzige Woche zu warten und Klare-Bel dann mit ihr zusammen hinausreisen zu lassen. Aber es fruchtete nichts. Schon den folgenden Morgen konnte sie der Fortfahrenden, der sie baldigen Besuch im Bade versprach, einen mächtigen Rosenstrauß in das Waggonfenster stecken. Warwara war außer Erik die einzige, die Mutter und Sohn das Geleit gab, und sie fand, daß die Gatten sich nicht ganz unbefangen gegeneinander verhielten.

Nach Abfahrt des Zuges verabschiedete Erik sich nur kurz und hastig von ihr. Sehr nachdenklich fuhr sie nach Hause.

Ihre klugen Gedanken mißverstanden ihn vollkommen. Sie glaubte ihn eigentlich als Mann in seinem eigenen

Heim befriedigt, aber als Mensch in seinem Wirkungskreise unbefriedigt. Und wenn sie, scherzend oder ernst, von „Versuchungen“ für ihn sprach, so meinte sie damit gelegentliche Versuche, die hungernde Thatkraft durch Näschereien und Tändeleien zu betäuben. War jetzt so etwas im Spiel? Jetzt, wo Erik so völlig zurückgezogen lebte, — schon seit einem Jahr? Wo er ganz aus der glänzenden, leichtlebigen Welt der Gesellschaft verschwunden war, die ihn einst fesselte, und die er gefesselt hatte? War eine Frau im Spiel? —

Wenige Tage später, an einem Sonntag vormittag, wollte Warwara eine notwendige Besichtigung ihres Landhauses zum Anlaß nehmen, um bei Erik vorzusprechen und zu erfahren, ob Jonas mit guten Nachrichten von der Grenze heimgekommen sei.

Beim Einsteigen in die erste Klasse des finnländischen Zuges erstaunte sie darüber, sich nicht allein zu finden. In der Ecke ihr gegenüber saß eine ganz junge Dame und blickte mit großen, erwartungsvollen Augen zum Fenster hinaus.

Warwara betrachtete sie mit flüchtigem Interesse. Wie immer, fielen ihr zuerst und hauptsächlich lauter einzelne Aeußerlichkeiten auf.

Ein zarter, geschmeidiger Wuchs; das eng anliegende dunkelblaue Tuchkleid mit offenem Jackenteil, auf tiefrotem englischen Flanell abgefüttert, zeigte nur hoch am Halse einen kleinen weißen Linnenstreifen. Ein schmaler Fuß guckte, in ungeduldiger Bewegung, unter dem Rock hervor. Aschblondes Haar, von einer starken Schildpattnadel im Knoten zusammengehalten, drängte sich um Stirn und Schläfen in feinem Gelock aus einem weichen Barett von dunkelblauem Sammet hervor.

In Warwara ſtieg eine unbeſtimmte Erinnerung auf, ſie wußte nicht, an wen. Eine junge Engländerin? So eindringlich blickte ſie auf ihr Gegenüber, daß dasſelbe ſich ein wenig befremdet nach ihr umwandte.

Ein paar Sekunden lang erwiderte das junge Mädchen feſt und forſchend ihren Blick. Dann grüßte ſie mit einem ſchwachen Lächeln.

Das Lächeln half Warwara plötzlich auf die Spur.

„Ruth!“ entfuhr es ihr. Sie verbeſſerte ſich ſofort, lachend: „Verzeihen Sie nur. Die Zudringlichkeit erſt und jetzt. Aber ich ſuchte und ſuchte, und was ich fand, war, was mir im Gedächtnis geblieben: Ihr Vorname.“

„Er genügt ja vollkommen,“ ſagte Ruth. „Ich nehme an, wir haben Einen Weg?“

„Nein!“ verſetzte Warwara mit raſchem Takt, denn ſie wollte nicht ſtören, „ich fahre nur zu einer Beſichtigung meines reparaturbedürftigen Landhauſes hinaus. Aber unſre Freunde erwarten Sie?“

Ruth errötete und ſchüttelte den Kopf.

„Nein; ich bin ſehr — ganz unerwartet von Heidelberg abgereiſt,“ entgegnete ſie mit auffallender Befangenheit.

Warwara durchzuckte blitzähnlich ein Verdacht. „Das iſt ſie, — die ‚Verſuchung‘,“ dachte ſie, „ſehr jung, aber ich argwöhnte ſchon damals hinter ihren geübten Formen: ſehr durchtrieben.“

„Da wird es Ihnen leid thun, eine Lücke zu finden,“ bemerkte ſie laut, „denn Sie wiſſen wohl noch gar nicht, daß Sie Klare-Bel nicht treffen? Sie iſt ſchon abgereiſt.“

„Nein!“ rief Ruth betroffen, „das konnte ich ja noch nicht wiſſen! Es hat doch keinen ſchlimmen Grund? Ja, das thut mir leid!“

Sie ſah ſo ehrlich aus mit ihren ungeduldig fragenden Augen, daß Warwara ſich ſchämte. „Sie wußte wirklich nichts davon; es war nicht verabredet; was bin ich für ein häßlicher Menſch!“ ſagte ſie ſich, und wandte ſich in herzlichem Tone zu Ruth: „Nein, kein ſchlimmer Grund. Klare-Bel iſt ſo geſund, wie man es nie hat erwarten dürfen, und nun geht es ſtetig bergauf. Im Anfang des Winters hat ſie freilich noch viel aushalten müſſen. Einmal ſagte ſie zu mir in trübem Scherz: ‚Erik muß mich mit Gewalt dazu zwingen, geſund werden zu wollen.‘ Eine Operation hat er ſelbſt gemacht, weil die Aerzte es nicht wollten — ohne Betäubung. Der Mann hat Eiſen im Blut. Aber es hat ihn gehörig geſchüttelt. Ich hab' ihn ein paarmal geſehen: blaß wie ein Tuch.“

Ruth lauſchte ſtumm, ihre Hände verſchlangen ſich in ihrem Schoß, die Lippen öffneten ſich halb, die Augen ſagten immer nur: „Mehr!“ Als Warwara ſchwieg, atmete ſie tief auf.

„Das ſchrieb er nicht, daß er ſelbſt, — — daß er ihr eigentlich ſelbſt die Geſundheit wiedergegeben hat. Aber ſo mußte es ſein! Er kann alles, was er will! Und das wollte er ſo aus voller Seele, daß ſie wieder geſund und glücklich ſein ſollte. Er hat dafür gelebt. Wie grenzenlos froh müſſen ſie jetzt ſein! Nun, wo er alles zum Guten geleitet hat! Nun, wo es iſt, wie er will: wo ſie glücklich iſt.“

Sie ſprach hingeriſſen; ihre Augen blitzten.

Warwara betrachtete ſie nachdenklich. Sie kam ihr gar nicht mehr, wie damals, ſo formell abgeſchliffen und gewandt vor, ſondern im Gegenteil wie ein Weſen, an dem alles Beſeelung und nichts mehr Form

ist. Eine Seele, bis zum Rande gefüllt mit Hingebung und Gläubigkeit, — — und Liebe? Dann konnte sie nicht mit so kindlicher Unbefangenheit und Freude sprechen. Keine Liebe? Dann konnte sie nicht mit diesem Blick und diesem Ton sprechen.

Der Zug hielt. Sie stiegen aus.

Warwara bequemte sich dazu, eines der kleinen rasselnden Fuhrwerke zu benutzen, die am Stationsgebäude bereit standen, und deren Kutscher sie sofort umschrieen. Ruth hatte einen andern Weg. So trennten sie sich.

Warwara sah sich im Fortfahren noch wiederholt nach ihr um.

„Es ist etwas an ihr, das nicht in das Leben gehört, — Poesie. Poesie im Konflikt mit dem Leben, — was ergibt das wohl?“ dachte sie; — „es ist, wie wenn man die erste Seite eines Romans aufgeschlagen hätte; — o pfui, nein! — oder: die letzte eines Märchens.“

Ruth ging langsam hin, zwischen den kahlen Birken am Wegrande; nicht in Hast, ein paar Minuten früher anzukommen. Mit einem lauschenden Gesichtsausdruck atmete sie den Frühling um sich her ein, als ob er in tausend Blüten um sie stände. Noch war er nicht da, man sah ihn nicht, — und doch war er da, in der Luft, in alles erfüllender unsichtbarer Gegenwart. Man hörte ihn: in einzelnen feinen kleinen Singstimmen sang er von den blattlosen Zweigen.

Der Himmel hatte sich schwach bedeckt, die Sonne schien nur in verhaltenem Glanze nieder, — Ton, Licht, Farbe wirkten gedämpft, verhüllt, und wie eine Verheißung.

Und nun stand Ruth am alten Lattenzaun mit der knarrenden Gitterpforte. Sie öffnete, durchschritt den

Garten und ſtieg, zaudernd, leiſe, ein paar Stufen zur Terraſſe hinauf.

Vorſichtig vornübergebeugt ſpähte ſie von der Seite her in das breite Fenſter des Wohnzimmers, ob jemand darin anweſend ſei.

Der Tiſch war zum zweiten Frühſtück gedeckt; hinter den Tellern mit kaltem Fiſch und fleiſchgefülltem Gebäck dampfte der Samowar.

Jonas ſaß allein am Kamin. Er hielt eine lange Bratengabel in der Hand, an deren Zinken ein Brotſcheibchen klebte, und ließ dasſelbe an der roten Holzglut röſten. Wie er ſo daſaß, einen Arm nachläſſig um die Stuhllehne geſchlungen, in wartender Haltung, den Kopf mit den etwas zu feſt geſchloſſenen Lippen hell vom Feuer beſtrahlt, erinnerte er ſtark an Erik.

Das Scheibchen geriet zu nah an die Flammen; es glitt plötzlich von der Gabel und fiel hinein.

Jonas ſah verdutzt aus. Er wandte ſich um, und ſpießte ein neues auf; diesmal gelang es beſſer.

Dann ſpülte er einen Theetopf kunſtgerecht mit heißem Waſſer aus und machte einen Aufguß. Dabei kamen ſeine Finger ungeſchickt genug unter den geöffneten Hahn des Samowars, und ein ſiedender Strahl verbrühte ihm die Hand.

Jonas machte den Mund weit auf und fing an auf einem Bein im Zimmer zu tanzen.

Vom Fenſter erklang helles Gelächter.

Er blieb ſtehen, wie wenn ein Blitz von der Zimmerdecke vor ihm niedergefahren wäre. Mit einem ungläubigen Ausdruck, als trauten ſie ſich ſelbſt nicht, richteten ſich ſeine Augen nach dem Fenſter.

Er streckte die Hände aus nach dem Bilde hinter der geschlossenen Scheibe, das ihn auslachte, und das wie Ruth aussah; er wußte nicht, ob er Ruth träumte, oder ob er Ruth sah.

Aber im nächsten Augenblick schon hatte er das Fenster aufgerissen, daß es dabei fast in Splitter schlug, und heraus streckten sich die Hände nach dem lachenden Kopf und hielten ihn fest.

„Aber, Jonas! laß mich nur erst zur Thür hineinkommen!“

„Nein, — nicht!“ murmelte er, als könne sie ihm doch noch wieder wie ein Traumbild plötzlich entschwinden, „nicht abwenden, ich laß dich nicht! Zum Fenster herein! Es muß gehen. Setz den Fuß auf die Rampe, — ganz fest, — hörst du? Ich hebe dich.“

Sie sah ihn an: das da sagte er nun ganz so wie Erik.

Das Klettern hatte sie noch nicht verlernt. Mit einem Satz stand sie im Zimmer.

Er ließ sie los. Er trat zurück. Nun, wo sie da vor ihm stand, nicht mehr hinter einer geschlossenen Scheibe, sanken ihm die Arme. Eine grenzenlose Befangenheit überkam ihn plötzlich.

„Wie ist es nur möglich, daß du da bist, — von wo bist du nur gekommen?“ Er starrte sie an, als sei er überzeugt, daß sie vom Himmel gefallen sei.

„Mit dem Blitzzug. Gestern abend. — Und — dein Papa?“

„Er müßte hier sein. Aber jetzt vergißt er die Zeit. Stundenlange Gänge macht er, allein, — seit Mamas Abreise.“

„O Jonas, — daß Mama gesund geworden ist, — nicht wahr? Ist es nicht wie ein Wunder, — immer noch?“

„Ja. Und jetzt werde ich auch Arzt. Weißt du es? Für den Fall, daß du später einmal krank wirst.“

Sie hatte sich an den Kamin gesetzt und betrachtete ihn mit freudigen, übermütigen Augen.

„Hoffentlich werde ich später einmal krank. — — Wie ist es dir nur ergangen, Jonas? Du schriebst nie.“

Er sah rot und verwirrt aus.

„Nie? Mir? Ja, ich mußte doch, — ich dachte ja, — — Du! willst du nicht eine Tasse Thee haben?“

„Nein, danke,“ sagte sie lachend; „aber die Hauptsache ist: bald kommst du nach Heidelberg, nicht wahr? Wie herrlich, Jonas. Da studieren wir zusammen.“

„Ja,“ versetzte er tiefatmend, „— endlich: — bald! endlich! endlich zusammen! Ja, — siehst du: lang wär's so nicht mehr gegangen. — — Hab' gelebt wie im Grabe,“ fuhr er mit plötzlich ausbrechender Heftigkeit fort, „— muß in deiner Nähe sein, Ruth. — Bei dir. Ja, — du! — ich liebe ja nur dich. Nur dich lieb' ich, — — nimm mir's nicht übel, — aber ich lieb' dich wirklich. Kann ja nichts, hab' nichts, bin nichts, — muß mich eben erst durchbeißen, — aber bei dir sein will ich wenigstens, — jedem die Faust zeigen, der's auch will, — der dir nahe kommen will! Jedem! Hüten soll er sich! Niederschlagen jeden — —“

„Jonas! Du rasest!“

Sie war aufgesprungen, blaß vor Schreck.

Er kam zu sich, versuchte zu lächeln, einzulenken, — und plötzlich stürzte er vor ihr in die Kniee, das Gesicht in den Falten ihres Kleides.

„Ach, Ruth! sei nicht böse! Du weißt nicht, — es war ja so schrecklich für mich, — all die Zeit, — so stumm in mich hineingewürgt, alles. Sieh mich an, sei nicht böse! Nie wieder, — es kommt nie wieder, bis —. Ich weiß, — ich darf noch nicht. Aber einmal, — einmal mußt' ich, — ich wär' erstickt sonst. Ach, liebe Ruth! Ich bin ja so grenzenlos unglücklich, bis — bis du mein — mein — geworden bist!"

„Jonas!" flüsterte sie, „— Jonas, ich bitte dich, — steh auf, — laß mich los, — Du bist wahnsinnig, Jonas! Das kann ja nicht —"

Er klammerte sich an ihrem Tuchrock fest, den sie aus seinen Fingern lösen wollte, — er umklammerte ihre Hand, ihre Hüfte.

„Es kann nicht?!" schrie er fast drohend, und als sie sich mit einer unerwarteten Bewegung freiwand, vergrub er wie besinnungslos seine Zähne in ihren Handrücken.

Dunkel drang das Blut vor.

Sie hatte den Kopf zurückgeworfen und schwieg.

Er stand langsam auf, zur Besinnung gekommen. Er küßte ihre Hand.

„Verzeih mir!" sagte er leise und brach hilflos in Thränen aus, „Ruth! — hast du mich denn gar nicht lieb? Nicht ein kleines bißchen? Was — was sind wir uns denn? was — in Zukunft?"

Sie faßte ihn an beide Schultern; — angstvoll und liebevoll sah sie ihm ins verstörte Gesicht.

„Jonas! Jetzt, — und in Zukunft, — und immer, — Geschwister!"

Er nahm ihre Hände von seinen Schultern, ging langsam die wenigen Schritte bis zur Thür, öffnete sie, —

und stürzte hinaus, über die Terrasse, die Stufen hinab, und verschwand im Garten.

Totenstill wurde es plötzlich im Hause. Nur die Funken knisterten und lohten hell auf im Kamin.

Ruth lehnte am Tisch und blickte nieder auf die Blutstropfen auf ihrer Hand. Langsam errötete sie, immer tiefer, bis ihr das ganze Gesicht in Flammen stand.

Was that sie hier, — allein, — im Hause, — ein Eindringling, — der Jonas hinausgetrieben?

Die Thür war weit offen geblieben. Als sagte sie: „Geh wieder!“

Ruth sah sich um. Nein, niemand sagte es. Auch Klare-Bel nicht. Nur ihr großer Stuhl stand da, mit einem hohen Schemel davor, — leer. — — —

Als kurze Zeit darauf Erik die Gartenpforte öffnete, saß in der Tiefe des Gartens, den die kahlen Bäume weithin überschauen ließen, Ruth auf der Bank unter den überhängenden Birken.

Erik blieb stehen, blickte schärfer hin, und kam langsam näher. Sie bewegte sich nicht. Wie hingezaubert von seiner Sehnsucht, in den grauen Frühling hinein, so saß sie da, — in unsichern Umrissen, — dann immer lebenswärmer, — immer beseelter vor seinen Augen, kein blasses Gedankenbild mehr: Wirklichkeit. Weich hob der blonde Kopf sich ab von den weißlichen Birkenstämmen und dem Gehölz dahinter, das die Sonne matt durchdrang, in einem Schattenspiel von rosigvioletten Farben.

Ruth überfiel es wie eine Schwäche, lähmend, je näher Erik ihr kam, je näher die Wirklichkeit sie umfing, die unsäglich ersehnte. „Zu Hause! jetzt erst zu Hause!“ dachte sie wie im Traum, und ihre Hände hoben sich ihm entgegen.

Dieſes ſeltſam Stille, dieſes Unfähige zu jedem Ausbruch, jeder lauten Bewegung, hielt auch Erik davon zurück, — als fürchte er zu verſcheuchen, was er endlich wieder ſo beredt, ſo wortlos beredt und überzeugend vor ſich ſah: Blick, Ausdruck, Gebärde.

Ueber Ruths Kopf ſaß in der Birke ein Rotkehlchen, ſchaukelte ſich auf ſchwankendem Zweig und ſang hell.

Wie Erik vor der Bank ſtand, flatterte es erſchrocken auf und flog davon.

Er hatte Ruths Hände ergriffen, er hielt ſie feſt in den ſeinen, er zog ihre Hände feſt an ſich.

„Lieb' — Liebling!“ murmelte er, den Blick auf ihrem Geſicht.

„Ich, — — der Brief, — er machte mir angſt,“ ſagte ſie matt, „etwas Fremdes, — Zweifel war darin. Ich mußte fort.“

Er hörte nur ihre Stimme; er mußte ſie wieder hören.

„Mit dem Rotkehlchen — hergeflogen?“ fragte er.

Sie ſah ihn an, — etwas zaghaft, etwas ſchelmiſch: „Durchgebrannt,“ ſagte ſie.

Er ſetzte ſich neben ſie, ohne ihre Hände aus den ſeinen zu laſſen.

„Von Römers?!“

„Ich mußte. Sie ließen mich nicht. Römer half mir. Aber ſie — ſie blieb unerbittlich. Wie entſetzt war ſie. ‚Nur jetzt nicht!‘ ſagte ſie immer. Da brannte ich durch. Noch bei Nacht, — heimlich. Telegraphierte unterwegs. Ich mußte kommen. — Durfte ich?“

Sie fragte es ſchüchtern, um ſeine nachträgliche Erlaubnis bange, wie ein Kind. Vor Frau Römer hatte ſie bittend auf den Knieen gelegen, — aber das ſagte ſie nicht.

Er nahm ihr das mützenartige Barett ab und strich ihr das Haar aus dem Gesicht zurück. Ganz wiedersehen mußte er sie.

„Ob du durftest? — Heimkommen, — ja! Bei Tag und bei Nacht; heimlich und offen. Es war Zeit. Zwei Wochen später wäre ich gekommen — zu dir. Vergiß den Brief, — alle Briefe, — das Fremde, den Zweifel, — vergiß alles — alles. Sei nur bei mir."

Ja, da war es: das Gefühl der Geborgenheit, süß, zwingend, Heimatsgefühl, — nein, mehr als nur das, noch etwas andres, — dieses Unbedingte und Ausschließliche, das keine Macht im Himmel und auf Erden ihr gab: nur er ganz allein.

„Was hast du an der Hand? verletzt? laß es mich sehen," bemerkte er und wollte das Taschentuch lösen. Sie zuckte zurück. „Thut es so weh?"

„Nein. Nichts. Bitte nicht," sagte sie hastig, und ein Schatten glitt über ihr Glück.

Erik stand auf.

„Komm hinein. Komm, Liebling. Zu Hause bist du erst in meinem Zimmer, — im alten Ledersessel, — nicht wahr? Und hier ist es noch zu kalt für dich, zu windig."

Während sie dem Hause zugingen, sagte Ruth: „Unterwegs erfuhr ich durch einen Zufall von der beschleunigten Badereise. Ist es nicht schlimm, daß sie noch in die Schulzeit fiel? nicht in die Ferien? Mir thut es so leid, daß ich nicht mehr rechtzeitig — —"

„Laß das," unterbrach er sie halblaut, „— ich werde dir später alles erzählen, — später."

Ruth wandte aufhorchend den Kopf nach ihm. Etwas, das sie fremd berührte, klang aus seinem Ton. Es war

nur ein einzelner durchklingender Ton, aber er gehörte nicht zu Erik. Er ſelbſt kam ihr in dieſem Augenblick fremd vor. Er ſah unverändert aus, — wie vorhin, — bis auf den Blick. Der Blick war verändert, unſicher.

Erik ließ ſie unbemerkt einen Schritt vorausgehen.

Als ſie die Stufen zur Terraſſe hinaufſtieg, folgten ſeine Augen aufmerkſam jeder Bewegung ihrer Geſtalt. Sie war ziemlich ſtark gewachſen, gleichzeitig hatte ſich aber ihr Körper kräftiger, weiblicher entwickelt. Die dunkle Tuchkleidung zeichnete die feinen, weichen Formen ab.

Daß Ruth ihr Haar aufgenommen trug, ſtörte ihn.

„Der Knoten nimmt dich mir fort, — den duld' ich nicht," ſagte er beim Eintreten in den Flur, und ehe ſie es gewahr wurde, hatte er mit geſchicktem Griff die breite Schildpattnadel aus ihrem Haar gezogen. In dichten lockigen Wellen fiel es nieder bis zum Gürtel, wie einſt.

„Ach nein, — nicht, — wo haben Sie die Nadel?" fragte ſie verdutzt und griff nach dem Rücken.

„In meiner Joppentaſche. — Aber wiederhole das noch einmal. Nun? ‚Sie?' oder ‚Du?' Im Brief ſtand einmal ‚Du'. Nur einmal? Oder eigentlich — immer?" fragte er leiſe.

Sie errötete verwirrt.

„Sie — — du — — ich —"

Die Hand noch in ihrem Haar, bog er ſanft, unwiderſtehlich ihren Kopf nach rückwärts, ſo daß ſie das ganze in Glut getauchte Geſicht zu ihm aufheben mußte. Sie ſchloß unwillkürlich, erſchauernd, die Augen und gab ſeiner Hand nach.

Leidenſchaftlich, tiefernſt forſchten ſeine Blicke in ihren Zügen.

„Mein. Mein Fürſtenkind, meine Königin," flüſterte er.

Und er beugte ſich, und ſeine Lippen küßten den leiſe bebenden Mund.

Ruth zuckte unmerklich. Er gab ſie ſofort frei, und öffnete die Thür zu ſeinem Arbeitszimmer.

„Hier wartet dein alter Platz auf dich," ſagte er und ging dem Fenſter zu. Aber ſie war nicht gefolgt. Dem Fenſter gegenüber, am Ofen, blieb ſie ſtehn, den Kopf mit dem aufgelöſten Haar gegen die weißen Kacheln gelehnt, die Hände auf dem Rücken verſchränkt. Ganz verſonnen ſah ſie hinauf zur Zimmerdecke mit fragenden Augen und träumeriſchem Geſicht.

„Was iſt dir?" fragte er unruhig, „— Ruth! — was iſt dir?"

Es drängte ihn, ſie in die Arme zu ſchließen, — ſie wachzuküſſen: „Du liebſt mich, — du liebſt mich ja! Du weißt es noch nicht, aber ich weiß es für dich! Weiß es gewiß, — fühle es, ſehe es, daß ſie da iſt, — daß deine Liebe, die Liebe des Weibes, da iſt!"

Aber er ſchwieg.

Ja, ſie war da, — und doch konnte er ſo nicht handeln, ſo nicht ſprechen, ohne ſie zu verſcheuchen. Sie war da, — wie das Rotkehlchen auf dem ſchaukelnden Zweig, das aufflog bei ſeinem Nahen. Sie war da, — aber greifen konnte er ſie nicht.

Erik blickte einen Augenblick ſchweigend in den Garten hinaus, dann ſetzte er ſich in den alten Lederſeſſel am Fenſter.

„Du biſt alſo doch nicht heimgekommen, Ruth," ſagte er, „nicht ganz zurückgekommen zu mir. Irgend etwas in dir verſchließt ſich vor mir, — will mich nicht

einlaſſen. Nicht bis in den geheimſten Winkel deiner Seele. Nicht in alles. Ich bin dir fremd geworden."

Da löſte ſie ſich vom Ofen, ſie flog zu ihm, ſie glitt nieder zu ſeinen Knieen, — ganz blaß.

„Ja!" ſagte ſie außer ſich, „— fremd, — etwas Fremdes, — ich kann es nicht verſtehn und quäle mich."

„Was iſt es? Sage es mir."

„Ich kann nicht," murmelte ſie.

„Doch, doch! Du kannſt. Mußt es wieder lernen, — zu ſprechen, oder auch nur zu ſtammeln, aus dem Innerſten heraus, — noch aus dem Unklarſten, Unverſtandenſten —. Es iſt nur Scheu. Ueberwinde ſie."

„Es iſt, — im Kuß war es," ſagte ſie leiſe.

„Hat es dich verletzt, — daß ich dich geküßt habe?"

„Mich?! verletzt? mich?! nein! — was liegt an mir?"

„— Für mich — alles, Ruth. — Aber warum quält es dich dann?"

Sie verbarg ihr Geſicht in ihren Händen.

„— Weil, — es iſt dasſelbe, was im Brief war, nur in dieſem einen, — als ob er gar nicht von Ihnen kam, — und dann: wie ich von Ihrer Frau ſprach, im Garten, — und dann: im Kuß, — da fühlte ich es ganz deutlich, das Fremde darin, und daß es — —"

„Daß es —?"

„Daß es nicht ſein ſoll," flüſterte Ruth, „weil es iſt, als ob Sie es nicht ſind. Ein Fremder. Ein Schlechterer."

Er antwortete nicht.

Wie ſie aufblickte, ſchüchtern, fragend, da hatte er die Augen geſchloſſen.

Nach einer Pauſe ſagte er mit gedämpfter Stimme:

„Du täuſcheſt dich. Es iſt nichts Fremdes, — nichts Schlechtes. Ich bin es ſelbſt, — und in dir ſelbſt iſt es, — du erkennſt es nur nicht, — mit deinen Kinderaugen.“

Er ſtrich ihr über das Haar hin, und ſah hinweg über ſie, die, den Kopf unter ſeiner Hand gebeugt, erwartungsvoll lauſchte.

„Weißt du noch, — als du das erſte Mal hier warſt, — was wir da an dieſer Stelle miteinander ſprachen, und was ich dir verſprach? Ich wollte dich aus der Welt der Phantaſie, in der du träumteſt, in die Welt des wirklichen Lebens führen. Das iſt damals geſchehen, Ruth, und du biſt nicht das Kind mehr, das träumt, ſondern ein voll erwachender Menſch, der lebt, — lebt mit allen ſeinen jungen Kräften. Aber weißt du, wodurch das gelang? wodurch ich dich ſo in deinem ganzen Weſen habe beſtimmen und entwickeln können? Nur weil es einen einzigen Punkt gab, wohin ſich alle vertriebenen Traumgeiſter, alle verſtummten Märchen, alle Mächte der zaubernden und dichtenden Phantaſie flüchteten. Dieſer Punkt war dein Verhältnis zu mir. Da ging dein Blick noch nicht auf die Wirklichkeit, ſondern, über jede Wirklichkeit weit hinaus, auf alles, was einem Kinderherzen anbetungswürdig iſt. Da lebteſt und gehorchteſt du nicht einem Menſchen, ſondern einem über alle Menſchen emporgehobenen Bilde, — in deinem Innern. Aber dieſe ganze Traumſchönheit, Ruth, in der dein Verhältnis zu mir noch ſteht, — ſie iſt dennoch nur eine glänzende, ſtrahlende Form, eine kindliche Umhüllung, — nicht das Weſentliche daran. In ihr ſchläft, wie in einem Märchen, die dir unbekannte Wirklichkeit und Menſchlichkeit und

wartet darauf, daß ſie erwachen darf. Erwachen aus dem Traum zum Leben, wie dein ganzes übriges Weſen.“

Er brach ab.

Sie ſah aufmerkſam und ernſthaft auf, bemüht, ſeinen Worten genau zu folgen.

„Deine ſchönen Märchengeſchichten,“ fuhr er nach einer kurzen Pauſe fort, „habe ich dir zerſchlagen müſſen, weil ſie dein volles Leben aufhielten. Das ſchmerzte nicht ſehr, denn die ſaßen ja nur in deinem Kopf. Wenn ich nun die Phantaſiewelt zerſtören muß, die mit deinem ganzen Herzen verwachſen iſt, — und dir Schmerz damit zufüge, — wirſt du dein Vertrauen behalten, Ruth, — deine Liebe — zu mir?“

Sie verſuchte aufzuſtehn, ein Gefühl der Angſt überkam ſie plötzlich. Er hielt ſie zurück.

„Höre mich, Ruth. Wenn ich dir nun ſagen würde: der Brief, daß der dir fremd klang, war, weil ich ſelbſt in Zweifel und Zwieſpalt und Angſt war; — daß ich dich küßte, war, weil ich nach Glück durſtig war und mein Glück länger nicht entbehren kann; — daß ich es nicht ertrug, dich von meiner Frau ſprechen zu hören, war, weil — ich keine Frau mehr habe, — weil ſie ſich von mir trennen wird.“

„Nein!“ ſagte Ruth atemlos, „das würd' ich nicht glauben. Nicht glauben, auch wenn Sie es mir — —. Nie und nimmer kann das ſein. Kann nicht. Denn ſie — ſie war ja ſo glücklich — bei Ihnen.“

„Sie?“ antwortete er ſchwer, „— ja, Ruth, — ſie war es wohl, — früher. Nicht ihretwegen muß es ſein. Meinetwegen. Deinetwegen.“

Ruth hatte ſich langſam erhoben. Auf ihrem Ge-

ſicht prägte ſich ein grenzenloſes Befremden aus, — Zweifel, Unglaube, ja, Entſetzen prägte ſich darauf aus. Ihr war, als müſſe ſie nach einem Entfernten, — nach Erik rufen, — ihn zu ihrer Hilfe rufen, vor einem Unverſtandenen, Unbekannten. Aber er — er war es ja gerade, der da vor ihr ſtand —.

Erik ſah den Wechſel in ihren Zügen, die Selbſtbeherrſchung verließ ihn. Er fühlte nur noch Angſt, — die Angſt, ſie zu verlieren.

„Ruth!“ rief er, „verzeih, daß du vor mir gekniet haſt. Ich will es thun, vor dir. Nur ſei mein! Nicht nur mein Kind mehr, — du biſt kein Kind mehr, — ein Weib, — mein Weib!“

In dieſem Augenblick wurde die Thür vom Flur aus aufgeriſſen. Jonas erſchien auf der Schwelle. Er trat nicht ein. Er warf die Thür wieder ins Schloß. Man hörte ihn ſich entfernen.

„Jonas!“ murmelte Ruth, halb bewußtlos, „— wir müſſen, — er hat gehört, — wir müſſen nach Jonas ſehen.“

Während ſie es ſagte, ertönte ein dumpfer Fall. Erik ſprang auf. Ruth war ſchon bei der Thür. Sie öffnete ſie.

Im Flur lag Jonas am Boden, — lang hingeſtreckt. Mit dem Kopf war er im Fallen gegen den Mantelſtänder geſchlagen. Ueber ſeine linke Schläfe träufelte Blut.

Ruth ſtieß die Mittelthür auf. Sie half Erik, ihn hineinzubringen in das anſtoßende Zimmer, auf ſein Bett. In den nächſten Minuten ſprachen ſie kein Wort. Sie waren ſtumm um ihn beſchäftigt.

„Die Wunde iſt gering,“ ſagte Erik nach einer kurzen

Weile halblaut, — und dann, über ihn gebeugt: „Er kommt zu ſich.“

Ruth fuhr zuſammen. Sie trat vom Bett zurück; ihre Augen richteten ſich auf Jonas mit einem Ausdruck des Grauens, daß er ſie erkennen, — daß er ſie ſehen könnte.

Sie machte Erik ein ſtummes Zeichen, und ging leiſe in ſein Arbeitszimmer zurück.

Dort blieb ſie verwirrt ſtehn.

Hier? Hier konnte ſie noch weniger bleiben. Wo denn? Nirgends konnte ſie bleiben, — nirgends. Im ganzen Hauſe nicht. Sie mußte alſo fort. Fort, ehe Erik kam. Fort, ehe Jonas kam.

Und unwillkürlich wandte ſie ſich wieder der Thür zu, durch die ſie ſoeben aus dem Schlafzimmer eingetreten war.

Nein, — wohin? Dorthin durfte ſie nicht! Abſchiednehmen? von wem? Ohne Abſchied mußte ſie fort. Heimlich. Unbemerkt. — Für immer?

Sie trat in den Flur hinaus, — wie hinausgetrieben von ihren eigenen verwirrten Gedanken. Dort blieb ſie von neuem zaudernd ſtehn.

Auf dem Boden, wo Jonas mit dem Kopf hingeſchlagen war, ſah man ein paar kleine hellrote Flecke. Darüber, am Ständer, hing Eriks Mantel.

Der weite, dunkle Reiſemantel, den er damals trug, — als ſie fort ſollte, — und er heimkehrte, — und als ſie ihm an die Bruſt fiel. — —

Ruth ſtand und ſtarrte den Mantel an. Mit klopfendem Herzen und verhaltenem Atem.

Und plötzlich, da wachte es auf in ihr und riß alle

ihre Gedanken mit sich fort, — wild, glühend, unerträglich, — das Trennungsweh.

Mit den Händen faßte sie in den Mantel, sie vergrub ihr Gesicht in seine losen, weichen Falten, mit geschlossenen Augen atmete sie den schwachen Duft in sich ein, der sie an Erik erinnerte, mit bebenden Lippen küßte sie den Saum.

Damals, — wenn er ihr befohlen hätte, ihm zu folgen, wohin es sei, wozu es sei, — bis in den Tod, bis in das Verbrechen hinein, — hätte sie es nicht blind gethan?

Sie drückte die Zähne zusammen; sie stöhnte, und ihr war, als müßte sie gleich laut schreien.

O Gott, auch jetzt, — wenn er ihr befohlen hätte, ihm zu folgen, wohin es sei, wozu es sei, — sie hätte es blind gethan! Blind gehorchend, — gegen allen Augenschein, gegen alles eigene Wissen und Verstehen! Mit ihr durfte er thun, was er wollte. Was ihr auch durch ihn geschehen mochte, — was lag an ihr? Er aber mußte für sie da oben bleiben, wo sie ihn gesehen, — sein Leben und sein Haus mußten bleiben, was sie gewesen, — an ihm lag Alles!

War es sonst noch Erik?

Sie sah ihn vor sich, wie in weiter Ferne, wie er im vergangenen Mai im Mittagssonnenschein dastand, lichtüberstrahlt, die kranke Frau in seinen starken Armen. So hatte Ruth ihn zuerst mit ihr gesehen, — so ihn geliebt und angebetet, daß selbst das Mitleid darüber verflog. „Du allzuleichte Last!“ scherzte er, und Klare-Bel lachte dazu und schlang vertrauend die Hände um seinen Nacken.

Aber nun — nun riß er ihr die Hände vom Nacken, und das glückliche vertrauende Lachen verstummte, — und

ſie, die ſich an ihm feſtgehalten, ließ er fallen, — er öffnete die Arme und ließ ſie, die Hilfloſe, zu Boden fallen, — denn eine Laſt war ſie, eine allzuſchwere Laſt für ſeine Kraft. Frei haben mußte er die Arme, die ſich ausbreiteten nach Ruth.

— — — — — — — — — — — —

Ruth richtete ſich auf; ſie ſtrich das Haar aus ihrem Geſicht und ſchlich langſam zurück in Eriks Arbeitsſtube. Auf dem Schreibtiſch lag ein Haufen weißer unbeſchriebener Blätter. Sie beugte ſich darüber und fing an zu ſchreiben. „Ich muß fortgehen!“ ſchrie es in ihr. Aber Eriks Bleiſtift formte die Buchſtaben ganz anders. So kam heraus: „Ich gehe nicht fort. Ich gehe und bleibe Ihr Kind.“

Sie blickte auf die zitternden Bleiſtiftſtriche nieder wie auf eine fremde Schrift. Das wollte ſie alſo thun? Ja, das wollte ſie. Er hatte ja heute geſagt, das alles ſei nur in ihrer Phantaſie geweſen, in ihrer Einbildung, daß ſie ſich als ſein Kind gefühlt habe, — ſo ganz als ſein Kind. Aber es konnte doch noch eine Wirklichkeit werden. Wenn ſie ſelbſt es verwirklichte. Es in ihrem ganzen künftigen Leben verwirklichte. Wenn ſie ganz das wurde, was er ſie gelehrt, was er mit ihr gewollt, als er ſie zu ſich nahm. Ein Stück von ihm, ein Werk von ihm. Sie hatte ja alles von ihm, — nur von ihm allein. Sie kannte alle ſeine Gedanken, alle ſeine beſten. Die ſollten lebendig werden, nicht nur geträumt: gelebt. Von ihr für ihn.

Ruth nahm das Papier vom Schreibtiſch und legte es auf den Lehnſtuhl.

Aber trotz dieſer kühnen Vorſätze war ihr gar nicht

kühn zu Mut, ſondern elend und hilflos. Sie hatte ein einziges namenloſes Verlangen: ſich auf den Boden zu werfen und zu weinen. Erik herbeizuweinen.

Aber da vernahm ſie in ihrem Herzen ſeine Stimme, — ſeinen eindringlichen, kurz überredenden Ton: „Den eigenen Willen feſthalten! Haltung! Sich ſelbſt gehorchen, — hörſt du?“

Das war doch ſonderbar. Klarer, ſicherer, weſenhafter denn je ſtand er ihr bei: Erik gegen Erik.

Leiſe ſchlich ſie ſich aus dem Hauſe.

Unten erſt, an der Gartenpforte, blieb ſie ſtehn und blickte zurück.

Nein, dafür konnte er nichts, — Erik konnte nichts dafür, daß er anders war, und daß das Leben anders war, als ſie es ſich ausgedacht hatte. Im wirklichen Leben gab es nun einmal ihre Phantaſiegeſchichten gar nicht. Die mußte man erſt hinzuthun.

Und hatte ſie alles das nicht nur geträumt, — das ganze verfloſſene Jahr? Wie ſie ſo daſtand im Sonnenſchein und Vogelgeſang, da mochte es ihr wohl ſcheinen, als ſei ſie zurückgekehrt zum vergangenen Mai, wo ſie bange und allein, arm und einſam, hier an der Pforte lehnte und in den Garten ſah. Damals meinte ſie: von hier ginge der Frühling aus, der ganze wunderſchöne, der draußen blühte. Und da träumte ſie ſich ein Märchen, das „allerſchönſte von allen“.

Ja, das allerſchönſte von allen.

So ſchön, daß ſie es nie wieder vergeſſen konnte. Nein, niemals.

So ſchön, daß ſie es nie hergeben konnte für etwas andres, was ihr das Leben bot. Niemals.

So schön, daß es nichts mehr geben konnte, — im ganzen Leben nichts, — was sie nicht immer daran messen, immer damit vergleichen, — und zu gering befinden würde.

— — — — — — — — — — — —

Ruth öffnete die knarrende Pforte und trat auf die Straße hinaus. Ohne es selbst zu wissen, hob sie ihre Hand und strich leise, liebkosend über die kahlen harten Fliederzweige hin, die den Zaun in dichtem Buschwerk umwuchsen.

Dann ging sie, ohne sich noch umzuwenden, mit gesenktem Kopf den Landweg zwischen den Birken zurück zur Station, und ihr langes loses Kinderhaar flatterte im Frühlingswinde. —

* * *

Erik stand noch bei Jonas am Bett. Jonas hatte die Augen aufgeschlagen, den Vater neben sich erblickt, war zusammengezuckt und hatte von neuem die Augen geschlossen. Kein Wort fiel zwischen ihnen.

Erik begriff nun den ganzen Zusammenhang, begriff vieles, wofür ihm wohl eher das Verständnis hätte aufgehen müssen, wenn er Gedanken dafür übrig behalten hätte. Der atemlose Fleiß von Jonas, seine Begierde nach Selbständigkeit, sei es auch im engsten Leben, — dieser Anstrich von Philistrosität, diese Abkehr von aller fröhlichen Unbesonnenheit und Thorheit wurden Erik jetzt verständlich. Nicht Mangel an Temperament, an Jugendfeuer war das gewesen, — sondern eiserne Ausdauer, Selbstbeherrschung.

Kinderei oder nicht, — es lag Kraft darin. Er achtete seinen Jungen.

Aber der — — achtete ihn nicht.

Jetzt, in dieser Stunde nicht. Ein ganz neues Verhältnis zu seinem Sohn, ein ganz neuer Kampf erwartete Erik jetzt, und er mußte nun seine volle Kraft zusammennehmen, um darin zu siegen.

Ein leises Knarren der Gartenpforte weckte ihn aus diesen Gedanken. Bei dem kaum hörbaren Geräusch durchblitzte ihn ein plötzlicher Schreck.

Er öffnete die Thür zu seinem Arbeitszimmer. Ruth war nicht darin. Er ging über den Flur in das Wohnzimmer. Ruth war nicht da.

Erik stieg in den Garten hinunter. Eine furchtbare Beklemmung drückte ihm die Brust zusammen.

„Ruth!“ rief er laut, und erkannte seine eigene Stimme nicht.

Alles blieb still. Es blieb still, wie weit er auch hineinging, bis an die Bank vor dem Gehölz.

Nur ein Rotkehlchen saß auf dem Birkenzweig über der Bank und sang.

Es ließ sich nicht einmal durch die Menschenschritte schrecken; ganz regungslos saß es da, mit erhobenem Köpfchen, ganz selbstvergessen, — und sang und sang in den grauen Frühling hinein —.

Digitized by Google

Digitized by Google

PT 2601 .N4 R8 1895 C.1
Ruth :
Stanford University Libraries
3 6105 040 063 427

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
CECIL H. GREEN LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(~~415~~) 723-1493
(650)
All books may be recalled after 7 days

DATE DUE

28D MAY 1 0 1997
FEB 24 2004
JAN 05 2004-ILL
JUN 0 3 2005

Digitized by Google